Historische Hausbibliothek.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Friedrich Bülau.

Sechsundzwanzigster Band.

Geschichte Franz Sforza's

von

Dr. Friedrich Steger.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1853.



Weger & Singer sc. Lpzg.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Geschichte
Franz Sforza's

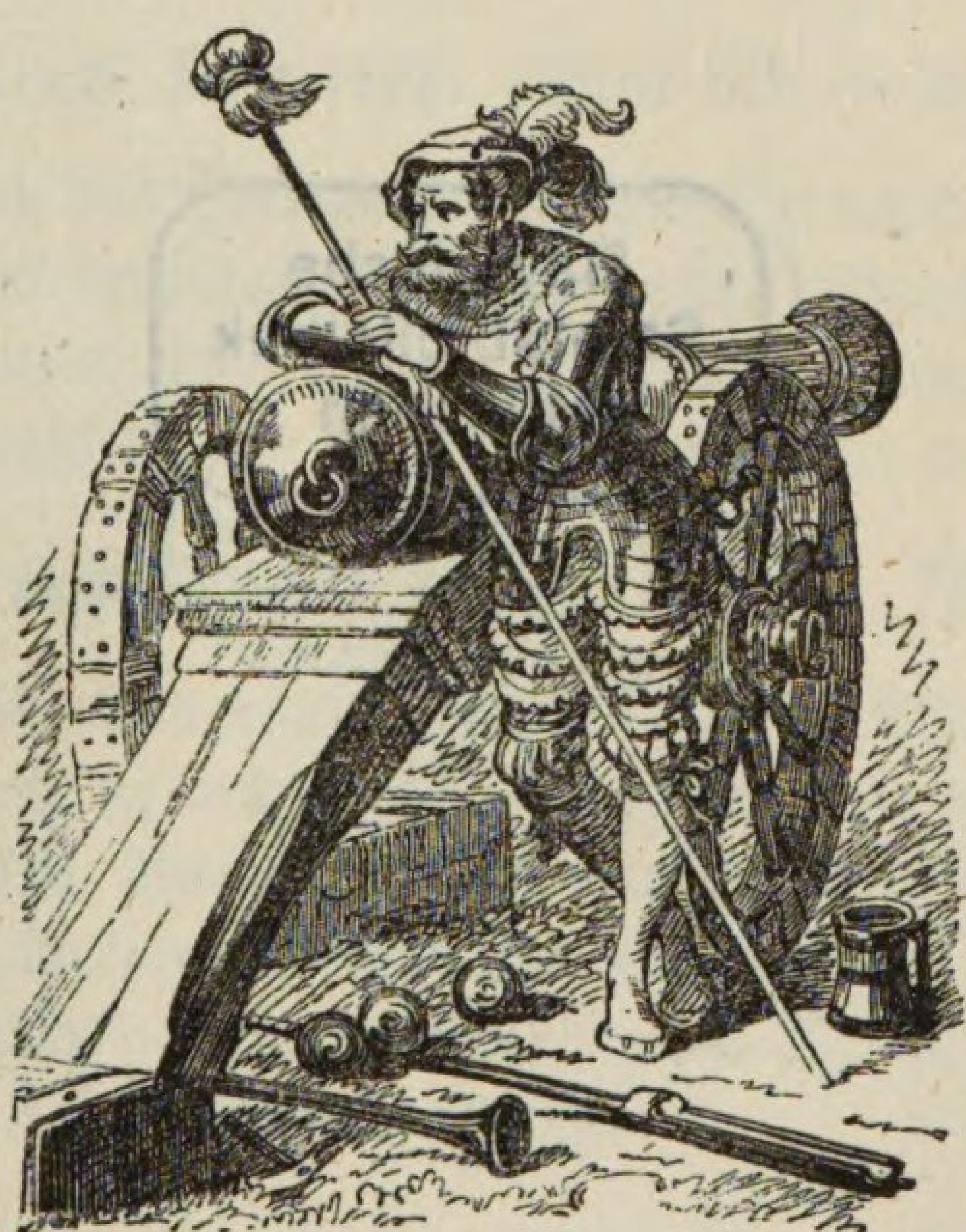
und

der italienischen Condottieri.

Von

Friedrich Steger.

Mit dem Portrait Franz Sforza's.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1853.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Einleitendes: Longobarden und Franken. — Das Lehnswesen in Italien. — Die Normannen. — Die Städte und ihr Heerwesen. — Verfall der städtischen Freiheit. — Der Adel gelangt durch die Stadtvogteien zur Gewalt. — Die Familie der Ezeline von Romano. — Manfred, Konradin von Schwaben, Karl von Anjou. — Die Schlachten von Benevent und Tagliacozzo. — Der Sturz des hohenstaufischen Hauses leitet in Italien das eigentliche Söldnerwesen ein.

Mit dem Untergange des römischen Reichs verschwand das römische Heerwesen, dessen Verfall eine der wirksamsten äußern Ursachen gewesen war, daß die deutschen Waffen den Thron der Cäsaren erschüttert und zuletzt umgestürzt hatten. Lange und von verschiedenen Völkern wurde um die Beute gestritten; endlich — es war im Jahre 568 n. Chr. — erschienen die Longobarden und errichteten ein Reich von zweihundertjähriger Dauer. Sie kamen aus den ungarischen, kroatischen und slawonischen Gebieten, welche die alte Welt unter dem Namen Pannonien begriff, und nach der gewöhnlichen, wenig zuverlässigen Erzählung hätte der oströmische Feldherr Narses, der Besieger der Ostgothen, selbst sie herbeigerufen. Es wird nämlich gesagt, daß der Eroberer Italiens am Hofe von Byzanz sich Feinde gemacht und die Kaiserin Sophia ausgerufen habe: ihm, dem Verschnittenen, gebühre eigentlich ein Weiberanzug und ein Spinnrocken. Da habe Narses geantwortet: „Nun, so will ich denn einen Faden spinnen, dessen Ende die Finger der Kaiserin nicht finden sollen;“ und sogleich seien Boten von ihm nach Pannonien gegangen, um den Helden Alboin herbeizurufen.

Die Longobarden brachten die Heeresordnungen ihres Vaterlandes nach Italien. Jeder freie Longobarde war Wehrmann; das Recht, Waffen zu tragen, schloß alle bürgerlichen Rechte in sich ein; die kriegerische Eintheilung des Volks nach Zehnten, Hunderten u. s. w. gab die Normen für die Einrichtung der Bezirke und Gerichtssprengel; die Kriegsämter waren mit der richterlichen Würde verbunden; das Symbol der königlichen Macht war nicht das Scepter, sondern die Lanze. Als die Longobarden bereits von den Alpen bis zum Volturno herrschten, blieben ihre Einrichtungen noch so einfach, wie die eines lagernden Heeres. Die Gleichheit der Freien wurde eifersüchtig bewahrt: die Könige, Herzöge und Grafen waren im Kriege Heerführer, im Frieden Richter, zu keiner Zeit Herrscher; die Verschiedenheit der Waffen und der Ausrüstung, welche beim Aufruf des Heerbannes bei den Einzelnen sich zeigte, war ein Beweis ungleicher Vermögensverhältnisse, führte aber zu keiner Auszeichnung der Reicheren. Das Lehnswesen kannten die Longobarden nicht; jedoch kamen unter ihnen, namentlich in der letzten Zeit ihrer Herrschaft, Gebräuche und Einrichtungen auf, welche dem spätern Anschluß an die allgemeine Standesordnung des Mittelalters vorarbeiteten. Aus den altdeutschen Geleiten, die bei jedem Kriegszuge um einen Führer oder Herzog sich sammelten, entstand das Gesinde, das in der gewöhnlich kurzen Friedenszeit bei dem Führer blieb und entweder im nächsten Kriege, oder für inzwischen geleistete Dienste eine Belohnung erwartete. Aus dem Gesinde wählte der König, der Herzog seine Boten und Grafen; für die Dienstleistungen entschädigten Länderschenkungen. Diese, welche bei den Longobarden Ehren (honores) hießen, gaben nur den Nießbrauch des Guts, nicht den lebenslänglichen, noch weniger den erblichen Besitz; doch konnte sie der König, wie auf Jeden, so auf den Sohn des Beschenkten übertragen. Endlich übte der Vermögensunterschied doch insoweit seine Wirkung, daß der Felddienst zu Pferde, der in Folge der Vertheilung des Volks über ein großes Ländergebiet nach und nach der wichtigste wurde, in größere Achtung kam, als der Felddienst zu Fuß, den die Aermeren leisteten. Schon bei den Longobarden wurde der Ausdruck „reiten“ gleichbedeutend mit „in den Krieg ziehen“. Die Gesetze befestigten diesen dem Reiterdienst gegebenen

Vorzug. Bei schweren Strafen war die Verletzung eines fremden Pferdes verboten; wer eine Heerde Pferde ohne Erlaubniß des Königs zum Faustpfande nahm, litt die Todesstrafe, als hätte er einen Freien erschlagen.

In glücklichen Kriegen dehnten die Longobarden ihre Herrschaft aus; auch Ravenna und die sogenannten fünf Städte — Rimini, Pesaro Fano, Sinigaglia, Ancona — mußten sich ihnen unterwerfen. Nun bedrohten sie Rom, wo die Päpste sich bereits einer Art von weltlicher Herrschaft erfreuten. Da erschien Papst Stephan I. im Gewande eines Büßenden vor Pipin dem Kleinen, und bat ihn, den Schirmherrn Roms, um Hilfe für die hartbedrängte Kirche. 754 und 755 erzwang Pipin zweimal den Uebergang über die Alpen, belagerte eben so oft Pavia und erkämpfte für den Papst den Besitz von Ravenna, den Fünfstädten und andern Orten unter fränkischer Oberhoheit. Damit war der Grund zur weltlichen Macht der Päpste gelegt, und das longobardische Reich hatte den ersten erschütternden Stoß empfangen. Ein tapferes Volk will an sein Unglück lange nicht glauben. Trotzig setzte Desiderius die Feindseligkeiten seines Vorgängers gegen Rom fort, gewährte der vor Karl dem Großen fliehenden Witwe Karlmann's Aufnahme, und zog so die Macht des Frankenkönigs auf sich. Sechs Monate widerstand Pavia den Franken; als die Stadt gefallen, Desiderius gefangen war, erklärte Karl sich selbst zum König der Longobarden. Einige Aufstände, welche noch vorkamen, änderten nichts an dem Schicksal des unterworfenen, mit seinen Besiegern nach und nach verschmelzenden Volks.

Die Grundlage der fränkischen Heeresverfassung war, wie bei den Longobarden, die allgemeine Wehrpflicht, der Heerbann. Karl der Große hielt diese Verfassung mit Strenge aufrecht, er zerstörte sie aber selbst durch den allzuhäufigen Gebrauch, den er davon machte. Die nie aufhörenden Kriege, die er an den Grenzen seines unermeßlichen Reichs führte, die den Heerbann an den Ebro, an die Weser, an den Po, an die Donau und Drau riefen, machten die allgemeine Wehrpflicht zur drückendsten aller Lasten. In diesen ewigen Kriegen wurde eine unter ähnlichen, minder ungünstigen Verhältnissen entstandene Gewohnheit ganz allgemein. Der Arme gab sein Freiloos (Allode) einem

Mächtigen in Schutz, der fortan für ihn die Kriegspflicht erfüllte, aber ihn dafür als seinen Dienstmann hielt. Aus politischen Gründen, um sich Anhänger in den eroberten Gebieten zu erwerben, begünstigte Karl der Große das entstehende Uebergewicht der Reichen. Er ließ den Lombarden nicht blos die Ehren, welche sie früher besessen hatten, sondern machte auch die Besitzungen erblich. Die nun zur Austheilung kommenden Güter hießen Beneficien und wurden von den Ehren unterschieden; bald verschmolzen die beiden Benennungen miteinander und gingen später in der allgemeinen Bezeichnung Lehn (Feod, feudum) unter. Karl dem Großen galt die Vertheilung des Landes unter die mächtigsten und treuesten Krieger als ein Bindemittel für den aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten Staat, und war dies wirklich. Die Schwäche seiner Nachfolger und ganz besonders die unter denselben sich häufenden Thronstreite machten die Großen übermüthig und halfen das Reich zerstückeln. Die Thronprätendenten überboten sich in der Anerkennung der Erblichkeit der Beneficien; sie vertheilten Immunitäten und Exemtionen, mit ihrer Bewilligung schufen sich die Inhaber der großen Beneficien durch die Begabung mit Ländereien ein eigenes Interesse und ein Heer von Anhängern.

In den Zeiten, welche auf den Untergang der Karolinger folgten, vollendete sich der Aufbau des Lehnswesens. Es waren böse Tage, fast so schlimm als jene, in denen die Barbaren der Völkerwanderung Italien überschwemmten. Ungarn und Sarazenen brachen in das Land; mächtige Herzöge: Guido von Spoleto, Berengar von Friaul, Hugo von Provence, Rudolf und Lothar von Oberburgund, Berengar von Ivrea; stritten in unaufhörlichen Fehden um die Oberherrschaft; die wilde Parteiung erzeugte hunderte von kleinen Tyrannen; auch die nie fehlenden Trabanten des Kriegs, Hunger und Pest, stellten sich ein. Das arme geängstigte Volk glaubte die Zeit gekommen, die nach der christlichen Prophezeiung dem jüngsten Tage vorangehen soll; der fromme Glaube sah schon die Feuer hervorbrechen, welche diese heillose Welt zerstören würden. Einen gesetzlichen Schutz gab es nicht; wer nicht zwischen den streitenden Haufen zertreten werden wollte, mußte sich einem Mächtigen anschließen, sein Eigenthum, oder wenn er ein solches nicht

hatte, seine Freiheit hingeben. Der Stand der Freien hörte auf; mit ihm verlor die Grafenwürde ihre Bedeutung; das Lehnswesen überwucherte den ganzen Staat. Die Güter, die Aemter wurden Lehen, selbst die sogenannten Regalien, das Münzrecht, der Blutbann, das Recht, Steuern zu erheben, Festungen zu bauen u. s. w., auf der andern Seite ebenso gewisse Nutzungsrechte von Weiden, Flüssen, der Jagd, von Backöfen, Bienen u. a. m. Die Lehnsverhältnisse verschlangen sich ineinander, aber in der sonderbarsten Weise. Der Lehnsherr hatte seine Vasallen, diese wieder ihre Aftervasallen; aber er selbst schuldete häufig einem Dritten gewisse Lehnsdienste; ein und derselbe Mann hatte mehrere Lehnsherren, von denen der eine dieses, der andere jenes fordern durfte. Der größte und der kleinste Besitz war im Lehnswesen vertreten; der große Vasall verfügte über Herzogthümer; der bäuerliche Lehnsmann, bald als Höriger verachtet, besaß eine kleine Hütte mit ein paar Ackern Landes, wovon er einen Tribut in Hühnern, Eiern, Geld und Handdiensten entrichtete, oft ohne je ein Vermögen erwerben zu können, da seine Ersparnisse dem Herren gehörten, wenngleich dieser in den meisten Fällen nur ein Hintersasse war.

Die Kirche gab und empfing Lehen; die Sitte der Zeit sah sogar in jeder höhern geistlichen Stelle ein Feudum, woraus der bekannte Investiturstreit entstanden ist. Eine besondere Bedeutung erlangten die Vögte, deren zwei jeder Kirche vom Kaiser Lothar bewilligt wurden, um sie vor Gericht, im Zweikampf und beim Kriegsdienst zu vertreten. Als unter den sächsischen Kaisern fast jede Stadt Oberitaliens einem Bischof sich unterwarf, wurden die Vogteistellen wegen der damit verbundenen Vortheile sehr gesucht und, wie Alles, erblich. Diese erblichen Vögte benutzten dann jede Verlegenheit der Kirche, jede Kriegsgefahr, um Schenkungen an Gütern, Schlössern und Privilegien zu erpressen. Die mächtigsten unter ihnen belehnten Untervögte, erwarben die Vogteistellen für mehrere Kirchen und geberdeten sich wie Schutzherren. Dies war der Ursprung mehrerer großer Familien, unter andern der gefürchteten Ezeline.

Wenn es den Karolingern in ihrer Machtfülle unmöglich geworden war, das in alten Gewohnheiten wurzelnde Fehderecht aufzuheben, so

mußte dieses Recht in der spätern schwachen oder herrenlosen Zeit die größte Ausdehnung gewinnen. Jede Fehde des Lehnsherrn verwickelte alle Vasallen in den Streit; unter gewissen Voraussetzungen war auch der Lehnsherr dem Vasallen, bei dessen Fehden, Beihilfe schuldig. Da nur das Schwert Macht und Reichthum erwarb, da eine Beleidigung nicht zu rächen für unmännlich galt, da bei jeder Fehde noch besondere Privatfeindschaften sich einmischten, die bei dieser Gelegenheit ihre Befriedigung suchten, sodaß ein Kampf häufig Jahre lang fortdauerte, nachdem die ursprünglichen Feinde sich davon zurückgezogen hatten, so würden die Kämpfe kein Ende gefunden haben, wenn der Gottesfriede, die wohlthätige Erfindung der Kirche, nicht einigermaßen Einhalt gethan hätte. Drei Tage in jeder Woche mußten die Waffen ruhen, außerdem in der ganzen Zeit vom ersten Advent bis zum Dreikönigstage und vom Anfang der Fasten bis zum Ende der Osterwoche.

Der Lehnsvertrag pflegte die Anzahl der Krieger festzusetzen, mit denen der Vasall, auf den Ruf seines Lehnsherrn, im Felde zu erscheinen hatte. Dem kleinen Vasallen folgten einige Reisige und Bogenschützen*), die letztern zu Fuß. Der Krieg bestand in Plünderungen und Belagerungen; zu Schlachten kam es selten; in diesem Falle brachte ein blutiges kunstloses Handgemenge die Entscheidung. Die zahlreichen, mit allen vorhandenen Mitteln befestigten Burgen und Plätze konnten dieser Kriegszüge lachen; denn es fehlte das an Ordnung und Gehorsam gewöhnte, nach Kriegsregeln geleitete Fußvolk, das den gewaltigen Mauern hätte gefährlich werden können, und die Kenntniß der Belagerungskunst war bis zu den Kreuzzügen eine sehr dürftige. Man nahm einen festen Platz mit Sturm, womöglich durch Ueberfall, oder man hungerte ihn aus.

Im südlichen Italien erfolgte die Einführung des Lehnswesens durch die Normannen. Die Sage wie die Geschichte kennt die tapfern Seekönige, denen die nordische Heimath für ihren Unternehmungsgeist zu eng wurde, die mit wenigen Schiffen und geringer Mannschaft an

---

*) Die Armbrust kam erst mit den Kreuzzügen allgemeiner in Gebrauch. Bis dahin bediente man sich des Bogens und der Schleuder.

fremden Küsten landeten, raubten und kämpften, von keiner Beute abließen, die einmal in ihren Gesichtskreis getreten war, immer denselben Ort wieder heimsuchten, nach einer Niederlage, um sich zu rächen, nach einem Siege, um noch größern Gewinn zu machen, jedesmal aber mit stärkern Kräften kamen und endlich das scheinbar Unmögliche: die Eroberung ganzer Reiche, versuchten und durchführten. Ihre Unternehmungen gegen Süditalien begannen sehr klein und unbedeutend. Im Jahre 1016 kamen mehrere normannische Ritter, die nach Abenteuern aus waren, nach der St. Michaelskapelle am Berge Gargano in Apulien, wo sich ihnen, während sie ihre Andacht verrichteten, ein unzufriedener Bürger aus der griechischen Stadt Bari anschloß, der ihnen so lebhaft vorstellte, wie das schöne Land den feigen Herrschern abgenommen werden könne, daß die Ritter im nächsten Frühjahr mit größerer Macht zurückkehrten. Dieser Zug mislang nun zwar gänzlich, doch war den abenteuernden Rittern der Normandie der Anstoß einmal gegeben, und so kamen neue Haufen, die das Begonnene mit mehr Glück fortsetzten. Unter diesen ist vorzüglich der Ritter Tancred von Hauteville mit seinen Söhnen, Wilhelm Eisenarm, Drogo, Hunfried, Roger und Robert Guiscard zu nennen. Diese schlugen Griechen und Sarazenen, erwarben nach und nach Apulien und Calabrien und eroberten selbst Sicilien, wo die Araber in die Gebirge im Innern der Insel zurückgedrängt wurden. Die Freundschaft der Päpste gab diesen Eroberungen Bestand.

Das Muster ihrer Lehnsverfassung brachten die Normannen aus Frankreich mit, und so machten sie auch aus der Ritterschaft, nach französischem Vorbilde, einen abgeschlossenen Stand, zu dem nur die Geburt oder die Gnade des Königs Zutritt gewährte. Die Freien, welche sie vorfanden, nahmen sie zum kleinern Theil in ihre Ritterschaft auf; zum größern Theil machten sie dieselben zu Dienstleuten der Kirche oder der Vasallen. Die Ritterschaft erhielt ihre Standesverfassung; der reichere und mächtigere Theil tritt unter dem Namen der Barone in der Geschichte Süditaliens mit besonderer Bedeutung hervor; der minder angesehene Theil erscheint als niederer Adel, als Ritterschaft im engern Sinne. An die Spitze der Barone stellte die Lehnsverfassung den Reichsconnetable, der zugleich der Vorstand des gesammten Adels war; der

niedere Adel theilte sich nach Bezirken ein, von denen jeder einen Baron zum Connetable hatte.

Zwischen dem Po und dem Garigliano erwuchs nach und nach eine Macht, deren endliche Entwicklung dem Lehnswesen hemmend in den Weg trat. In den Städten hatten sich die altrömischen Verhältnisse noch am reinsten erhalten; das römische Recht behauptete in ihnen eine fast ungekränkte Geltung; die erhöhte Bedeutung, die sie in den Völkerstürmen als Zufluchtstätten erlangt hatten, dauerte in den spätern Fehden ebenfalls fort. Die bischöfliche Macht, die in fast allen oberitalienischen Städten eingesetzt war, konnte sich gegen die dicht zusammengedrängte Volksmenge der Gemeinden auf die Länge nicht halten. Wie der Handel, trotz der Ungunst der Zeiten, sich hob, der Reichthum sich mehrte, erwachte der Hang nach Unabhängigkeit. Der Streit der weltlichen und geistlichen Macht über die Bischöfe war für die Städte ein günstiges Ereigniß. Viele Bischofsstühle wurden doppelt besetzt; der kaiserliche und der päpstliche Bischof machten sich ihren Sitz streitig, suchten sich eine Partei zu schaffen und theilten Rechte und Gerechtsame aus. Die kluge Benutzung dieser Verhältnisse setzte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Städte, einige früher, andere später, in den Besitz fast aller Hoheitsrechte. Der Handel, der besonders mit dem Beginn der Kreuzzüge in raschem Verhältniß zunahm, gab ihnen die Macht, ihre Rechte zu behaupten. Der Landadel litt theils durch diesen Umschwung, wenn er den Städtern die Straßen verlegte und dann regelmäßig unterlag; theils gewann er, wenn er Verträge mit ihnen schloß und sich in städtisches Recht aufnehmen ließ. Der minder mächtige Adel hatte schon früher in den Städten fast durchgehends Bürgerrechte gehabt; jetzt schloß auch der höhere Landadel sich den Städten so allgemein an, daß Kaiser Friedrich Rothbart, als er zum ersten Male über die Alpen ging, im obern Italien, außer dem Markgrafen von Montferrat, keinen selbstständigen Adel mehr fand. An eine schimpfliche Unterwerfung darf man dabei nicht denken; der Adel behielt auf seinen Burgen seine völlige Freiheit; in den Städten wurde er in die erste Bürgerclasse, der Capitane, aufgenommen, baute sich feste Burgen und Thürme, führte eine fürstliche Haushaltung und lieferte in Kriegen die

Feldherren für die städischen Reisigen. Selbst sein Fehderecht behielt er anfangs ungeschmälert; die Bürger gingen ruhig ihren Geschäften nach, während die Edelleute ihre Zweikämpfe ausfochten. Bei klugem Benehmen gelang es dem Adel, Aristokratieen zu gründen, wie in Venedig und Genua; wo er Parteiungen stiftete, die Bürger gegeneinander hetzte, wie in Pisa und andern Orten, schloß man ihn von den bürgerlichen Rechten aus, oder vertrieb ihn gar aus der Stadt.

Die Versuche des Kaisers Friedrich Rothbart, das kaiserliche Ansehen in Italien wiederherzustellen, brachten ihn sogleich in Conflict mit den Städten. Diese und zumal das trotzige Mailand wollten sich der Entscheidung nicht fügen, welche die kaiserlichen Rechtsgelehrten der Reichsversammlung auf den roncalischen Feldern *) zu Gunsten der kaiserlichen Macht abgegeben hatten, und so kam es zu den furchtbaren Kriegen, in denen Mailand, Tortona, Crema, Susa, Asti, Chieri und Spoleto zerstört wurden, die Zähigkeit der Bürger aber doch zuletzt die Oberhand gewann. In der Schlacht bei Legnano (12. Mai 1176), welche die Entscheidung brachte, hatte deutsche Tapferkeit die italienischen Gewalthaufen zersprengt, als sich im weitern Vordringen plötzlich eine Reihe Fußvolk zeigte, die mit gehobenen Schilden, mit gegen die Erde gestemmten Spießen, den Angriff erwartete. An dieser ehernen Mauer prallten die Ritter ab; vergebens warf sich der Kaiser selbst in das Getümmel; er und die Seinigen mußten zurückweichen; die Früchte aller frühern Siege waren unwiederbringlich verloren. Eine glänzendere Waffenthat hat das städtische Fußvolk nicht wieder ausgeführt.

Die Schlacht von Legnano enthüllt uns die großen Veränderungen im Kriegswesen, die eine Folge der politischen Umwälzungen in den Städten waren. Das verachtete Fußvolk des Lehnswesens bestand aus kleinen Leuten und Hörigen; in dem städtischen Fußvolk dienten die

*) Die roncalischen Felder lagen in der Nähe von Piacenza. So oft die deutschen Kaiser den Römerzug machten, beriefen sie dorthin alle Vasallen des Reichs, damit sie die Ehrenwache bei dem kaiserlichen Banner thäten, der Entscheidung der großen Rechtshändel beiwohnten und sich dem Zuge nach Rom anschlössen.

angesehensten Bürger, welche die Verfassung an der Regierung theilnehmen ließ, die im Kriege ebenso zu gehorchen, wie im Frieden zu befehlen verstanden. Freiheitsliebe und Ehrgefühl lebten in den neuen Kriegern mit gleicher Kraft; zum Zeichen des aufopfernden Gehorsams, den das Gemeinwesen von jedem fordere, schwebte über ihren Häuptern das große Stadtbanner. „Mit diesem Zeichen wirst Du siegen,“ rief ein Bürger von Padua seinem Sohne zu, als das Banner entfaltet wurde; „an diesem Zeichen hängt die Ehre, der Ruhm, die Lebenskraft unserer Gemeinde, sodaß es auf unserm ganzen Gebiet kein Schloß, keinen Ort in der Ebene, oder auf den Bergen giebt, den das Volk von Padua mit gleicher Kraft und Selbstaufopferung vertheidigen würde.“ Das Banner wurde dem Heere auf dem Fahnenwagen (carrocium, carroccio) nachgeführt, der in der Schlacht der Mittelpunkt des Heeres war. Entstanden mag der Fahnenwagen aus dem Karren sein, den die Mönche zur Erntezeit durch die Felder fuhren, auf dem an einer Stange eine Glocke angebracht war, deren Läuten die Bauern an die Entrichtung des Zehntens mahnte. Der Erzbischof Heribert gab diesen Karren seinen Diöcesanen, damit sie bei Angriffen der Reiterei einen Sammelpunkt hätten (1039). Mailand führte ihn von allen Städten am ersten ein, und der lombardische Bund folgte diesem Beispiel, Bologna im Jahre 1171, Parma vier Jahre später. Der Fahnenwagen hatte die Form eines gewöhnlichen, sehr großen Karrens, war ringsumher mit Scharlachtuch (auch andere Farben kommen vor) behangen und wurde von vier bis sechs Stieren gezogen, die man unter den stärksten auswählte. In der Mitte erhob sich eine Stange mit einem goldenen Apfel an der Spitze, unter dem das Hauptbanner der Gemeinde sich entfaltete. Der Raum oben war groß genug, daß sich darauf kämpfen und das Abendmahl austheilen ließ. Auserlesenes Fußvolk, die beste Reiterei und zwölf Trompeter, die in kurzen Zwischenräumen bliesen, begleiteten den Fahnenwagen; ihn den Feinden zu überlassen, wäre die äußerste Schande gewesen. Im Frieden hatte der Fahnenwagen seinen Platz in der Kathedrale; war der Krieg erklärt, so zog man ihn auf den Hauptplatz hinaus und läutete allabendlich mit den Glocken, damit die Bürger ihre Pflicht nicht vergäßen. Mit dem

Fahnenwagen zog man bei feierlichen Einholungen Kaisern und Päpsten entgegen; auf ihm wurden die Verträge zwischen Stadt und Stadt beschworen. In der Schlacht standen auf dem Wagen Geistliche und Wundärzte, zu geistlicher und körperlicher Erleichterung der Verwundeten. Dieses Feldzeichen hat sich so lange erhalten, als die Städte ihre Freiheit behaupteten.*)

Die freien städtischen Gemeinwesen stellten die allgemeine Wehrpflicht im vollsten Umfange her. Greise, Kinder, Gebrechliche und einige wenige Würdenträger waren vom Dienste befreit, zahlten aber entweder die Bogen- oder die Armbruststeuer, jenachdem sie bei der einen oder der andern Waffengattung eingeschrieben waren. Außer dem Glockengeläute kündigte lautes Rufen der Bannerträger, die mit geschwungenen Fahnen durch die Straßen eilten, einen Kriegszug an. Indessen die Bürger sich rüsteten, brannten Fackeln unter dem Thor, durch das der Ausfall geschehen sollte. Wer kam, nachdem die Fackeln erloschen waren, bezahlte für sein Verspäten eine Geldstrafe; auf gröberen Vergehen standen Ehrlosigkeit, Verbannung, Gütereinziehung. Der Bannerherr, der aus der Schlacht floh oder sein Banner senkte, erlitt Todesstrafe; seine Pferde und Waffen wurden verbrannt, seine Kinder, alle seine Nachkommen für ewige Zeiten verbannt. Wenn es sich um Sein und Nichtsein handelte, erreichte die Tapferkeit eine Höhe der Begeisterung, für die unsere Zeit keinen andern Namen als Fanatismus finden würde. Die alten Chroniken sind voll von Zügen heldenmäßiger Aufopferung, wovon das zartere Geschlecht sich nicht ausschloß. Als der Rothbart 1174 durch Christian von Mainz Ancona belagern ließ, und die Hungersnoth aufs Aeußerste gestiegen war, sah eine Frau aus edlem Geschlecht einen Krieger verschmachtend zu Boden sinken. Sie bot ihm die einzige Nahrung, die in ihrem Besitz war, die Milch ihrer Brust; aber der Krieger wies das Geschenk erröthend von sich, schwankte noch einmal zur Mauer und starb, nachdem er mit seiner Armbrust vier Feinde

---

*) Ausführlicher handelt vom Fahnenwagen: Ercole Ricotti, das Heerwesen der Städte, in den „Verhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Turin," zweite Folge, Theil 2.

getödtet hatte. Die Noth stieg noch höher; da eilten die Frauen der Stadt zu den Consuln und boten die eigenen Leiber zur Nahrung an. „Uns ist dieses Leben zur Qual," sprachen sie bittend, „so möge es denn euch und dem Vaterlande gehören. Hier begrüßten wir das Licht; hier wuchsen wir empor, hier lernten wir Liebe, Tugend, Religion kennen; mit unserm Leben statten wir dem Vaterlande nur seine Geschenke zurück.*)" Wo ein solcher Geist herrscht, da ist die allgemeine Volksbewaffnung an ihrem Platze.

Die Stadtwehr hatte dieselbe Eintheilung, wie die Stadt, nach Bezirken und Thoren. Jeder Bezirk hatte seine Consuln und Capitane, seine eignen Fahnen, seine Proviantmeister und seine Weiden vor dem Thore; die Unterabtheilungen der Bezirke machte man nach Kirchspielen, Straßen, Gassen, Plätzen. In ähnlicher Weise war das flache Land eingetheilt, dessen nicht in die Reiterei eingeschriebenen Bewohner theils mitkämpften, theils die Schanzgräber, Viehtreiber, Wagenführer stellten und Lieferungen aller Art machten. Nachdem die Zünfte stärker geworden waren, vereinigte man sich im Kriege nach Zünften und Genossenschaften, deren mehr streitbare und näher zusammengehörige Mitglieder sich gern von den übrigen Bürgern absonderten. Fortan erfolgte das Aufgebot nach Zünften und Genossenschaften, welche die vorausbestimmte Anzahl Gewappneter stellten; für das „Volk", wie man die außerhalb der Gilden stehende Menge zu nennen anfing, blieb die frühere Eintheilung nach Bezirken und Thoren. Das Heerwesen der Städte gewann durch die Neuerung; der Dienst wurde mit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit versehen; die kleineren, besser gefügten Rotten der Zünfte ließen sich leichter handhaben, als die Massen des Heerbannes.

Der Dienst zu Pferde war in der Völkermischung der Kreuzzüge zu solcher Vervollkommnung gediehen, daß ein förmliches Studium und außerdem Geld und Zeit dazu gehörten, um ein tüchtiger Reiter zu werden. Der Knabe von edlem Geschlecht folgte einige Jahre einem berühmten Ritter als Page und diente sodann als Knappe, bis er sich

---

*) **Mag. Boncompagni, lib. de obsidione Anconae.** Die Stadt wurde von Ferrara her und durch die Leute der Gräfin von Bertinoro entsetzt.

mit seiner Tapferkeit Gürtel und Rittersporen verdiente. Der den Städten unterworfene oder verbündete Landadel empfahl sich in jeder Beziehung so sehr zum Reiterdienste, daß ihm derselbe fast ausschließlich übertragen wurde. Man ermunterte zu diesem Dienste, indem man gewisse Vortheile und Steuerbefreiungen, Auszeichnungen und Belehnungen damit verknüpfte. Reichere Städte gaben auch wohl einen fortlaufenden Sold, Mailand bereits im Jahre 1227. Von dem Vermögen hing es ab, wer in die Reiterei eintreten, mit einem, zwei oder mehr Pferden dienen mußte; wer durch seine Körperbeschaffenheit vom eigenen Dienst abgehalten wurde, der hatte der Gemeinde Waffen und Pferde zur Verfügung zu stellen. Erschlagene, oder im Kriege unbrauchbar gewordene Pferde wurden von der Gemeinde nach ihrem Werthe ersetzt.

Die Beute war kein geringer Anreiz zum Kriegsdienst. Pferde und Waffen des überwundenen Feindes wurden überall Eigenthum des Siegers, und nicht ungewöhnlich war es, daß man auch den Mann dazu rechnete. Einige Städte, Bologna, Florenz, Treviso, betrachteten ihre Kriegsgefangenen als ihr Eigenthum und entschädigten die glücklichen Sieger nach bestimmten Ansätzen; in manchen Orten fiel der Besiegte seinem Ueberwinder anheim und wurde von diesem gefangen gehalten, bis er ein Lösegeld erlegte. Die Behandlung solcher Unglücklichen war eine sehr verschiedene, oft menschlich mild, häufiger haarsträubend grausam. Daß unvermögende Gefangene wie Vieh im Aufstrich verkauft wurden, erregte nirgends Anstoß. Waffenträger und Diener ließ man frei davongehen; den Armbrustschützen nahm man die Waffen und das Gepäck.

Drei Arten von Feldzügen kannte das städtische Kriegswesen. Man schwärmte, wenn man kurze, auf Plünderung und Verwüstung berechnete Züge in Feindes Land unternahm. Ritte hießen die gleichfalls kürzeren, von Reitern, Bogen- und Armbrustschützen ausgeführten Einfälle, bei denen ein Sturm, wenn dieser mislang, Verwüstung des Landes das Ziel war. Fahnenwagen und Hauptbanner ließ man bei diesen Zügen daheim. Diese erschienen blos beim Heerzuge, bei dem sich die ganze Bevölkerung zu Pferde und zu Fuß, alle Bannerherren und Genossenschaften betheiligten, sodaß das gesammte gemeine Wesen

im Lager stand. In der Regel waren die größten Unternehmungen dieser Art mehr Parteikämpfe, als Eroberungskriege. Lange Jahre war Italien von dem feindlichen Feldgeschrei: Hie Welf! Hie Waiblinger! wie berauscht; man zerfleischte sich, um einen Grundsatz zur absoluten Herrschaft zu bringen; man ging auf Zerstörung aus, nicht auf Gewinn. In den Bünden, die man auf welfischer, wie auf ghibellinischer Seite einging, verpflichtete man sich zur Fehde gegen Personen und Sachen, zum Morden und Brennen, und zu jeglicher Schädigung, die erdenkbar wäre. Endete das Unternehmen mit einem vollständigen Siege, so setzte man die Parteigenossen der bekriegten Stadt, welche diese früher verbannt hatte, in den Besitz ihres alten Eigenthums und gab ihnen dazu das Vermögen ihrer Gegner, die nun ihrerseits von Haus und Hof vertrieben wurden. Blieb ein entscheidender Erfolg aus, so sättigte sich die Rache damit, daß man dem Feinde Schimpf zufügte, die Pferde unter den Mauern der Stadt zur Tränke führte, dicht vor ihren Thoren Münzen prägte, Spiele und Feste veranstaltete, mit Wurfmaschinen Esel über die Mauern schleuderte, vor allem aber die Ulme umhieb, welche sich als Symbol der Unabhängigkeit auf dem Stadtgebiete erhob.

Die tolle Parteiwuth dauerte fort, nachdem die ursprünglichen Gegensätze, Welfen und Waiblinger, Anhänger des Papstes und des Kaisers, von ihrer Bedeutung viel verloren hatten. Den ergrimmten Parteimännern kam wenig darauf an, ob Papst und Kaiser in Feindschaft oder Freundschaft lebten; sie kämpften so wie so fort. Nicht auf Stadt gegen Stadt beschränkten sich diese Fehden; jede Stadt hatte wieder ihre eigene Parteiung, die sich bis in das Innere der Familien fortsetzte. Die Sorge für seine Sicherheit zwang den Bürger, sein Haus zu einer Burg zu machen. Das feste Thor bekam ein Fallgitter, die Mauern Schießscharten und Zinnen; selten fehlte ein Thurm, der als letzter Rückzugspunkt diente, und ein tiefes Verließ zur Aufnahme von Gefangenen. Wenn die Capitane, die Fahnen schwenkend, durch die Straßen liefen, um die Parteigenossen zu sammeln, verrammelte man die Straßen, trug Steine und Kessel mit siedendem Oel auf die Mauern und kämpfte mit äußerster Wuth. Schonung gegen die Besiegten war nicht üblich; man tödtete sie, warf sie ins Gefängniß, oder

verbannte sie; in die Güter theilten sich die Sieger, oder die Stadt zog sie ein. Zum Glück hatte die verbannte unterliegende Partei selten weit zu wandern; vielleicht schon die nächste Stadt gehörte ihrer Partei an und öffnete ihr die Thore. Waren die Verbannten zahlreich, so wies man ihnen wohl ein Schloß an, in dessen Umgebung sie ein eigenes Gemeinwesen gründeten, das von allen Verbündeten anerkannt wurde. In jedem Falle suchten sie wieder den Eintritt in ihre Stadt und vergalten als Sieger Gleiches mit Gleichem. Als der Sieg von Monteaperti (4. September 1260) den Ghibellinen die Rückkehr nach Florenz öffnete, wurden die Häuser der Welfen zu Hunderten niedergebrannt. Die verbannten Welfen fanden in Lucca und Umgegend Aufnahme; aber in Kürze gewann die ghibellinische Sache ein solches Uebergewicht, daß die bangenden Lucchesen ihre Schützlinge auswiesen. Diese zogen nun in großer Armuth nach Bologna, von wo eine dringende Botschaft der Welfen sie nach Modena rief. Die Beute, welche sie dort machten, besserte ihre Umstände etwas auf. Von Modena riefen ihre Genossen sie nach Reggio, wo sie in dem Augenblicke eintrafen, als Welfen und Ghibellinen auf dem Marktplatze rauften. Sie gewannen den Welfen die Schlacht, schlossen sich dann an Karl von Anjou an, kämpften mit in dem Treffen von Benevent und erzwangen endlich durch die Unterstützung des Anjouers die Rückkehr nach Florenz. Natürlich war nun an den Ghibellinen die Reihe, die Stadt zu räumen (1267).

Nicht immer fanden alle Verbannten Aufnahme bei Parteigenossen, und in diesem Falle gingen sie selbstständig auf Abenteuer aus, sodaß der Name Verbannter (fuoruscito, bandito) einen üblen Klang bekam. Solche Banden traten für Sold in den Dienst von Großen und Städten, und nachdem es ihnen einmal zur Gewohnheit geworden, ihr Brot auf der Spitze ihres Schwertes zu suchen, fragten sie nicht mehr nach der Farbe des Banners, unter dem sie fochten. Selbst im Auslande, in England, Frankreich, Byzanz, treffen wir in den Schlachtberichten der Zeit auf die Namen italienischer Verbannter; namentlich Philipp der Schöne von Frankreich hatte viele in seinem Solde. Daß das Soldwesen durch die Verbannten erst in Uebung gekommen wäre, darf man darum nicht glauben; die Städte kannten dasselbe von früherer Zeit her. Der große

Landadel wußte die städtischen Fehden zu benutzen, um sich zwischen den Städten, von einer zur andern wechselnd, wieder eine Art Unabhängigkeit zu erwerben. Wer die tapfern Ritter mit ihren Burgen, Reisigen und Knappen haben wollte, mußte ihnen Vortheile sichern, Vorrechte, Ländereien, Geld geben. Förmliche Miethverträge kamen bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, zuerst in den reichsten Städten, wie Venedig und Genua, vor. Die letztgenannte Stadt besoldete im Jahre 1220 den Grafen Manuel von Ventimiglia, daß er mit fünfzehn Reisigen und zehn Armbrustschützen Felddienst verrichte. Der Graf erhielt monatlich 150 genuesische Lire und für jeden Gefangenen angemessene Auslösung, dagegen verpflichtete er sich, nach besten Kräften zu dienen, das Schloß Pena einzunehmen und fortan zu bewachen. Die in den Gebirgen und sonst freigebliebenen Adeligen übernahmen am häufigsten für Geld die Fehden der Städte; am meisten genannt werden in dieser Beziehung die Namen der Markgrafen von Saluzzo, Montferrat, Malaspina und Lavagna.

Auf die Länge wurde den üppig gewordenen*) Bürgern der Kriegsdienst so lästig, daß sie Einschränkungen der allgemeinen Wehrpflicht nicht blos duldeten, sondern selbst forderten. Man fing an, auszulesen, zuerst bei der Reiterei, später beim Fußvolk. Der durch die Zünfte beschränkte Kreis wehrhafter Männer zog sich noch enger. Nun mußte Vorsorge getroffen werden, daß die Zahl der Waffenkundigen nicht in gefahrdrohender Weise sich vermindere. Einige Städte (Bologna, Treviso, Florenz) fanden das Auskunftsmittel, die hörigen Leute vom Lande loszukaufen, oder ihre Verpflichtungen gegen die Grundherren auf die Stadt zu nehmen, wofür die Befreiten sich in die Dienstrolle einschreiben

*) Eine ehrenvolle Ausnahme machte Florenz bis spät in das dreizehnte Jahrhundert. Dadurch rechtfertigt sich der Beiname der „nüchternen und keuschen", den Dante (Paradies XV, 99) seiner Vaterstadt giebt. Die Bürger lebten von gewöhnlichen Speisen; die Frauen trugen keinen Schmuck; die vornehmsten begnügten sich mit einem Röckchen aus grobem Scharlach und einem Mäntelchen mit Pelzwerk, das über den Kopf geschlagen wurde. Die gewöhnliche Mitgift für eine edle Jungfrau betrug 200 Lire; 300 galten als Verschwendung.

lassen mußten. Diese Art der Truppenvermehrung kam am seltensten vor; die meisten Städte stützten sich immer stärker auf den Landadel, dessen Macht in demselben Verhältniß höher stieg.

Jeder aufstrebende Stand findet Anhänger, Interessen, welche von ihm Förderung erwarten. Der italienische Landadel suchte mit kluger Politik seinen Stützpunkt in den niedern Volksclassen, denen aus der Zeit des bischöflichen Regiments noch eine gewisse Hörigkeit anklebte. Die städtischen Verfassungen gaben nur den drei ersten Bürgerclassen, den Capitanen, Valvassoren und Freibürgern, politische Rechte, nicht den untersten Classen. Bei diesen entstand dadurch Unzufriedenheit, und der Adel schürte den Haß. Die Eifersucht der Bürger gegen einander erleichterte dem kriegerischen Stande sein Streben nach Allgewalt. Kaiser Friedrich Rothbart hatte den lombardischen Städten städtische Vögte*) aufgezwungen, die anfangs wegen ihres Ursprungs äußerst verhaßt waren, bis der augenfällige Nutzen der Behörde die Einführung derselben in allen Städten empfahl. Die Macht der Stadtvögte war sehr groß; sie hatten, in unserer Sprechweise ausgedrückt, die peinliche und bürgerliche Rechtspflege, den Vorsitz im Rath, die ausübende Gewalt, den Heerbefehl im Kriege. Die städtische Eifersucht schloß die Stadtbürger von dem Amte aus und übertrug dasselbe an den Landadel, weil dieser für weniger gefährlich gehalten wurde. Auch führte man einige Beschränkungen ein, indem man bald den Stadtvogt nur auf kurze Zeit im Amte ließ — sechs Monate waren der gebräuchliche Termin — bald ihm Consuln (consules de placitis) an die Seite setzte. Dieser an sich schwache Schutz wurde völlig aufgehoben, als man dem Stadtvogt gestattete, in gefährlichen Zeiten, das heißt nach damaliger Sachlage für immer, Söldner zu miethen und im Frieden beizubehalten. Die Zahl der Söldner, die dem Stadtvogt, nicht der Stadt anhingen, war häufig sehr groß, und da der adelige Stadtvogt außerdem seine Verbindungen mit dem Landadel draußen, Burgen und

---

*) Die eigentliche Bezeichnung ist Behörde, potestas, podestà. Das Geschichtliche der Benennung findet sich in: Leo, Geschichte der italienischen Staaten, II. 105.

reiche Ländereien besaß, denn nur reiche und über einen großen Einfluß gebietende Ritter gelangten in der Regel zur Wahl, so war der Schritt vom Vogt der Stadt zum Herrn der Stadt weder groß, noch gewagt. Wie dieser Schritt zu machen sei, zeigten die Ezeline ihren Standesgenossen.

Ezelo, ein armer deutscher Ritter, der mit Konrad dem Salier nach Italien kam, wird als der Stifter der ezelinischen Familie genannt. Für treue Dienste erhielt er vom Kaiser die Herrschaften Onara und Romano geschenkt; der Bischof von Vicenza belehnte ihn mit der Vogtei über Bassano. Sein Enkel Ezelin der Stammler begleitete Conrad III. nach dem heiligen Lande. Im sarazenischen Heere befand sich ein Riese, vor dem das ganze christliche Lager zitterte. Der Stammler forderte ihn zum Zweikampfe, erschlug ihn im Angesicht beider Heere und erlangte dadurch solchen Ruhm, daß bei seiner Rückkehr nach dem Abendlande der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Feltre, Belluno und Treviso und der Abt von Sesto in Friaul wetteiferten, ihn durch Verleihung von Lehen an sich zu fesseln. Der Patriarch von Aquileja gab ihm sechs Vogteien, vier Burgen, einen großen Wald; eine ähnliche Freigebigkeit zeigten die andern geistlichen Herren. Besitzungen und Tapferkeit des Sohnes erbten auf Ezelin den Mönch über, der zwei Söhne und sechs Töchter hatte. Mit der Verheirathung seiner Töchter verband er sich mächtige Herren; die jüngste, Cunizza, von ihren begeisterten Zeitgenossen die Tochter der Schönheit genannt, stand mit fünf Männern nacheinander in nahem Verhältniß. Als Bürger und Stadtvogt von mehreren Städten, als Besitzer vieler fester Burgen war es ihm nicht schwer, im Unglück einen Zufluchtsort zu finden, wo er neue Kräfte sammeln konnte. Zu spät erkannten die Städte sein Streben, sie unter dem Namen von Verbündeten zu Unterthanen seiner Herrschaft zu machen, das städtische Vogtamt zu fürstlicher Macht zu benutzen. Durch ihre Uneinigkeit hatten sie selbst ihm zu seiner Gewalt verholfen. Bassano war ihm ganz unterworfen; Verona verehrte ihn bis fast zuletzt als seinen Schutzherrn; die reichsten Städte erwehrten sich seiner mit Mühe; im östlichen Oberitalien war ihm Niemand an

Macht zu vergleichen, als er 1221, des weltlichen Gewirres überdrüssig, den Entschluß faßte, sich in ein Kloster zurückzuziehen.

Die Macht der Ezeline hatte solche Verhältnisse angenommen, die Gefahr, die durch diese Familie den Städten drohte, wurde so allgemein erkannt, daß Vicenza, Verona, Padua, Ferrara, Mantua und Bologna den ersten günstigen Zeitpunkt erfaßten, um einen Bund gegen die Söhne des Mönchs zu schließen. Der älteste der beiden Söhne, Ezelin III., hat sich einen furchtbaren Namen in der Geschichte gemacht. Vom Papst als Beschützer aller Ketzer mit dem Bann belegt, von dem Städtebunde mit Energie bekämpft, suchte er einen Rückhalt an dem Kaiser. Sein Bruder Alberich überbrachte dem Hohenstaufen Friedrich II. die Botschaft, daß Ezelin sich ihm mit Habe und Gut, mit Leib und Seele zur Verfügung stelle. Einige wenige Städte, schrieb Ezelin, die der Papst aufhetze, möchten dem Kaiser Italien rauben; aber in der Mark von Treviso lebe noch ein Stamm der alten tapfern Ghibellinen; der Kaiser möge nur in Person kommen; das Haus von Romano werde ihm den Weg zum Siege bahnen. Der Kaiser sagte zu, ernannte Ezelin zu seinem Vicar und schickte ihm vorläufig 50 Reisige und 100 Armbrustschützen. Das arme Volk zitterte bei dem Anblick der Vorbereitungen zum Kampfe. Ein schwacher Mönch glaubte dem Unglück vorbeugen zu können, wenn er die Völker der Mark zu einer Friedensversammlung nach Paquara berufe. 300,000 Menschen kamen herbei und schwuren sich ewigen Frieden. Man weinte Freudenthränen; man umarmte sich; ein schönes Werk schien vollbracht zu sein. Wenige Tage später hatte Ezelin Verona bezwungen, und der Krieg entbrannte mit einer Heftigkeit, daß nach dreijährigem Blutvergießen nichts als die Ermüdung die Parteien zu einem Scheinfrieden bestimmte. Ezelin verstärkte seine Macht in der kurzen Frist, die er bis zu einem neuen Kriege hatte, indem er sein Heer, das hauptsächlich aus Ketzern und Verbannten bestand, mit kaiserlichen Truppen vermehrte. Friedrich II. schenkte ihm zwei Geschwader, Deutsche und Sarazenen, Leute aus Apulien und der Lombardei, jedem Herrn ergeben, der sie streng hielt und gut nährte. „Mit seinem Gelde," klagt ein frommer Chronist, „hatte er diese einfältigen Verkäufer ihrer Körper und ihrer Seelen der-

gestalt verblendet, daß weder die Bannstrahlen des heiligsten Vaters, noch die feindlichen Schwerter sie jemals in ihrer geschworenen Treue wankend machen konnten." Von 1236 an fiel auf die Städte Schlag auf Schlag; Vicenza, Padua, Treviso, Trient, Este, die ganze Mark waren bis 1250 in Ezelin's Gewalt gekommen. Er erhielt sich auf die bei dem Adel gebräuchliche Weise, die untern Volksclassen gegen die unabhängigeren Stände zu gebrauchen, was er aber auf das flache Land und gegen seine eigenen Standesgenossen ausdehnte. Fast Alle, die er auszeichnete und mit Macht bekleidete, hatte er aus der Hefe des Volks zu sich emporgehoben. Das Volk der Mark nannte ihn nur „den Herrn"; die Bürger von Verona dankten ihm, als er auf ihre Bitte in ihrer Stadt denselben Titel angenommen hatte. Seine Grausamkeit schreckte weit und breit; noch als sein Stern bereits im Sinken war, ergriffen zwei feindliche Heere auf die bloße Nachricht hin die Flucht, daß Ezelin in Person bei den Kämpfenden gegenüber sei.*) Auf einem Zuge gegen Mailand ereilte ihn das Verderben. Die Mailänder und deren Verbündete waren ihm entgegengezogen; mit einem Reitermarsche suchte er sie zu umgehen und sich auf die von Vertheidigern entblößte Stadt zu werfen. Aber die Bewegung wurde verrathen, die Feinde waren in die Stadt zurückgekehrt, als Ezelin den Sturm gegen die Thore begann. Geschlagen, verwundet, von Feinden umgeben, durch zwei Flüsse von seinen treuen Truppen abgeschnitten, durch täglichen Abfall der ihn umgebenden Haufen geschwächt, kam er trotz alledem noch über die Adda und erreichte das Gebiet von Bergamo. Statt der gehofften Hilfe, fand er Feinde, stellte sich ein letztes Mal zur Schlacht und wurde nach verzweifelter Gegenwehr gefangen. Elf Tage später (27. September 1259) starb er an seinen Wunden, die er absichtlich tödtlich gemacht hatte, ohne sich mit der Kirche versöhnt, ohne ein Zeichen von Reue über seine Thaten gegeben zu haben. Mit ihm ging sein Haus unter; alle seine Angehörigen wurden hingerichtet, sein Bruder Alberich von einem wilden Pferde zu Tode geschleift, dessen

*) 1256 bei Vicenza, 1258 bei Gambara.

Gattin und Kinder lebendig verbrannt, der Name der Ezeline aus allen öffentlichen Urkunden ausgetilgt. Dennoch war die Lehre, die man aus Ezelin's Politik entnehmen konnte, sogleich vergessen. Brescia gab sich in Obert, Markgraf von Pelavicino, unter dem Titel eines Capitans, einen Herrn; Verona ertheilte die Stadtvogtei an Massino della Scala, der die höchste Gewalt in seiner Familie erblich machte.

Mit Ezelin verlor die ghibellinische Partei ihre Hauptstütze in Oberitalien, der Vormauer des hohenstaufischen Reiches in Neapel und Sicilien. Friedrich II. hatte die Zwangsherrschaft, die nach der Besiegung der Normannen (1194) von Heinrich VI. in den beiden südlichen Königreichen geübt worden war, gemildert, neue Ordnungen und ein allgemeines Gesetzbuch eingeführt. Die normannische Lehnsverfassung wurde als Grundlage der neuen, 1231 auf dem Parlament von Malfi veröffentlichten Constitutionen beibehalten; aber die Barone und Ritter mußten sich dem königlichen Ansehen so unterordnen, daß sie sich nicht mehr als politische Individualitäten fühlen konnten. Sogar das Waffenrecht wurde stark geschmälert; es erging das Gebot, daß rittermäßige und freie Leute nicht anders Waffen tragen dürften, als auf Reisen zu ihrem Schutz und wenn sie sich dem kaiserlichen Heere anschlössen. Bei seinen Kriegen verließ sich Kaiser Friedrich weniger auf die unter ihren Lehnsherrn fechtende Feudalmiliz, als auf seine ihm unmittelbar und völlig unterworfenen Deutschen und Sarazenen. Den letztern gab er aus zwei Gründen den Vorzug, einmal weil sie ihm, der sie aus der normännischen Knechtschaft befreit hatte, mit warmer Anhänglichkeit zugethan waren, dann, weil der päpstliche Bannstrahl, dem die Hohenstaufen und Friedrich II. vorzugsweise oft ausgesetzt waren, auf Ungläubige begreiflicher Weise nicht den mindesten Eindruck machte. Der Nachfolger Friedrich's II., König Manfred, ein Sohn des Kaisers aus einer nicht ebenbürtigen Ehe und im Besitz eines Thrones, der dem Rechte nach dem unmündigen Konradin von Schwaben gehörte, gab dem Söldnerwesen im Drange der Noth eine größere Ausdehnung. Durch ihn kam der Gebrauch auf, den Söldnern doppelte und dreifache Löhnung zu bewilligen; an seinem Hofe fand jeder tapfere Ritter, welcher Partei er auch angehören mochte, Pferde, Waffen und Lockungen aller Art,

denen selbst Feinde Manfred's nicht immer widerstehen konnten. Sein Heer füllte sich im Laufe der Zeit mit Miethtruppen; nur solche — die neapolitanischen Barone und Ritter weigerten sich, außer Landes zu dienen — hatte er zur Verfügung, die Ghibellinen in Oberitalien zu unterstützen. Diese Miethlinge wurden von den Städten besoldet, denen sie Hilfe brachten. Landherren von dem Schlage der Ezeline übernahmen als königliche Vicare und Generalcapitäne den Oberbefehl über sie und benutzten sie zur Begründung eigener Gewalt. Die bedeutendsten dieser Landherren waren nach Ezelin's Tode Obert, Markgraf von Pelavicino und Buoso da Doara. Obert blieb treu und wurde mit in den Untergang der Hohenstaufen verwickelt; Buoso fiel ab und öffnete den Heerhaufen Karl's von Anjou die Alpenpässe.

Die Päpste beanspruchten die Oberhoheit über Neapel; zwei von ihnen, Urban **IV.** und Clemens **IV.**, der letztere ein geborener Provencale, belehnten, aus Haß gegen Manfred Karl von Anjou mit dem Königreiche. Karl hatte keine Ansprüche geltend zu machen; was ihn trieb, war Ehrgeiz und das glühende Verlangen seiner Gemahlin, Beatrix von Provence, nicht die einzige von vier Schwestern zu sein, die keine Krone trüge. Es war ein aus Abenteurern und Söldlingen gemischtes Heer, das Karl von Anjou nach Italien führte. Die Einen gingen als Ritter der schönen Beatrix, der sie den Schwur geleistet hatten, sie zur Königin machen zu wollen; Andere wurden von der Lust nach Beute und Lehen gezogen; den gemeinen Haufen lockte der Sold, den die Kirche mit freigebiger Hand bezahlte. Die Schlacht von Benevent entschied für die ungerechte Sache, der die Kirche ihren Beistand verlieh. Auf beiden Seiten fochten Söldner. Manfred hatte noch kurz vorher 2000 Reiter aus Deutschland mit erhöhtem Sold an sich gezogen. Die unritterliche Fechtart der Franzosen, den schwer gewappneten deutschen Reitern die Pferde zu erstechen, machte den hohenstaufischen Gewalthaufen nutzlos; die Sarazenen mit ihren Pfeilen vermochten nichts gegen die feindlichen Panzer. Manfred, als er den Tag verloren sah, stürzte sich ins dichteste Gewühl und fand den gehofften Tod. (26. Februar 1266).

Die Güter des Königs und aller seiner Anhänger wurden unter die Sieger vertheilt. Was man an Gold, Silber und Kostbarkeiten fand, bildete allein schon eine unermeßliche Beute. Im Schloß von Capua häufte man Alles zusammen; dorthin beschied Karl seine Ritter, um die Theilung vorzunehmen. Der geizige König verlangte nach einer Wage, damit er in seinem Theil nicht verkürzt werde; die übermüthigen Ritter lachten dazu. Sie stießen den Reichthum mit Füßen in drei Haufen zusammen, den einen für den König, den andern für die Königin, den dritten für sich selbst. Der Ruf von ihrem Glück flog über das Meer; nicht blos die Provence, auch Catalonien und Aragonien sandten ganze Schiffsladungen von Abenteurern. Wer in Unteritalien nicht Raum für sich fand, ging nach dem obern Lande in die welfischen, zu Anjou haltenden Städte, die nach Soldtruppen verlangten. Sie wußten, daß der letzte Hohenstaufe, Konradin von Schwaben, im Anzuge sei, sein neapolitanisches Reich mit dem Schwerte zu erwerben.

Deutsche, Spanier und Italiener waren auf Konradin's Seite, Spanier, Italiener, Provençalen und Franzosen*) auf der Karl's in den Heeren, die am 22. August 1286 bei Tagliacozzo aufeinander stießen. Das ganze zweite Treffen Karl's von Anjou war aus französischen Miethlingen zusammengesetzt. Wie Konradin zuerst siegte, dann in einen Hinterhalt fiel, geschlagen, gefangen und in Neapel hingerichtet wurde, ist aus der allgemeinen Geschichte bekannt. Noch auf dem Blutgerüste erklärte er Manfred's Schwiegersohn, den König Peter von Aragonien, zu seinem Erben.

Von den Folgen, die der Sturz des hohenstaufischen Hauses für Italien hatte, sind für unsern Zweck die hervorzuheben, welche sich im Heerwesen äußerten. Es verschwand ein Princip, eine Fahne. Waren manche Verbannte, wie wir gesehen haben, bereits früher genöthigt gewesen, sich in Noth und Drangsal um des nackten Lebens willen zu verdingen, so hatte man sich doch im Allgemeinen nach den großen Parteien der

---

*) Wir brauchen unsere Leser wohl kaum zu erinnern, daß Provençalen und Franzosen damals weder ein Volk bildeten, noch demselben Reiche angehörten. Erst 1480 fiel die Provence an die Krone Frankreich.

Welfen und Waiblinger gruppirt. Nachdem die letztere in Ezelin, Obert Pelavicino, Manfred, Konradin die hervorragenden Führer verloren hatte, zerstreuten sich die Haufen, die sich ihnen angeschlossen hatten, und wählten ihre neuen Herren fortan blos nach ihrem persönlichen Vortheil. Mit Ezelin's Untergang tritt die sittliche Fäulniß stark hervor; plötzlicher Fahnenwechsel wird häufig. Ezelin's Söldner lassen noch fünf Jahre vergehen, ehe sie unter welfischen Feldzeichen gegen das auf den Mauern von Pisa wehende ghibellinische Banner anrennen; Manfred's Söldner lassen sich nach ebenso viel Monaten überzeugen, daß das Haus Anjou für sie ebenfalls Brot habe. In demselben Jahre (1266) trennen sich die Reisigen des Markgrafen von Pelavicino, und der eine Theil kämpft hinter den Zinnen von Montevallaro, der andere draußen im Lager der Belagerer. Ein Catalonier, Dalmasio, läuft aus neapolitanischen in venetianische Dienste, weil die reichen Kaufleute für seine 1000 Reiter und 1000 Fußsoldaten einen doppelten Sold vorausbezahlen. Während er für Venedig Zara belagert, geht sein Contract zu Ende und er verlangt Erneuerung unter den alten Bedingungen. Alles wird ihm bewilligt, mit Ausnahme des doppelten Soldes, an dessen Stelle einfache Löhnung treten soll, und dies ist ihm Motiv genug, zu der belagerten Stadt überzugehen. In kurzer Zeit macht er die Entdeckung, daß Zara die ärmere Stadt ist, und nun schickt er den Venetianern Botschaft: sein Uebergang sei Verstellung; anders als durch List habe er Zara nicht einnehmen können; man möge ihm volles Vertrauen schenken. Seine Doppelzüngigkeit täuscht beide Parteien; beide beauftragen ihn zur Einleitung eines Vergleichs, beide ernennen ihn zu ihrem Schiedsrichter. Dadurch wird sein Verrath entdeckt. Beide Parteien vereinigen sich gegen ihn; er wird verjagt, verliert auf dem Meere alle seine Schiffe, treibt schiffbrüchig an die Küste von Apulien und verschwindet.

Zweites Kapitel.

Verhältnisse, durch die das Söldnerwesen begünstigt wurde. — Vorwalten der Persönlichkeit und der Genossenschaften, kein Staatsleben. — Verbannte, Räuber, Bettler, Ketzer. — Einfluß der Kreuzzüge. — Die große Genossenschaft der Almovaren; Rüdiger von Flor.

Auf dem Gebiete angelangt, wo unsere Geschichte beginnt, möge es uns vergönnt sein, mit einem raschen Rückblicke die staatlichen und geistigen Zustände zu mustern, in denen die Condottieri ihren Ursprung nahmen.

Hohe Geltung der Persönlichkeit und Vereinigung der Einzelnen zu Genossenschaften und Körperschaften, die sich bei längerem Bestand regelmäßig nach höhern und niedern Stufen ordneten, sind gemeinsame Züge des ganzen Mittelalters. Weder gebend noch nehmend trat der Staat, die Regierung, in der Art hervor, die wir in unserer Zeit kennen, an die wir uns so gewöhnt haben, daß es uns schwer wird, uns in die frühern Zustände zu versetzen. Der Rechtsschutz, den der Staat gewährte, bestand größtentheils in der Erlaubniß, sich sein Recht selbst zu nehmen; die Verpflichtungen, welche er fordern durfte, waren auf das sorgfältigste, nicht zum Schaden der Stände und Körperschaften, abgemessen und wurden in dieser Beschränkung noch selten erfüllt. Mächtige Regentenpersönlichkeiten, deren Wille mit dem eben in der Gesellschaft lebenden Geiste glücklich zusammentraf, konnten diese bunte Welt von Einzelnen, Körperschaften und Ständen je zuweilen mit sich fortreißen, aber selbst die großen Hohenstaufen zerschellten an dem ihnen widerstrebenden Lehnswesen. Die Päpste setzten Könige ein und ab, ertheilten Befehle an die gesammte Christenheit; in ihrer eigenen Hauptstadt besaßen sie häufig nicht so viel Macht, als irgend ein Vasall, der sich ihnen im Namen des Kaisers oder des römischen Volks entgegenstellte. Gregor VII., der den deutschen Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa drei Tage lang, vom Morgen bis zum Abend, barfuß, ohne Speise und Trank, auf seine Gnade warten ließ, konnte von den Römern keine Heerfolge, ja nicht einmal einen ruhigen Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern erlangen.

Die rechtlichen und sittlichen Grundsätze, die in dem Leben der Genossenschaften, im Lehnswesen, in der Zunftverfassung enthalten waren und anderswo zu schöner Blüthe sich entwickelten, erlangten in Italien keine festbegründeten Formen. Das Land war zu unruhig, die Einwirkung von außen zu stark; der Besitzstand wechselte zu oft und zu plötzlich. Longobarden, Franken, Griechen, Sarazenen, Normannen, deutsche, französische, spanische Ritter brachten fremde Sitten und Rechtsbegriffe in das Land; Welfen und Waiblinger, Städte und Adel verschoben den Rechtsboden unaufhörlich. Bis zum vierzehnten Jahrhundert wurde das Schicksal Italiens nicht durch unmittelbar aus dem italienischen Volke und aus dem italienischen Lande hervorgehende Interessen bestimmt. Wie leicht mußte in dem ewigen Wechsel der in der Zeit liegende Hang zu Abenteuern zu höchster Stärke erwachsen! Welche Versuchung und welche Begünstigung ergab sich aus der allgemeinen Unsicherheit für den kühnen Mann, Das umzustoßen, was schon oftmals am Boden gelegen hatte, und auf den Trümmern sein eigenes Glück zu gründen!

Daß ein solcher Zustand Tausende von Besitzlosen erzeugte, ist natürlich. Von den Verbannten war schon die Rede; wir haben gesehen, wie diese politischen Flüchtlinge von Stadt zu Stadt wogten, der eigenen Partei, im Fall der Noth auch einer fremden Fahne ihre Waffen anboten. Ein letzter, oft gemachter Schritt führte den armen Verbannten in die Reihen der Räuber, von denen es in Italien und auf den benachbarten Meeren wimmelte. Päpstliche Bannbullen, kaiserliche Befehle, Gesetze über Gesetze, die grausamsten Strafen halfen gegen diese Landplage nichts. An einem Ort zurückgeschlagen, tauchten die Räuber, wenige Stunden weiter, wie aus dem Boden auf; Wälder, Gebirge, Raubschlösser des Landadels waren ihre sichern Schlupfwinkel. In einem Fragment römischer Geschichte aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts finden wir folgende Schilderung des damaligen Zustandes: „An jedem Tage geschah ein Verbrechen; überall wurde geraubt und gestohlen. Die Nonnenklöster waren am meisten ausgesetzt; kleine Mädchen blieben nicht verschont; die Frau wurde dem Manne aus dem Hause geholt. Wenn die Arbeiter draußen auf dem Felde waren, wurden

sie ausgeplündert. Wo? unmittelbar vor den Thoren von Rom. Die Pilger, die um ihres Seelenheils willen zu den heiligen Orten kamen, wurden nicht geschont, sondern niedergerannt und nackt ausgezogen. Ueberall sah man Liederlichkeit und Bosheit, nirgends Schutz und Gerechtigkeit. Eine Hilfe gab es nicht; alles ging zu Grunde; der behielt Recht, der das Schwert am besten schwang. Nur die Rettung hatte man, daß man sich mit Verwandten und Freunden seiner Haut wehrte." Den Räubern im nächsten Grade verwandt waren die in unzähliger Menge umherziehenden Schauspieler, Seiltänzer, Possenreißer, Spielleute u. s. w. Die freien Städte, in denen noch ein Rest des alten Lebens war, hielten diese Menschen durch harte Gesetze von sich fern; an andern Orten fanden sie Aufnahme und Ermunterung. Zahllos waren ferner die Bettler, die theils in den Städten lebten, theils schaarenweise umherzogen. Als in Florenz im Jahre 1330 die Gaben einer milden Stiftung zur Vertheilung kamen, stellten sich 18,000 Bettler ein, und dabei fehlten noch die verschämten Armen, die Insassen der Spittel, die zu einer frommen Brüderschaft gehörenden Bettler, die ihre Almosen besonders bekamen und deren Anzahl auch noch 4000 betrug. Von Zeit zu Zeit kam in diese wilden Massen eine eigene Bewegung wie eine Zuckung von Religionsschwärmerei, womit es die meisten freilich nicht ernstlich meinten. Irgend ein Haufe, dem ein Mönch gepredigt hatte, ballte sich zusammen, zog processionsartig die erste die beste Straße entlang, wuchs im Weiterschreiten durch das Zuströmen der Brüder lawinenartig an und überzog mit der Wirkung eines Raupenfraßes ganze Gebiete. Solche fromme Züge wurden wie die Pest gefürchtet; man verkündete die Todesstrafe für jeden, der sich auf dem Gebiet betreten lasse, oder richtete an den Grenzen Galgen auf, jedem Büßenden zum Zeichen, was drüben seiner harre. Eine gar sonderbare Gesellschaft vereinigte sich zuweilen zu diesen Pilgerfahrten. So zogen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts große Haufen Lombarden nach Rom, denen der Mönch Venturino von Bergamo den Geist geweckt hatte. Sie gingen in weißen Kleidern; darüber trugen sie kleine Mäntel von himmelblauer Farbe, auf denen eine weiße Taube mit einem Oelzweig im Schnabel abgebildet war. Unter dem Weiß und Himmel-

blau klirrten aber die Harnische und Panzerhemden, die Schwerter und Dolche. „Einer von Zwölfen," sagt derselbe Fragmentist, den wir eben über den Zustand von Rom klagen hörten, „mochte vielleicht ein guter ehrbarer Mann sein; aber die übrigen Elf gehörten ganz gewiß zu dem ruchlosesten Gesindel in ganz Italien."

In diese fahrende Bevölkerung mischten sich einige bessere Elemente. Wer, von Feinden verfolgt, von einer sogenannten Gerechtigkeit bedroht, die von politischen Gegnern tumultuarisch und gewaltthätig gehandhabt wurde, nicht ein und aus wußte, tauchte unter die Zigeuner der Gesellschaft unter, wo er so viel Sicherheit fand, als die Zeit überhaupt gewährte. Denselben Weg schlugen viele wirkliche oder angebliche Ketzer ein. Zwölf Hauptsecten unterscheiden die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters, und diese Secten sollen sämmtlich der Kirche, viele auch der Gesellschaft feindlich gegenübergestanden haben. Von den Ghibellinen wurden sie beschützt, weil sie mit fanatischem Eifer auf alles schlugen, was die Farbe der Kirche trug. Schon beim Heere des Kaisers Friedrich Rothbart befanden sich „Söhne Arnold's von Brescia"; Friedrich II., Ezelin, Manfred erfreuten sich im ausgedehnten Maßstabe der Dienste dieser von der Kirche verfluchten Menschen. Eine Zeit lang hielten sie in der Lombardei offene Schulen, verjagten den Bischof vou Piacenza und ermordeten in Mailand den Großinquisitor. (1252). Man sagt, daß sie geheime Obere, geheime Verbindungen durch ganz Italien und weiter noch gehabt hätten. Der bekannteste Ketzerlehrer ist der Ordensbruder (Fra) Dolcino, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts 6000 Menschen, Männer und Frauen, um sich versammelte, auf einem Berge, wo er sich verschanzt hatte, zwei lange Belagerungen aushielt und endlich nur durch Hunger bezwungen werden konnte.

Die Kreuzzüge warfen einen neuen mächtigen Gährungsstoff in die unruhig wogende Welt des Mittelalters. Die Christenheit trieb sich selbst aus den Fugen; eine neue Welt öffnete sich den trunkenen Blicken; der Gemüther bemächtigte sich eine fieberhafte Spannung; das Wunderbarste schien verwirklicht zu werden. Nur einmal noch, in den Tagen Alexander's von Makedonien, hat die Welt eine solche Verbindung des Orients und des Occidents gesehen, aber ohne die wunderbare

Mischung von Traum und Wirklichkeit, von Himmel und Erde, welche die Kreuzzüge uns darbieten. Es ist nicht nöthig, auf die wohlthätigen Folgen hinzuweisen, die aus den Kreuzzügen für Wissenschaft, Poesie und Kunst, für Handel und Gewerbe, überhaupt für die Bildung erwuchsen. Jedermann weiß, daß die zwei Jahrhunderte, in denen das Abendland auf der Wanderung nach dem Morgenlande war, einen großen Wendepunkt in der Culturgeschichte bilden. Einige weniger beachtete Züge und namentlich die Kehrseite der Kreuzzüge sind es, die uns hier beschäftigen. Hier tritt uns gleich der Zuwachs entgegen, den das abenteuernde Leben den Kriegen zu danken hatte, bei denen das Kreuz vorangetragen wurde. Die Lehnsfürstenthümer Syriens und des gelobten Landes, denen die wachsende Begier früh genug Lehnsherrschaften am schwarzen Meer und in Kleinasien, in Griechenland und auf den Inseln zugesellte, warfen einen verführerischen Schimmer in das alte Land zurück. Was kam darauf an, ob man Hab und Gut verpraßte, mit Gott und der Welt in Feindschaft lebte, wenn man im gelobten Lande, das Schwert in der Hand, Alles sühnen und sich ein neues Erbe erkämpfen konnte! Die Lieder der französischen Troubadours wiederhallen von wehmüthigen Klagen über die Verwilderung, die durch die Streiter Christi in das Land gekommen sei. Was die Ritter thaten, trieben noch schlimmer die Knechte. Die ins Feld ziehenden Kreuzfahrer waren eine Plage der Völker; die wiederkehrenden flößten Entsetzen ein. Die Cotterelli, denen man die abscheulichsten Dinge nachsagte, waren solche in Palästina verwilderte Menschen; die Brabanzonen, deren Vertilgung Kaiser Friedrich I. und Ludwig VII. sich zu Toul gelobten, hatten größtentheils das Kreuz getragen. Bei jedem Kreuzheer befanden sich Krieger, die für Geld mitzogen, da die Geistlichen, Frauen, Kranken und Alle, die eines voreiligen Gelübdes los sein wollten, Miethlinge für sich dienen ließen. Kaiser Heinrich VI. miethete 1500 Reiter auf einmal, jeden für dreißig Goldunzen, außer dem Lebensunterhalt und mit der Erlaubniß, das Eigenthum der unterwegs Sterbenden unter die Lebenden zu vertheilen. Die Völkermischung, die manches Vorurtheil zerstörte, führte zuletzt zur Gleichgiltigkeit gegen die Glaubensunterschiede. Wenn in Italien Sarazenen für Christen

fochten, so glich sich das dadurch aus, daß in Tunis Christen für sarazenische Herrscher ihr Blut vergossen. Der alte carthagische Geist feierte in Nordafrika seine Auferstehung; Tunis war ein Werbeplatz, den alles kriegslustige Gesindel rings um das Mittelmeer kannte.

Für die Bildung großer, den Krieg zum Ziel nehmender Genossenschaften boten die Kreuzzüge in ihren Ritterorden ein Muster dar. Weit verbreitet in Italien waren die fröhlichen Ritter, ein Orden, der in Languedoc zur Zeit der Kriege gegen die Albigenser seinen Ursprung genommen hatte. Verheirathete und ledige Männer fanden Aufnahme; die letztern wohnten gemeinschaftlich unter einem besondern Anführer in klosterähnlichen Gebäuden. Vertheidigung des Glaubens, der Kirche, des Friedens, der Gerechtigkeit, der Witwen, Waisen und Schwachen, war der Zweck; jedes Mitglied verpflichtete sich zum Gehorsam, zu ehelicher Treue oder Keuschheit, zum Besuch der Kirche und der Sacramente. Ein Großmeister stand an der Spitze; wo die fröhlichen Ritter in größerer Zahl lebten, gelangten sie zur Verwaltung öffentlicher Gelder, selbst zur Regierung der Städte. Nicht selten entstand eine Genossenschaft plötzlich, durch einen zufälligen Anlaß, und erhielt sich lange Zeit. Die Erklärung findet sich in dem, was wir früher gesagt haben: die Genossenschaft suchte die fehlende Staatsgewalt zu ersetzen. So bildete sich in Parma 1266 die Genossenschaft des Kreuzes. Bei einem Tumult, der sich auf den Gegensatz zwischen Welfen und Ghibellinen bezog, rannte ein Schuhmacher Jakob Barisello durch die Straßen, ein Kreuz hoch emporhebend. Sein Geschrei lockte an 500 Menschen herbei; mit diesem Geleit klopfte er Haus an Haus an, erhielt oder erzwang den Eintritt und ließ die Bewohner dem Papst Treue schwören. Man gab sich Anführer und Gesetze. Karl von Anjou ertheilte den ihm wohlgefälligen Zwecken der Gesellschaft seine Zustimmung, und nun tyrannisirte der Capitan vom Kreuze die Stadt dergestalt, daß jeder, der einen seiner Leute beleidigte, als Ghibellin bestraft wurde. Bis zum Schlusse des Jahrhunderts hielt sich diese Herrschaft. Da das ritterliche wie das zünftige Wesen den günstigsten Boden darbot, so vervielfältigten sich die Genossenschaften unter den mannigfaltigsten Formen, zu dauernden oder zu momentanen Zwecken. An den äußersten Grenzen

der Gesellschaft griffen die zahlreichen Verbrechercolonien in das Genossenschaftswesen hinüber. Neapel hatte eine Zeitlang seine Gesellschaft der Rächer. Adenolf von Pontecorvo war der Großmeister; Männer und Frauen waren in dem edeln Kreise gleich willkommen. Am Tage ruhte man, wenn die Sonne sank, erhoben sich die Genossen und gingen auf Raub und Plünderung aus.

Der italienische Kaufmann ahmte das Beispiel seines Adels nach und einigte sich bei seinen Handelsunternehmungen in bewaffneten Gesellschaften. Diese hatten feste Wohnplätze und eigene Besitzungen, Gesetze und Führer, schlossen Handelsverträge ab und führten nach Umständen Krieg. Bei einer Belagerung durch die Sarazenen, die Konrad von Montferrat 1188 zu bestehen hatte, leistete ihm die aus Pisanern bestehende Handelsgesellschaft der Demüthigen (Societas humiliorum) solche Dienste, daß der dankbare Markgraf ihr Ländereien und ein Schloß schenkte, nebst dem Privilegium, sich eines eigenen Maßes bedienen zu dürfen. Ein merkwürdiges Beispiel von plötzlicher Umwandlung eines Kaufmanns in einen Krieger gab Alberto Scotto, Bürger von Piacenza, übrigens ein wilder, dem Waffenhandwerk leidenschaftlich ergebener Mann, der Tyrann seiner Vaterstadt. In einer öffentlichen Urkunde von 1299 figurirt er als Inhaber eines Privilegiums, mit seiner Gesellschaft, auf den Messen der Landschaften Brie und Champagne mit den Agenten des Königs von Frankreich Handel treiben zu dürfen. Kurze Zeit darauf führt er seine Handelsgesellschaft, 400 Pferde und 1500 Fußgänger stark, für den König von Frankreich ins Feld. In dieser Gesellschaft hat Castruccio degli Antelminelli, später Herzog von Pisa und Lucca, seine ersten Kriegsdienste gethan.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn die überall zerstreuten und zahlreichen Abenteurer von dem allgemeinen Triebe, in der Vereinigung zu Genossenschaften größere Stärke und Macht zu suchen, eine Ausnahme gemacht hätten. Für sie war die Aufforderung dazu stärker, als für jede andere Menschenclasse; sie hatten überall Feinde; man brauchte sie und entließ sie alsdann; der beste Theil der Beute gelangte nicht an sie, sondern an die im Lehnsverbande vereinigten Ritter. Wie leicht ließ sich diese untergeordnete Stellung verlassen, wenn man die so be-

deutenden Kräfte in einem Bunde zusammenfaßte, zwischen den Parteien eine dritte Macht bildete, die sich im Kriege und bei Verträgen selbstständig geltend machen konnte! Dieser Gedanke mag in manchem Kopfe gelebt haben; zur That wurde er zuerst in Sicilien.

Karl von Anjou herrschte über Sicilien mit eiserner Hand. Sein Statthalter, Wilhelm l'Etendart, „ein blutdürstiger Mann, ein wilder Soldat, im Zweikampf unbesieglich, in der Schlacht ein Thier, grausam über alle Begriffe" nach Malaspina's Charakteristik, wüthete gegen die Anhänger des hohenstaufischen Hauses in so unerhörter Weise, sodaß später der Verdacht entstand, mehrere dem Hause Anjou feindliche Prälaten hätten sich diesen Mann in der Berechnung erbeten, daß seine Grausamkeiten einen Aufstand hervorrufen würden. Der zweite Osterfeiertag des Jahres 1282, die berühmte sicilianische Vesper, befreite die Insel von der verhaßten Herrschaft. Nachdem das Volk sich selbst seine Freiheit gewonnen, ohne Führer und ohne Verschwörung*), erklärte sich auch der Adel für die Sache des Vaterlandes, und Peter von Aragonien, der Schwiegersohn Manfred's, der Erbe der Hohenstaufen, eilte zur Hilfe herbei. Mit ihm kamen 30,000 Almovaren (Almugavaren, Almogavaren), christliche Kriegsbanden, die in Aragonien auf den Grenzen der sarazenischen Reiche lebten, ihr Räuberleben mit religiösen und nationalen Interessen entschuldigten und, bei eintretendem festern Friedenszustande zwischen Aragoniern und Sarazenen anderwärts räuberische Beschäftigungen als Söldner suchten.**) In den Kriegen mit dem Hause Anjou machten sich diese Söldner einen großen Namen.

---

*) Diese von der gewöhnlichen Ansicht abweichende Darstellung näher zu begründen, ist hier nicht der Ort. Die aus den Archiven von Palermo und Neapel geschöpften Belege findet man in einem der ausgezeichnetsten Werke der neuesten historischen Literatur Italiens, in: **Michele Amari, Un periodo delle Istorie Siciliane del secol. XIII. Palermo,** 1842. Das Buch hat vor seinem Erscheinen eine doppelte Censur durchgemacht, der Jesuiten und des Polizeipräfekten in Palermo, der König von Neapel selbst hat es gebilligt, und doch hat sein Verfasser wegen dieser Arbeit sein Vaterland fliehen müssen.

**) Leo, Geschichte der italienischen Staaten, IV., S. 4 in der Anmkg.

Eine Ledermütze, ein kurzes Wamms, enge Beinkleider von Ziegenfell, ein Sack für Lebensmittel waren ihre Ausrüstung, zwei Wurfpfeile, eine mäßig große Lanze, ein sehr spitzes Schwert ihre Waffen. Drei Tage lang konnten sie ohne andere Speise als Wurzeln und Kräuter leben; in raschem Lauf brachen sie mehrere Tagemärsche weit in feindliches Gebiet ein, mordeten und plünderten, und waren verschwunden, wenn die schwerfälligen Gegner heranzogen. Von ihrer Tapferkeit und Gewandtheit erzählte man sich Wunderdinge. Ein einziger Almovare soll zu Fuß mit zwanzig Reisigen gekämpft und fünf erlegt haben, ehe er an seinen Wunden verblutete. Von einem Anderen geht die Sage, daß er, als Gefangener am Hofe von Neapel den Kampf mit einem völlig gerüsteten Ritter angeboten, und ohne alle Schutzwaffen, blos mit Wurfpfeil und Schwert gesiegt habe. Nach Peter's Tode entstanden zwischen dessen Söhnen, Jakob von Aragonien und Friedrich III. von Sicilien, Streitigkeiten, und Jakob rief die Almovaren nach Spanien zurück. Sie antworteten aber: „Die Aragonier sind das freieste von allen Völkern, welche einen König über sich anerkennen. Unsere Gesetze und vaterländischen Gebräuche sprechen uns von jeder Lehnspflicht gegen einen Fürsten frei, der die Waffen gegen ein Reich erhebt, das sein Vater gegründet, sein Bruder in Besitz genommen, er selbst früher beherrscht und vertheidigt hat. Wir bleiben in Sicilien." (1296.) Sechs Jahre später machten Friedrich III. und Karl II. von Neapel Frieden, wodurch die Almovaren in die größte Noth geriethen. In dem verwüsteten Sicilien mochten sie selbst nicht bleiben; Italien, Frankreich, Spanien waren ihnen verschlossen. Ihr Anführer, Rüdiger von Flor, wußte in dieser Rathlosigkeit zu helfen.

Rüdiger war der Sohn eines deutschen Ritters, der unter Kaiser Friedrich II. als Falkonier diente. In der Schlacht von Tagliacozzo fiel der Vater; seine Güter wurden einem französischen Ritter gegeben; die Mutter, die mit dem jungen Rüdiger in Brindisi lebte, gerieth in die tiefste Dürftigkeit. In einer verfallenen Hütte dicht am Hafen, verlebte der Knabe seine früheste Jugend. Da kommt eines Tages ein Schiff der Templer nach Brindisi, um Ballast und Lebensmittel einzunehmen. Für Rüdiger war dies ein Ereigniß, dem er sich mit der gan-

zen Lebendigkeit der Jugend hingab. Er lebte mit dem Schiffsvolk, kletterte in Masten und Tauwerk umher, und gab solche Beweise von Kraft, Gelenkigkeit und gutem Willen, daß die Templer sich ihn von der Mutter erbaten. Mit funfzehn Jahren war er der beste Schiffsmann des Geschwaders; mit zwanzig hatte er den Oberbefehl über ein großes Schiff, der Falke genannt, das die Genuesen verkauft hatten. Seine Verbindung mit den Templern löste sich in Folge einer Anklage, daß er bei der Erstürmung von Ptolemais durch die Sarazenen sich an dem Eigenthum der auf sein Schiff geflüchteten Christen bereichert habe. Mit einem anderen Schiff, das er sich kaufte, kämpfte er für die Genuesen, bot sich den Anjou's von Neapel an und trat, von diesen zurückgewiesen, zu Friedrich III. von Sicilien über. Eine kühne Waffenthat begründete in dem neuen Dienste seinen Ruf. Seit Monaten belagert, zu Wasser und zu Lande aufs engste eingeschlossen, war Messina auf dem Punkte, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden. Niemand wagte der Stadt Lebensmittel zuzuführen, als Rüdiger, der zwölf Galeeren in Sciacca mit Getreide befrachtete, einen Sturm abwartete und im furchtbarsten Aufruhr der Elemente, mit vollen Segeln, mitten durch die neapolitanische Flotte, die auf ihren Ankern genug mit sich selbst zu thun hatte, in den Hafen von Messina einfuhr. Für diese und viele andere Waffenthaten hatte er vom König zwei Schlösser und die Insel Malta zum Lehn erhalten; ihn hätte daher der abgeschlossene Friede nicht belästigt, wenn Ruhe nach seinem Sinn gewesen wäre. An diesen Mann wandten sich die bedrängten Almovaren, indem sie ihn zugleich zu ihrem Anführer machten.

Rüdiger von Flor kannte die Lage des Morgenlandes, die nach dem Mongolensturm kräftig emporschwellende Macht der Türken, die Bedrängniß des griechischen Reiches, dessen Kaiser, Andronikus der Paläologe, eben seinen Unterthanen Waffen und Pferde genommen hatte, um 10,000 von ihm angeworbene Alanen gegen den Sultan Osman, nach dem sich die Türken Osmanen nennen, benutzen zu können. Die Gesandten Rüdiger's, die sein Anerbieten, mit den Almovaren für Byzanz kämpfen zu wollen, überbrachten, wurden wie Retter in der Noth aufgenommen. Ein Vertrag regelte die näheren Bedingungen: vier Gold-

unzen monatlich für jeden Schwerbewaffneten, zwei für die leichten Reiter, vier für die Rottenführer, eine für die Schiffsleute und Fußgänger, zwanzig Tari für die Armbrustschützen; Vorausbezahlung des Soldes auf vier Monate; zweimonatlicher Sold für die Austretenden; für Corberano von Alet das Seneschallen-Amt; für Rüdiger von Flor die Würde eines Großherzogs oder Großadmirals des Meeres, die Hand Mariens, der Nichte des Kaisers, der Tochter Azan's, Königs von Bulgarien.

Die glänzenden Bedingungen des Vertrags machten das Heer Rüdiger's in kurzer Zeit vollzählig. Außer den Almovaren kamen Verbannte aus Italien, Pateriner, eine damals in Italien hart verfolgte Secte, genuesische Seeräuber und Sarazenen. Waffen und Schiffe kaufte Rüdiger theils mit eigenem Gelde, das er sich durch den Verkauf seiner Besitzungen verschaffte, theils mit den 40,000 Byzantynern (Solidi von gutem Ducatengolde), die ihm die Genuesen vorschossen; der König von Sicilien, der sich dieser Bundesgenossen gern entledigte, gab die Lebensmittel: Mehl, Käse, gesalzenes Fleisch, Knoblauch und Zwiebeln. Außer Rüdiger befehligten Ferdinand Ximenes von Arenos, Ferdinand von Auny, Corberano von Alet, Peter von Aros. Zwei der berühmtesten Almovaren-Häuptlinge, Berengar von Entenza und Berengar von Rocafort, blieben anfangs aus Eifersucht gegen Rüdiger zurück, folgten aber später mit neuen Söldnerschaaren nach. 4000 Mann almovarischen Fußvolks, 1000 Seeleute, 1500 vollständig gerüstete Reiter musterte Rüdiger in Messina, wo der Sammelplatz war. Am 1. September 1303 ging die Flotte unter Segel; auf den Schiffen wehten die Banner von Aragonien, von Sicilien und Rüdiger's von Flor. *)

Andronikus und Michael, sein Sohn und Mitkaiser, legten ihre Freude über die Ankunft der Retter durch den festlichen Empfang an

---

*) Quelle für die nachfolgende Erzählung ist Muntaner's Chronik von Aragon, die auch in Deutschland durch Bearbeitungen bekannt geworden ist. Muntaner war ein Zeitgenosse, der den Zug selbst mitmachte Gibbon spricht von diesem Unternehmen im 62. Kapitel seiner „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs.“

den Tag. Der viermonatliche Sold wurde sogleich ausgezahlt, eine Reihe von Schmausereien durch die feierliche Verlobung Mariens mit Rüdiger gekrönt. Die Fröhlichkeit erlitt aber eine Unterbrechung; ein trunkener Almovare erstach einen Genuesen, der ihm Gesichter schnitt; die Genuesen riefen in ihrem Quartier zu den Waffen, auf der andern Seite liefen die Almovaren herbei, und eine mörderische Schlacht war fertig. Auch ohne die zufällige Beleidigung würde es zu einem solchen Zusammenstoß gekommen sein; denn Genuesen und Almovaren waren alte Feinde, und die letzteren hegten einen frischen Groll wegen der Eile, womit ihre Nebenbuhler, als kaum das erste Schiff Rüdiger's den griechischen Boden berührt hatte, ihr Guthaben von 20,000 Byzantinern eingetrieben hatten. Die Genuesen wurden in die Flucht geschlagen; Andronikus sah aus den Fenstern seines Palastes zu, sprach seine Freude aus, daß die unverschämten Krämer endlich mit der rechten Münze bezahlt würden, und schenkte den Siegern für ihre Tapferkeit einen Monatssold. Daß der Anführer seiner alanischen Leibwache, als er den Almovaren den Sturm auf die von Reichthümern strotzende genuesische Vorstadt Galata untersagte, von diesen erschlagen worden war, kam für den Augenblick nicht weiter in Betracht. Andronikus suchte die unruhigen Gäste rasch los zu werden, indem er sie nach Asien schickte, um Philadelphia zu befreien. Die Almovaren zogen vor, Zyzikus zu entsetzen, was sie in einer die Griechen mit Staunen und Furcht erfüllenden Schlacht bewirkten, um dann auf Kosten der Befreiten sich zu erquicken. Sie trieben es damit so arg, daß Ferdinand Ximenes nach Italien zurückging, um nicht länger Zeuge von der schändlichen Bedrückung des armen Volks zu sein. Darüber verging das Jahr 1304, und das nächste Jahr eröffnete sich unter den schlechtesten Aussichten. Nachdem die Söldner alles rein ausgeplündert hatten, waren sie Wucherern in die Hände gefallen, und dieses tapfere Heer war nun so entblößt und hilflos, wie ein Gefangener im Schuldthurm. Der Kaiser half noch einmal aus, mit mehr Geld, als den schwachen Kräften seines Reichs angemessen war, und Rüdiger zahlte die Schulden, die zu einem achtmonatlichen Soldesbetrage des ganzen Heeres aufgelaufen waren, gab eine viermonatliche Soldrate dazu und hatte

wieder ein schlagfertiges, kampfbegieriges Heer. Der 9. April 1305 war zum Aufbruch gegen die Türken bestimmt; aber der Marsch verzögerte sich bis zum 1. Mai. Es war zwischen Alanen, die bei Zyzikus lagerten, und Almovaren wegen einiger Mädchen ein Streit entstanden; wie gewöhnlich griff man zu den Waffen und lieferte sich eine Schlacht. Nur die heimliche Unterstützung der Griechen rettete die Alanen von gänzlichem Untergange. Ihr Herzog Georg, dem der Sohn erschlagen worden war, erhielt auf seine Bitten mit den letzten tausend Kriegern seines Volks freien Abzug, nachdem er das für den Erschlagenen angebotene Wehrgeld ausgeschlagen hatte.

Die Schlacht, welche die Almovaren unter den Mauern von Philadelphia den Türken und dem mit diesen verbündeten Sultan von Karamanien lieferten, befestigte ihren Ruf aufs Neue. In wenigen Stunden waren die Reihen der fünfmal stärkeren Feinde gesprengt und so gelichtet, daß nicht mehr als 1000 Fußgänger und 500 Reiter entkommen sein sollen. Die Griechen athmeten auf; mehrere Hauptstädte schüttelten das türkische Joch ab, oder öffneten ihre Thore den Almovaren, die, fast ohne Widerstand zu finden Karien und Cilicien durchziehen und bis zur Tauruskette vordringen konnten. In den Schluchten des Gebirges lauerten die Türken, 20,000 Fußsoldaten, 10,000 Reiter; wie die Spitzen des christlichen Heeres sich zeigten, brach diese Masse mit betäubendem Geräusch hervor. Ein Wirbel von Menschen und Pferden hüllte Rüdiger und die Seinen ein; das Fußvolk schwankte bei dem Anblick des Stromes, der Alles mit fortreißen zu müssen schien; doch in diesem entscheidenden Augenblicke sprengte Rüdiger vor seine Reitergeschwader, hob das Banner empor, ließ den Ruf: Aragon, Aragon! erschallen, und warf sich mitten in die Feinde. Die Schlacht war hergestellt; bald wichen die Türken zurück, endlich öffneten sie sich zu regelloser Flucht. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dauerte das Morden; als nichts Lebendiges mehr zu vernichten war, warfen die Sieger die Todten, deren sie 18,000 fanden, in Haufen über einander und trugen aus Blut und Staub die Beute zusammen: Pferde, Waffen, Feldzeichen, Gold und Silber, kostbare Kleinodien und Geräthe.

Nicht blos der bald eintretende Winter, sondern auch die Arglist der Griechen hinderte die Almovaren, ihre Siege weiter zu verfolgen. Der Kaiser empfand über die Siege seiner Söldner eine mäßige Freude; denn er fürchtete, daß sie sein Reich, wenn sie es von den Türken gesäubert hätten, ihm nicht zurückgeben würden. Die eifersüchtigen Genuesen steigerten seine Besorgnisse durch Erzählungen, daß im Abendlande, unter dem Bastardbruder des sicilischen Königs, ein mächtiges Kreuzheer sich sammele, dessen Vortrab eben unter Berengar von Entenza anlange; das lateinische Kaiserthum solle wieder errichtet werden; das sei auch der Zweck, der die Almovaren nach Asien geführt habe. Der Paläologe glaubte diesen Worten und rief die Söldner aus dem Taurus zurück, damit sie unter dem Mitkaiser Michael gegen die Bulgaren kämpften. Der Befehl traf die Almovaren unter den Mauern von Magnesia, das sie mit Wuth angriffen, um wieder in den Besitz ihrer Kriegsbeute zu gelangen, welche hier aufgehäuft lag, und von den Griechen nach Vertreibung der almovarischen Besatzung weggenommen worden war. Noch einen Sturm versuchten sie, als die kaiserliche Botschaft an sie gelangte; dann brachen sie auf, gingen aber nicht weiter als bis Galipoli, wo sie den Erfolg der von Rüdiger mit dem Kaiser angeknüpften Unterhandlungen abwarten wollten. Der Abenteurer forderte viel: für sich die Würde eines Cäsars, für seinen Freund Berengar von Entenza den Herzogshut, für seine Söldner frische Monatszahlungen. Der Kaiser versprach Alles, fing aber damit an, den Sold in falsch gemünztem Gelde zu zahlen, das Niemand nahm, sodaß die Almovaren sich mit Plündern ernähren mußten. Endlich verständigte man sich dahin, daß die Almovaren Asien, wenn sie es nehmen könnten, als Lehnsmänner des griechischen Reichs besitzen, dagegen aber allem Sold entsagen sollten, außer 30,000 Ducaten und 120,000 Malter Getreide jährlich. (1306.) Da der Vertrag auf einem Bilde der heiligen Jungfrau beschworen worden war, so hielt sich der arglose Rüdiger ganz sicher und ritt mit wenigen Begleitern nach Adrianopel hinüber, um sich vor dem Feldzuge vom Mitkaiser Michael zu verabschieden. Man erwartete ihn. Als er im Palaste abstieg, sah er die Höfe mit bewaffnelen Alanen gefüllt, und an deren Spitze den Herzog Georg, dessen Sohn

seine Almovaren getödtet hatten. Etwas betroffen von der Anwesenheit dieser Gäste, ging Rüdiger in die herzlichen Umarmungen Michael's über, setzte sich zum Festmahl und tafelte fröhlich, als plötzlich die Thüren aufsprangen, Alanen hereinstürzten und die waffenlosen Fremden niedermachten. Rüdiger von Flor stürzte unter Streitaxthieben zu Boden; sein abgeschnittener Kopf wurde auf die Zinnen des Palastes gepflanzt, der ihn eben als Gast aufgenommen hatte. Kaiserliche Boten verbreiteten die Kunde des Geschehenen durch das Reich, und der griechische Pöbel brauchte nicht erst zur Nachahmung aufgefordert zu werden. Die Almovaren, die sich nach Abschluß des Vertrags hierhin und dorthin zerstreut hatten, wurden einzeln oder in Trupps überfallen, gehetzt, erschlagen. Ueber Tausend hatten bereits ihr Leben gelassen, und noch war keine Kunde nach Galipoli gedrungen. Michael war mit 30,000 Fußsoldaten und 14,000 Reitern auf dem Wege dahin, und würde seine Opfer unvorbereitet getroffen haben, wenn nicht seine Soldaten schon in der Umgegend der Stadt gegen einzelne Almovaren das Morden begonnen hätten. Einzelne Flüchtlinge erreichten die Stadt und machten Lärm; die Almovaren erschlugen nun alle Griechen innerhalb der Stadtmauern, befestigten die Stadt und warfen das griechische Heer weit zurück. Rache war anfangs die einzige Triebfeder, von der sich die Abenteurer bei ihren Zügen längs den Küsten der beiden Meere bestimmen ließen. Hatte man eine Stadt erobert, so mordete man sie aus und warf Feuer ein, ohne die Beute zu beachten; kaum daß das gemünzte Gold und Silber auf die Schiffe mitgenommen wurde. Die feigen Griechen konnten der Wuth ihrer Feinde keinen Einhalt thun; der einzige ernstliche Unfall, der die Almovaren in der ersten Zeit nach Rüdiger's Tode betraf, wurde ihnen durch die Genuesen zugefügt, die unter der Maske der Freundschaft die Flotte der Almovaren überfielen und Berengar von Entenza mit allen seinen Seeleuten gefangennahmen. All ihr Geld, was sie unter sich zu sammeln vermochten, boten die Almovaren für ihren Helden. Die Genuesen wiesen das Lösegeld zurück; sie schlugen auch 25,000 Ducaten aus, die der griechische Kaiser bot, um Berengar in seine Gewalt zu bekommen. Mit schweren Herzen sahen die Almovaren die Schiffe vor Galipoli vorbeiziehen, die ihren ge-

fesselten Herzog nach Genua geleiteten. Viele weinten, als sie auf einem Verdeck die über alle hervorragende Gestalt zu erblicken glaubten.

1256 Fußsoldaten und 200 Reisige waren die ganze Kriegsmacht, über die Berengar von Rocafort als Seneschall mit zwölf Beiräthen den Oberbefehl übernahm. Aber der Muth war ungebrochen, und erst jetzt wurden sich die Abenteurer recht bewußt, daß sie unter den Griechen, Alanen und Türken allein den wahren Glauben repräsentirten. Während ein unzählbares griechisches Heer gegen Galipoli im Anzug war, pflanzten die Almovaren das Banner St. Peters auf den Mauern auf, ließen Loblieder auf die heilige Jungfrau erschallen, beichteten und nahmen das Abendmahl. Am Tage vor dem Kampfe entflammte ein Wunder ihren Muth. Mit dem griechischen Heere zog am Himmel eine schwarze Wolke heran; aber als das Heer der Almovaren sein Abendgebet verrichtet hatte und emporblickte, war die Wolke verschwunden. Kaum war am andern Morgen der Tag angebrochen, so stürzte das Heer in einem einzigen Haufen und mit dem Ruf: „Drauf, drauf! Aragon und St. Georg!“ in das Feld hinaus. Gegen Abend war die blutige Arbeit gethan, die Niederlage des Feindes so groß, daß die Almovaren glaubten, nicht sie könnten die Vielen erschlagen haben, sondern Gott habe die Feinde geblendet, daß sie sich unter einander erwürgt hätten. Außer der Schwächung des Feindes erreichten die von Galipoli durch diesen Sieg auch unmittelbar eine Stärkung ihrer Macht. Spanier, Franzosen und Italiener, Seeleute, Handeltreibende und Abenteurer schlossen sich einer Sache an, die von so kräftigen Armen geführt wurde. Ein neuer Sieg öffnete den Almovaren ganz Thrazien. Von diesem Siege hörten sechzig Catalonier, die den unglücklichen Rüdiger nach Adrianopel begleitet hatten, und seit dieser Zeit in einem Thurme der Stadt gefesselt lagen. In der Gluth der Begeisterung brachen sie ihre Fesseln, bemächtigten sich des Thurms, suchten die Thüren zu erbrechen. Diese widerstanden; inzwischen kamen die Griechen herbei und sicherten den Ausgang. Die Tausende draußen kämpften mit allen regelrechten Waffen der Zeit; die Sechzig im Thurm hatten nichts, als Steine, Balken und die Trümmer ihrer Ketten. Dennoch konnten die Griechen nur die Thüren vertheidigen, nicht den Thurm erobern. Reisig

und Stroh mußten den Kampf entscheiden. In Flammen und Rauch eingehüllt, sprangen die Sechzig von oben in den feurigen Schlund und starben alle. Ein Einziger hatte ein Zeichen gemacht, daß er sich ergeben wolle; den stürzten seine Waffengenossen von den Zinnen.

Thrazien fiel den Almovaren als Siegespreis anheim. Galipoli blieb ihr Hauptwaffenplatz. Ausgangspunkte der Kriegszüge waren außerdem Medito am ägäischen Meere, Rodosto und Paktia nach der Propontis zu. Konstantinopel hatte jetzt die Feinde sehr nahe und wurde oft genug beunruhigt. Bald waren es größere Banden, bald auch einzelne Ritter, die sich bis unter die Mauern der Hauptstadt wagten. In einer Nacht verlor Peter von Naclara im Spiel all sein Geld; am nächsten Morgen stieg er mit seinen Söhnen zu Pferde, ritt fünfundzwanzig Stunden weit durch feindliches Gebiet und hielt nicht eher an, als in den Gärten von Konstantinopel. Dort fand er, was er brauchte: zwei reiche Genuesen, die er mit sich nahm und nicht anders, als gegen 3000 Goldthaler, das Doppelte seines Verlustes, in Freiheit setzte.

Die Alanen-Söldner des Reichs hatten in den unglücklichen Schlachten gegen die Almovaren ihren Ruf eingebüßt. Unwillig darüber, forderten sie ihren Abschied und bewegten sich mit ihren Familien und ihren Reichthümern gegen ihre Heimath hin. Am Hämusgebirge fanden sie die Almovaren, die sich hier aufgestellt hatten, um Rache für den Tod Rüdiger's und seiner Genossen zu nehmen. Nach ihrer Kriegssitte bauten die Alanen eine Wagenburg, hinter der sie ihre Feinde erwarten wollten. Als diese aber heranrückten, übermannte den Herzog Georg die Scham, sodaß er mit seinen besten Leuten den Schutz der Wagen verließ und sich im freien Felde zum Kampf stellte. Haß und Wuth waren auf beiden Seiten so mächtig, daß die Ordnung der Heerhaufen sich in den ersten Augenblicken löste. Jeder drängte vorwärts, um persönlich auf einen Feind zu treffen, den er niederwerfen könne. Reisige und Fußgänger kämpften durcheinander gemischt. Hier war ein Haufe Alanen weit vorgedrungen, dort theilte eine Rotte Almovaren schon in nächster Nähe der Wagenburg ihre Streiche aus. Als Herzog Georg mit seinen besten Leuten gefallen war, drängten die übriggebliebenen Alanen zur Wagenburg zurück, und die unter sie gemischten Almo-

varen erreichten gleichzeitig mit ihnen den Eingang. Das Geschrei der Frauen ermunterte die Vertheidiger zu einer letzten Anstrengung; furchtbar war die Abwehr, furchtbarer der Angriff. Alles war verloren, und nun gaben die Alanen ihren Frauen und Kindern selbst den Tod, schleuderten die blutenden, zuckenden Leichname den Feinden entgegen und stürzten sich dann in ihre Schwerter. Von neuntausend Alanen fanden höchstens dreihundert den Ausgang aus den zusammengeschobenen Wagen der Burg, und konnten sich retten.

Mit dem Gefühl befriedigter Rache und mit Beute beladen, kehrten die Almovaren nach Galipoli zurück. Vor der Stadt bot sich ihnen ein seltsamer Anblick dar. Ihre Frauen kamen ihnen entgegen, die einen mit verbundenem Kopfe, die andern den Arm in der Schlinge, viele wankenden Schritts, wie durch Blutverlust erschöpft. Die Lösung des Räthsels erfüllte die tapfern Herzen mit hoher Freude. Am Tage vorher war von Griechen und Genuesen gestürmt worden, und der Stadthauptmann, Muntaner, hatte die Frauen auf die Mauern gerufen, daß sie dort ihre abwesenden Männer ersetzten. Jetzt war Muntaner mit allen Männern in der Verfolgung der Feinde begriffen, und die Frauen waren die alleinigen Vertheidiger der Stadt, die in solcher Hut freilich sicher genug war.

Die Absichten, welche der Argwohn der Griechen ihnen grundlos untergeschoben hatte, traten jetzt wirklich in den Gesichtskreis der Abenteurer. Gesandte von ihnen gingen nach dem Auslande, einmal um für die Befreiung Berengar's von Entenza zu wirken, dann aber auch, um den Papst und die Fürsten der Christenheit zum Umsturz des griechischen Reichs aufzufordern. Der erste Zweck wurde vollständig erreicht, da die Genuesen, auf die nachdrückliche Verwendung des Königs von Aragonien, ihrem Gefangenen die Freiheit schenkten; die Aufforderung an die Fürsten der Christenheit hatte wenigstens den Erfolg, daß der König von Sicilien den Infanten Don Fernando zur Uebernahme des Oberbefehls schickte. Die Almovaren hatten nun drei Anführer: den Infanten, Berengar von Entenza und Berengar von Rocafort; jeder von den Dreien hatte seine Partei, die nichts sehnlicher wünschte, als die Frage des Vorrangs mit dem Schwerte zu entscheiden. Das erste Jahr (1308)

verging noch in leidlichem Einvernehmen, da die Nebenbuhler, weit von einander entfernt, der eine hier, der andere da, mit Krieg beschäftigt wurden. Für das nächste Jahr hatte man ein Unternehmen vor, das ein gemeinschaftliches sein mußte. Es handelte sich nämlich um eine Auswanderung, da Galipoli unhaltbar geworden war. Mit ihrer rohen Kriegsführung, mit ihrem Morden und Brennen hatten die Almovaren die Umgegend ihres Hauptquartiers am wenigsten verschont. Zehn Tagemärsche rings um Galipoli war Alles niedergebrannt und verwüstet; kein Dorf, kein bebautes Feld, kein Mensch weit und breit zu sehen. Galipoli lag in einer Wüste; fast jeden Monat trat ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln ein, und so beschlossen die Almovaren, ein anderes Hauptquartier zu suchen. Nachdem sie zuvor Galipoli bis auf den Grund niedergebrannt hatten, machten sie sich nach Macedonien auf den Weg. Don Fernando, der auf diesem Zuge zum letzten Male befehligen, dann aber nach Sicilien zurückkehren wollte, hatte den Marsch so geordnet, daß Rocafort mit dem ersten Heerhaufen, dem zweiten unter Entenza um einen Tagemarsch vorausgehen mußte. Das Nachtquartier, das heute Rocafort besetzt hatte, nahm am folgenden Abend seinen Nebenbuhler auf; auf diese Weise kamen Beide in keine Berührung, und ein Streit wurde unmöglich. Ein Zufall vereitelte diese Berechnung. An einem heißen Tage gefiel es den Leuten Rocafort's in ihrem Lager so wohl, daß sie viel länger als gewöhnlich rasteten. An demselben Tage machte sich Entenza, um die Hitze zu vermeiden, noch in der Nacht auf den Weg, und die Haufen stießen zusammen. Die gegenseitige Feindschaft ließ es zu keiner Verständigung kommen; nach einigen hitzigen Worten waren hier wie da die Schwerter blos. Entenza fiel gleich zu Anfang, 500 Fußgänger und 150 Reisige lagen todt am Boden, als die Parteien getrennt werden konnten. Don Fernando verließ nach diesem Streit das Heer, das sich nothdürftig einigte, für Entenza ein Sühnedenkmal errichtete, und dann sein Suchen nach einem neuen Wohnort fortsetzte. In Macedonien fand sich ein solcher nicht mehr, indem die Bewohner die Zeit, welche in den Streitigkeiten der Almovaren vergangen war, benutzt hatten, sich in ihren Städten auf das stärkste zu verschanzen. Man wählte nun das alte Kassandria, auf einem

Vorgebirge am rechten Ufer des Busens von Salonichi. Hier loderte der alte Streit zu neuen Flammen auf. Berengar von Rocafort wurde als alleiniger Anführer gewalthaberisch, zog die Erbschaft gefallener Soldaten an sich, raubte schöne Frauen und verübte viele andere Verbrechen. Eine kurze Frist gewährte ihm das Ansehen Thibault's von Chapois, den er von Negropont herbeirief und als Statthalter Karl's von Valois anerkannte. Nur so lange beschützte ihn Thibault, bis er erkannte, daß die gegen Rocafort erhobenen Beschwerden in der That begründet seien. Bei einem allgemeinen Aufstande ließ er den Mann, dem er seine Gewalt verdankte, im Stich und duldete, daß Rocafort gefesselt auf ein Schiff gebracht und nach Aversa geführt wurde, wo er mit seinem Bruder in einem Thurme den Hungertod starb. (1309). Das Schiff mit dem Gefangenen war eben am Horizont verschwunden, als die Almovaren schon das Geschehene bereueten, die Hauptgegner Rocafort's beschuldigten, angriffen, erschlugen.

An eine Eroberung des griechischen Reichs dachten die Abenteurer nicht mehr. Sie hatten nur die Wahl, entweder als Seeräuber vom Meere zu leben, oder sich einem der Lehnsfürsten zu verdingen, die sich nach dem Untergange des Kaiserthums der Lateiner (1261) in einzelnen griechischen Gebieten behauptet hatten. Eine Botschaft Walther's von Brienne, Herzogs von Athen, bestimmte den Entschluß der Almovaren. Walther bot den Almovaren dieselben Bedingungen, die Andronikus ihnen gewährt hatte, und sie nahmen den Antrag an. Sie waren jetzt wieder fast 3000 Mann stark; frische Zuzüge von Abenteurern aller Zungen, auch von Türken, hatten die Lücken ihres Heeres ausgefüllt. Dieses ganze Jahr (1310) und den größten Theil des folgenden zogen sie in Thessalien und Macedonien umher, kämpfend und plündernd, den besten Weg suchend, der für sie natürlich der längste war, da sie sich vom Reichthum der Gegenden leiten ließen. Im Winter des Jahres 1311 erreichten sie Attika, also in einer Jahreszeit, die für Feldzüge nicht mehr geeignet war. Ihr Erstes war, ihren Sold zu fordern. Walther von Brienne verweigerte jede Bezahlung, bis er Thaten sehe. Der Herzog von Athen glaubte eine kluge Politik zu befolgen, indem er die berühmtesten Anführer durch Verleihung von Lehen an sich zu fesseln

suchte, den großen Haufen aber aus dem Lande wies. Er kannte den Gemeingeist dieser Leute nicht, die sich allerdings in müßigen Stunden untereinander würgten, aber gegen jeden äußern Feind eng zusammenhielten. Statt sich entzweien zu lassen, knüpften die Almovaren ihren Bund fester; einstimmig erklärten sie, daß sie den treulosen Herzog zur Erfüllung seiner Versprechungen zu zwingen wissen würden. Walther von Brienne verließ sich auf seine größere Macht, daß er den 4000 Fußgängern und 3500 Reisigen der Almovaren 8000 zu Fuß und 6400 zu Pferd entgegenstellen könne. Die Almovaren erwarteten ihn guten Muths. Sie lagerten an einem Fluß, dessen Gewässer, indem sie den lockern Boden durchsickerten, auf der ganzen Ebene einen üppigen Graswuchs unterhielten. Diesen Fluß leiteten die Almovaren durch kleine Gräben theilweise in die Wiesen ab, sodaß diese zu Sümpfen wurden. Ein unachtsames Auge konnte die Veränderung wegen des dichten Grases nicht bemerken. Walther von Brienne erschien, sah seine verachteten Feinde in der Ebene aufgestellt, ein freies Feld vor sich, rief seine tapfersten Ritter zusammen und sprengte in vollem Rosseslaufe vorwärts. So gelangte er bis an den Rand der überschwemmten Wiesen, wo der Boden plötzlich wie durch Zauberei unter den Füßen wich. Die schweren Ritter und Pferde sanken tief ein; während sie sich in größter Unordnung abarbeiteten, eilten die leichten Almovaren, sprungweise auf den festeren Stellen fußend, herbei, und warfen ihre Speere in den Knäuel von Menschen und Thieren. Die hintern Geschwader der Athener sahen den Kampf, aber nicht die Ursache der Niederlage ihrer Gefährten. Sie wollten Hilfe bringen und versanken ebenfalls im Sumpfe. Walther wurde an seiner reichen Rüstung erkannt und, ohne daß er Widerstand leisten konnte erschlagen. In dem Augenblicke, wo die Nachricht von seinem Tode Entmuthigung unter den Seinen verbreitete, fiel die türkische Hilfsschaar der Almovaren, die den Sumpf umgangen hatte, den Lehnsrittern in die Flanke und machte die Niederlage vollständig. (1. März 1312).

Mit dieser Schlacht endet die Geschichte der Almovaren. In den Besitz des herrenlosen Herzogthums gekommen, wurden sie aus räuberischen Söldnern ehrbare Ritter, übrigens unbeschadet ihrer Gewohn-

heiten, nur daß sie jetzt einen Rechtstitel für ihre Kriegsthaten aufweisen konnten. Sie gaben sich einen Herzog — der erste war Roger Deslau, ein Ritter Walther's von Brienne — verheiratheten sich mit den Witwen der Getödteten, theilten die Ländereien und Schlösser unter sich und eroberten mehrere benachbarte Gebiete, unter andern Theben. Der Nachfolger Roger's, Manfred von Sicilien, ein unehelicher Sohn Friedrich's II., der 1326 zur Regierung gelangte, wurde der Gründer einer Dynastie, die sich lange Zeit erhielt. Erst die Eroberung Konstantinopels durch die Türken machte dem Herzogthum Athen ein Ende. Eine letzte, schwache Erinnerung an das Reich der Almovaren hat sich in Titel und Wappen der spanischen Könige noch lange erhalten. Diese nannten sich Herzöge von Athen fort, obgleich die Herzogswürde zuletzt von den Nachkommen Manfred's an einen Florentiner Acciaiuoli übergegangen war.

In der Geschichte der Condottieri bilden die Almovaren einen Anfang, dem es, wie man gesehen hat, nicht an Glanz und einer gewissen rohen Größe fehlt. Selbst ein Wiederschein der Kreuzzüge spiegelt sich in ihren Versuchen der Errichtung eines christlichen Reichs der Lateiner in Asien.

Drittes Kapitel.

Uguccione, Castruccio, Cangrande della Scala. — Die ersten ausländischen Banden; durch sie erfolgt der Uebergang zum eigentlichen Condottieri-Wesen. — Die Visconti in Mailand. — Die Genossenschaft von St. Georg. — Herzog Werner von Urslingen — Johanna von Neapel und die Ungarn. — Fra Moriale, seine Thaten, sein Tod durch Cola di Rienzo.

Den bereits so zahlreichen Elementen des Söldnerwesens führte Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzuge neue Verstärkungen zu. In seinem Heer waren viele Ritter, aber noch mehr Söldner aus Deutschland, Brabant, Flandern, Frankreich. Jenseits der Alpen

sammelte sich um ihn die ghibellinische Partei, die zugleich die Adelspartei war; viele Verbannte und Abenteurer stellten sich zu den kaiserlichen Fahnen; der mächtigste Landadel kam mit seinen Söldnern, um mit dem Amt eines kaiserlichen Vicars festen Fuß in den Städten zu fassen. Die Concurrenz der welfischen Partei, die sich in gleicher Weise um Robert von Neapel schaarte, erlaubte dem Kaiser nicht, mit seinen Gunstbezeigungen karg zu sein. Matteo degli Visconti erhielt als kaiserlicher Vicar Mailand, Cangrande della Scala Verona, Passerino de Bonaccorsi Mantua, Ghiberto da Correggio Parma. Als die Lombardei auf diese Weise gesichert war, setzte Heinrich VII. seinen Marsch durch das Ufergebiet von Genua nach Toscana fort. Die Florentiner hatten große Rüstungen gemacht, sowohl ihre eigenen Bürger bewaffnet, als Söldner des Hauses Anjou angenommen, sodaß ihre Streitkräfte jene des Kaisers um das Doppelte übertrafen. Als aber der Kaiser vor den Thoren erschien, wagte sich die stärkere Macht gegen die schwächere nicht ins Feld, sondern sah von den Mauern ruhig zu, wie die Kaiserlichen das Stadtgebiet rein ausplünderten und alles Brennbare in Flammen setzten. Die einzige Ausnahme machten die Mitglieder einer neu entstandenen Genossenschaft, die Ritter der Feldbinde, die von Zeit zu Zeit vor die Mauern ritten und unter den Augen ihrer Damen Zweikämpfe mit deutschen Rittern bestanden. Fünf Monate und zwei Wochen lagerte Heinrich VII. vor der Stadt; die Unmöglichkeit, aus der öde gemachten Gegend länger Lebensmittel zu ziehen, nöthigte ihn endlich zum Abmarsche. *)

---

*) Villani (**Historie Fiorentine**, IX., 47) nennt es Gefühl der Sicherheit, Unbekümmertheit, daß die Florentiner in ihren Mauern blieben, und erzählt: „Die Stadt war so wohl versehen mit Leuten zu Fuß und zu Pferde, daß man drinnen an zweimal so viel Reiter, an viermal so viel Fußvolk hatte, als die draußen. Die Florentiner beruhigten sich so, daß die meisten ohne Waffen gingen, und daß man alle Thore, ausgenommen nach der Seite des Feindes hin, offen ließ, so zwar, daß die Waare aus- und einging, als ob gar kein Krieg wäre." Die vom Kaiser besetzten Straßen werden diesen freien Waarenzug nicht gekannt haben, und hätten die Florentiner sich nicht gefürchtet,

Der jähe Tod des Kaisers raubte den Ghibellinen ihren Mittelpunkt. Heinrich VII. starb am 24. August 1313 zu Buonconvento, entweder an Gift, das ihm der Dominicaner Bernardo von Montepulciano beigebracht haben soll, oder an einer Krankheit, einem Geschenk florentinischer Damen. Sein Heer, soweit es aus Söldnern bestand, blieb größtentheils in Italien zurück; allein in den Dienst der Stadt Pisa traten tausend Reiter. Den Oberbefehl über diese Reiter übergaben die Pisaner, zugleich mit dem Regiment der Stadt dem Uguccione dalla Faggiuola, einem Riesen an Geist und Körper, der sich, vom armen Burgherrn eines Schlosses auf einem bewaldeten Felsen bei Rimini, zum Parteiführer der Ghibellinen in der Romagna und in Toscana emporgearbeitet hatte. Uguccione wandte sich sofort gegen Lucca, zwang diese Stadt, die vertriebenen Ghibellinen aufzunehmen, ging mit vermehrten Streitkräften nach Pisa zurück und ließ sich von den Bürgern unbedingten Gehorsam schwören. Im nächsten Jahre (1314) fand er Vorwände zu neuem Kriege mit Lucca, erlangte durch die Ghibellinen Eingang und plünderte so schonungslos, daß der Wohlstand der Stadt noch lange daran zu leiden hatte. Es traf sich zufällig, daß Schätze der römischen Kirche, welche nach Frankreich geschafft werden sollten, kurz zuvor in Lucca zu größerer Sicherheit hinterlegt worden waren. Diese Schätze spürte Uguccione in einem Kloster auf, bemächtigte sich ihrer und konnte damit seine Werbungen ins Große ausdehnen. Ein Schloß der Welfen nach dem andern fiel in seine Gewalt; das untere Arnothal gehorchte ihm ganz; selbst Florenz wurde besorgt. Bedürften wir noch eines Beweises für den Verfall der städischen Freiheitskraft in dieser Zeit, so fänden wir denselben in dem Umstande, daß Florenz keine andere Hilfe wußte, als den König von Neapel auf fünf Jahre zu seinem Schutzherrn zu machen. Robert von Neapel schickte seinen Bruder, Peter von Gravina, im nächsten Jahre 1315 auch noch einen Bruder, Philipp von Tarent, Beide mit stattlichem Geleit, und unter

---

so würden sie die gänzliche Verwüstung ihres schönen Gebiets nicht geduldet haben. Villani schrieb seine Geschichte kurz nach diesen Begebenheiten in Florenz und schont seine Landsleute.

diesem Schirme kam ein welfisches Bündniß zu Stande. Die auf dieser Seite stehenden Städte der Romagna und Toscanas ließen ihre Truppen zusammenstoßen. Uguccione belagerte eben die Bergfeste von Montecatini. Bei der Annäherung des feindlichen Heeres wollte er sich zurückziehen; allein der Weg war ihm verlegt. Die Anführer der Städte hatten weder eine Verabredung für die Schlacht getroffen, noch verstanden sie ihre Leute in Ordnung zu halten. Da diese nur Fußvolk mit wenigen Reitern vor sich sahen, ritten sie eifrig darauf los, damit die Sache rasch zum Ende käme. So geschah es, doch nicht wie sie meinten. Das Fußvolk bestand aus pisanischen Speerträgern, deren lange Lanzen eine undurchdringliche Hecke bildeten, sodaß die Städter, auf sich selbst zurückgeworfen, in Verwirrung geriethen und vor den einhauenden deutschen Reitern in das Feld zerstiebten. (29. Aug. 1315). Ein Aufstand in Lucca und Pisa rettete die Florentiner aus der Gefahr, welche ihnen in Folge der unglücklichen Schlacht von Montecatini drohte. Der Abfall der Städte zerstörte das Fundament von Uguccione's Macht; seine Söldner verließen ihn; er selbst nahm Dienste bei dem Herrn von Verona.

Der Nachfolger Uguccione's, Castruccio degli Antelminelli, hatte seine Jugend theils in England bei einem reichen Verwandten, theils in Frankreich in der streitbaren Handelsgesellschaft des Alberto Scotto verlebt. Einer der tapfersten Söldner Uguccione's, war er doch wegen verschiedener Räubereien und blutiger Gewaltthaten, die er in der Lunigiana verübt hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt worden. Castruccio war eben in Ketten in Pisa angelangt, um dort hingerichtet zu werden, als der Aufstand ausbrach und ihn befreite. Die Lucchesen, unter denen er viele Verbindungen hatte, machten ihn, in Gemeinschaft mit Pagano de'Quartigiani, zu ihrem Oberhaupt, Castruccio für die Stadt, Pagano für das Gebiet, Beide auf ein Jahr. 1316 hatte Castruccione seinen Nebenmann vertrieben; im nächsten Jahre erhielt er seine Gewalt auf zehn Jahre erneuert; wieder drei Jahre später war er zum Dictator der Republik Lucca auf Lebenszeit ernannt. Er war eben abwesend, als der letzte Beschluß gefaßt wurde, und antwortete dem an ihn Abgeordneten ausweichend, daß er es sich bedenken wolle.

Als er nach Lucca zurückkam, und das Volk in der Versammlung, auf die Frage, ob es alles genehmige, antwortete: „Ja, wir wollen ihn auf Lebenszeit zum Herrn!" nahm er die Gewalt an mit den Worten: „So gefällt es Uns und so sei es!*)" In seltener Weise vereinigte Castruccio Eigenschaften, welche Liebe und Furcht zu erwecken im Stande sind. In der Schlacht immer voran, auf den Mauern feindlicher Städte stets der erste, mit Feuereinwerfen schneller als jeder Andere bei der Hand, war er seinen Soldaten der gefälligste Feldherr und bei ihnen so beliebt, daß im gefährlichsten Tumulte sein bloßes Erscheinen genügte, die Ruhe augenblicklich herzustellen. Als Staatsmann verfuhr er in der Leitung seiner Republik nach Grundsätzen, welche allen klugberechnenden Gewaltherrschern eigen sind. Die repulikanischen Formen ließ er bestehen, und gab so seiner Alleinherrschaft einen milderen Schein; seine Feinde behandelte er schonungslos — dreihundert Familien gingen bei seiner ersten Ernennung in die Verbannung; mehrere wurden ausgerottet — seine Anhänger begeisterte er durch Eingehen in den Charakter eines Jeden, durch gewinnende Freundlichkeit, durch Gaben aller Art. Bald hielt er dem Volk auf dem Markte Reden, die eines römischen Tribuns würdig waren; bald veranstaltete er Feste und Spiele, die zugleich dazu dienten, die Bürger im Laufen, Springen, Armbrustschießen, in militärischen Evolutionen in Uebung zu erhalten. Die immerwährenden Kriege, welche er offen oder heimlich anschürte, machten ihn unentbehrlich, schafften Beute herbei und ließen die Luchesen nicht zur Besinnung kommen. Hätte aber auch das Volk sein Schicksal erkannt, so würde ein Aufstand wenig geholfen haben; denn die dreihundert Häuser mit Thürmen, die in frühern Bürgerkriegen als eben so viele Festungen Schutz und Schirm gewesen waren, hatte Castruccio niederreißen lassen und aus dem Material sich eine große Burg erbaut, in der seine Söldner lagen.

Glückliche Kriege machten Castruccio zum mächtigsten Herrn in Toscana, den namentlich Florenz sehr zu fürchten hatte. Nach mehreren

*) **Placet nobis et sit!** Vgl. **Nic. Tegrimi, Vita Castruccii.**

übel abgelaufenen Fehden raffte sich die reiche Stadt 1325 zu einer großen Kraftanstrengung auf; dieser Feldzug sollte der entscheidende sein. 400 Ritter mit 600 Knappen stellte die Stadt; 15,000 Fußgänger gab das Gebiet, jedoch nur zwangsweise*); außerdem hatte man viele fremde Söldner, 600 französische und 200 deutsche Reiter, 230 burgundische und catalonische, 500 provençalische, gascognische und wallonische Reisige. Bei Castruccio waren verhältnißmäßig ebenso viele fremde Söldner, die aber bessere Zucht hielten, als die florentinischen. Die ersten Gefechte, welche sich die beiden Heere unter den Mauern von Altopascio lieferten, wurden turnierartig gehalten. Einzelne Ritter oder Schaaren rannten gegen einander an; die Heere sahen zu; wen die Kampfeslust ergriff, sprengte aus den Reihen hervor und hatte bald seinen Gegner gefunden. Ein gewisses ästhetisches Behagen, das in späterer Zeit noch viel stärker hervortrat, war mit der Kampflust verbunden; das höchste Lob, das man den Heeren spendete, war die Versicherung, daß Italien noch nie schönere Reitergefechte gesehen habe. Castruccio war es, der das Ritterspiel in Ernst verwandelte. Ein Gefecht, das am 23. September 1325 in gewöhnlicher Weise anfing, wurde zu einer Schlacht und für die Florentiner zu einer gänzlichen Niederlage. An der Brücke von Coppiano, über die sie fliehen wollten, fanden sie bereits den Feind; von ihrer Rückzugsstraße abgedrängt, suchten sie auf Umwegen zu fliehen und verloren außerordentlich viele Todte, Verwundete und Gefangene. Diese Schlacht von Altopascio hatte die nachhaltige Wirkung, daß der Geschmack am Kriegswesen sich bei den Florentinern verlor. Als zwei Jahre später die in die Reiterrollen eingeschriebenen Bürger gemustert wurden, stellten sich nicht mehr

*) Jedes Haus mußte einen Mann stellen; wer nicht kam, dem sollte ein Fuß abgeschnitten werden. Diese grausame Strafe — der beste Beweis vom Erlöschen des kriegerischen Geistes und der Vaterlandsliebe im Volke — kommt in jener Zeit mehrfach vor. Nach Amari wurden die Neapolitaner 1283 ebenfalls bei Strafe des Verlustes eines Fußes aufgeboten, und zwar sollten die säumigen Christen ohne Unterschied der Nation den linken, die Sarazenen von Lucera den rechten Fuß einbüßen.

als hundert ein, und auch diese verschwanden nach kurzer Zeit. Herzog Karl von Calabrien, den sich die Stadt vom König von Neapel zum Schutz erbat, fand die stolzen Republikaner so geschmeidig, als er immer wünschen konnte. Sie gaben ihm alles, was er forderte: 200,000 Goldgulden jährlich für seinen Haushalt, das Recht, alle Beamten in und außerhalb der Stadt nach seinem Gefallen zu ernennen, die Verfügung über Krieg und Frieden. Castruccio, der Urheber dieses Verfalls, verfolgte seine Siegeslaufbahn noch mehrere Jahre. Er starb (3. September 1328) als Herzog von Lucca, der Lunigiana und der Sprengel von Pistoja und Volterra, als Herr über dreihundert mit Mauern versehene Ortschaften.

Ein noch traurigeres Schicksal, als Florenz, traf Padua, die größte Republik der Lombardei, nachdem Mailand, Parma, Pavia, Verona, Mantua, Modena und Ferrara Herren mit mehr oder weniger absoluter und dauernder Herrschaft erhalten hatten. Siebenzehn Jahre lang (1311 — 1328) bedrängte Cangrande della Scala, Herr von Verona, die Stadt mit steigendem Glück. Vergebens warb sie deutsche Söldner an; vergebens nahm sie Otto von Oesterreich zum Schirmherrn; dies half nur für den Augenblick, gegen die dringendste Gefahr, die kaum vorüber war, als die Bürger schon in ihre Weichlichkeit und Ueppigkeit zurücksanken. Auf einem Zuge gegen Cangrande führten die Bürger fünfzehnhundert Wagen mit sich, auf denen sie ihre Waffen, gute Speisen und Getränke, Betten und allerlei zur Bequemlichkeit dienendes Hausgeräth hatten. Verrath lieferte ihnen die Vorstadt von Vicenza in die Hände; ein solches Ereigniß konnte nicht ohne große Festlichkeiten vorübergehen. Man vertheilte sich in den Feldern; man tanzte, schmauste und zechte; aber es kamen ungeladene Gäste: Cangrande mit funfzig Reitern, die alles wie Spreu auseinander jagten. (1314). Das Ende des langen Kampfes war, wie es sein mußte. Am 10. September 1328 hielt Cangrande seinen Einzug als Herr in die Stadt, nachdem 100,000 Menschen in Gefechten, durch Hunger und Seuchen, durch die Hand des Nachrichters gestorben waren. Padua war so schwach geworden, daß eine kleine Abtheilung Söldner als Besatzung genügte.

In den Kriegen, die wir eben geschildert haben, erscheint auf eine lange Zeit eine Genossenschaft, die selbstständig, auf eigene Rechnung, unter eigenen Führern in den Gang der Begebenheiten eingriff. Die Compagnia von Siena bildete sich, zu Ende des Jahres 1322, aus fünfhundert Reisigen und einer nicht näher angegebenen Anzahl von Fußgängern, besetzte Asinalunga, Turrita und brandschatzte das Gebiet von Siena. Die Stadt hatte keine Truppen gegen diese Gäste; aber sie und die benachbarten Orte schnitten die Zufuhr ab, und im nächsten Frühjahr mußte sich die Genossenschaft wegen Mangels an Lebensmitteln auflösen. Dies ist das erste Auftreten eines eigentlichen Condottieri-Heeres in Italien. Dem unheilverkündenden, rasch vorüberziehenden Meteor folgten von nun an mehr und mehr ähnliche Erscheinungen, und in unmerklichen Uebergängen bildete sich jenes Söldnerwesen aus, das als stärkste Macht die Geschicke Italiens in seine Hand bekam.

800 Reisige Ludwig's von Baiern, die zum Römerzuge dieses Kaisers angeworben waren, trennten sich vom Heer, besetzten den Ceruglio di Vivinaja, stellten die dort befindlichen Schanzen aus den Kriegen Castruccio's wieder her und erhoben Tribut von dem umliegenden Lande. Deutsche Söldner, welche die Citadelle von Lucca bewachten, öffneten denen vom Ceruglio die Stadt; beide vereint zwangen Marco Visconti, den der Kaiser an sie abgeschickt hatte, ihr Anführer zu werden. Ihr Zweck war kein anderer, als mit so viel Beute als möglich über die Alpen zurückzugehen. Die Umgegend war bald ausgesogen, und nun boten sie Lucca gleichzeitig den Pisanern und den Florentinern zum Kauf an. Beide Städte wiesen den Handel zurück; der Käufer fand sich in der Person des Gherardino Spinola, eines genuesischen Verbannten, der 30,000 Gulden gab und einen Theil der Söldner in seine Dienste nahm. Die Uebrigen gingen mit den geraubten Schätzen nach Deutschland zurück; der Visconti begab sich nach Mailand, wo er mit seinen Verwandten in Streit gerieth und eines Morgens unter den Fenstern seines Palastes erdrosselt gefunden wurde. (September 1329). Den Spinola vertrieben die Lucchesen, aber nur um sich sofort dem abenteuernden König Johann von Böhmen zu übergeben. Dieses Verhältniß

dauerte nur so lange, als der König seine Pariser Genüsse zu entbehren vermochte. Nach drei Jahren (1333) verließ er Italien, und da er seine Söldner zu bezahlen vergaß, so vereinigten sich diese, 1000 Reisige, Deutsche und Franzosen, zu einer Genossenschaft, deren Mitglieder sich die Ritter von der Taube*) nannten, aber wie Geier über das Land herfielen, bis auch sie, vom Raube satt, sich trennten. Lucca, der Spielball der Starken, sollte noch einmal den Anlaß zur Bildung einer großen Söldnerbande geben. Die Rossis aus Parma waren seine Herren geworden, hatten aber ihre Macht auf Mastino della Scala übertragen, der bereits Verona und die Mark von Treviso besaß. Gegen diesen verbündeten sich Florenz, Venedig, Mailand, Mantua, Ferrara, der Herzog von Kärnthen, und nach drei Feldzügen wurde Mastino zu einem Frieden gezwungen, in dem er alles von Cangrande erworbene Besitzthum bis auf Verona und Vicenza verlor, außerdem aber Lucca behielt. Venedig und Florenz hatten diesen Krieg auf gemeinschaftliche Kosten geführt, mittelst eines Söldnerheeres, mit dem ein ausführlicher Vertrag eingegangen wurde. Zwei venetianische Bürger hatten das Amt, für die Besoldung und den Zuzug (condotta) frischer Truppen Sorge zu tragen; ein Ritter und ein bürgerlicher Beamter bildeten mit dem Dogen den Kriegsrath; zwei Gesandte, einer aus Florenz, einer aus Venedig, hielten sich beim Heere auf, um mit dem Kriegscapitan der Söldner Besprechungen zu halten, d. h., um ihn zu beaufsichtigen.

Der Städtebund und Mastino della Scala hatten lange und ohne sichere Entscheidung um Vicenza gekämpft. In den Vorstädten hatten die städtischen Söldner ihre Banner aufgepflanzt und sich stark verschanzt; in der Stadt behaupteten sich die Söldner Mastino's, nachdem sie die Bewohner vertrieben hatten. Die einen wie die andern wurden nach dem Friedensschlusse abbezahlt und sollten nun gehen. Statt dessen machten sie, gleich ihren Herren, Frieden miteinander und stellten für ihren Abzug Bedingungen, welche auf die Zahlung einer ungeheuren

---

*) Der Name rührt von der Abtei della Colomba im Gebiet von Piacenza her, wo die Söldner sich festgesetzt hatten.

Geldsumme hinausliefen. „Es waren Leute aus Deutschland, Italien und Tuscien,“ sagt Flamma von ihnen, „verbrecherische Kerle, eine wahre Pest, die von keiner Unterordnung, von keinem Gesetz, von keinem König etwas wissen wollten, vom Raube lebten, kein Alter verschonten.“ Zu diesen Menschen kam Leodrisio Visconti, den der grollende Mastino auf sie aufmerksam gemacht hatte, und forderte sie auf, mit ihm nach Mailand zu ziehen.

In Mailand hatte Matteo Visconti, der kaiserliche Vicar Heinrich's **VII.**, die von seinen Siegen geblendeten Bürger dahin gebracht, ihn zum Schutzherrn der Stadt auf Lebenszeit zu machen. Als er 1322, wahrscheinlich am 24. Junius, starb, verheimlichte seine Familie seinen Tod einige Zeit und ließ den Leichnam heimlich beerdigen, wodurch sein Sohn Galeazzo Zeit gewann, Söldner in die Stadt zu ziehen und sich halb mit Gewalt zum Generalcapitan machen zu lassen. Gegen ihn intriguirte sein Vetter Leodrisio, ein mittelalterlicher Catilina, gleich dem Römer von Schulden und Ehrgeiz verzehrt, bestach die deutschen Haustruppen Galeazzo's, die nach der Erhebung ihres Herrn den Sold sehr unregelmäßig erhielten, machte sich eine Partei unter dem Adel, und gelangte mit den schlechtesten Mitteln zur höchsten Gewalt. Nicht ein Jahr später war Galeazzo mit seinem Anhang wieder oben auf, und Leodrisio ging zu Ludwig dem Baier, wo er seinen Vetter durch untergeschobene Briefe eines verrätherischen Verkehrs mit dem Papste und mit Robert von Neapel so erfolgreich verdächtigte, daß der Kaiser Galeazzo, nebst seinen ihm anhängenden Verwandten verhaften ließ. Galeazzo starb (1328), ehe der Kaiser seinen Irrthum gutmachen konnte, aber Ludwig sah bereits so klar in der Sache, daß er nicht Leodrisio, sondern Azzone Visconti zum Herrn von Mailand machte. Leodrisio lebte seitdem meistens am Hofe zu Verona und bot sich als Werkzeug an, Mastino della Scala an seinen Feinden zu rächen.

Die Söldner in Vicenza hatten offene Ohren für die Anträge des Visconti. Leodrisio bot ihnen, außer Sold und Beute, auch die Herrschaft über Mailand, das ihnen fast ohne Vertheidigung anheimfallen müsse; denn die Stadt habe ihre Söldner entlassen, die Herrschaft Azzone's sei verhaßt und Jedermann wünsche eine Veränderung

und ihn zurück. Er erinnerte sie an das Beispiel der Almovaren, die sich im Laufe weniger Jahre ein schönes Herzogthum erkämpft hätten; wer würde aber Athen mit Mailand vergleichen, dem Stapelorte für die reichsten Waaren; der Vorrathskammer, in der die Erzeugnisse der gesegneten lombardischen Fluren aufbewahrt würden? Alle Söldner folgten dem Visconti, unterwegs schlossen sich andere in hellen Haufen an: deutsche Reisige, italienische Verbannte und Räuber, hauptsächlich aber Schweizer, die man in Italien etwa um diese Zeit häufiger kennen lernte. Als 2500 Reisige, 800 Fußgänger und 100 Armbrustschützen beisammen waren, gab man sich Anführer, unter denen auch Leodrisio war, und legte sich den Namen der Genossenschaft zu St. Georg bei. Der Zug ging durch die Gebiete von Brescia und Bergamo; in der Nähe von Rivolta wurde die Adda überschritten; in der nächsten Nacht lagerte das Heer bei Sesto di Monza, etwas weiter als anderthalb Meilen von Mailand entfernt. (9. Februar 1339). Der Marsch war so rasch vor sich gegangen, daß die armen Landleute nichts als das nackte Leben retteten. Tausende von Flüchtlingen, die meisten halb angekleidet, ihre Frauen und Kinder an der Hand führend, ergossen sich in die Thore von Mailand, und durch diese erfuhren die Einwohner die ihnen drohende Gefahr. Azzone war gerüstet; die Nachbarn leisteten Hilfe, in kurzer Zeit stand ein schlagfertiges Heer von 3500 Reitern und 14,000 Mann zu Fuß da.

Leodrisio war so siegesgewiß, daß er sich in Legnano seinen Bart schor, den er mit keinem Messer berühren zu wollen gelobt hatte, bis er sein Recht wieder habe. Seine Zuversicht schien ihn nicht zu täuschen; denn eine ganze Abtheilung des mailändischen Heers unter Luchino Visconti, die des hohen Schnees wegen in Dörfern vereinzelt ihr Lager genommen hatte, ließ sich Nachts überfallen und wurde gänzlich zersprengt. Die Banden Leodrisio's verfolgten die Flüchtlinge nach Nerviano hin und stießen hier auf das Hauptheer der Mailänder. Wie die Nationen, die sich hier maßen, so waren auch die Waffen mannigfaltig; man focht mit Schlachtschwertern und Stoßdegen, mit Streitäxten, Lanzen, Partisanen, Hellebarden, Keulen, mit Bogen, Armbrüsten und Schleudern. Die einen suchten die Pferde zu verwunden, die andern

schlugen auf die Reiter; das Ganze war keine geordnete Schlacht, sondern ein allgemeines Handgemenge. Im ersten Anlaufe wurde keine Entscheidung gewonnen; als man nach einer Pause, in der man verschnaufte, den Kampf erneuerte, gewannen die Banden die Oberhand. Noch einmal hielt man inne; auf beiden Seiten sammelte sich die letzte Kraft, hier um einen glänzenden Sieg zu erfechten, dort um den Rückzug möglichst zu sichern. In diesem entscheidenden Augenblicke sahen die bedrängten Mailänder einen Reiterhaufen quer über das Feld herbeisprengen, und wie das Gefecht neu entbrannte, erschien eine Gestalt, die mit einer Peitsche in die Banden schlug. Der fromme Glaube der Zeit meinte den heiligen Ambrosius zu erkennen; sicherer ist, daß jene Reiter 700 Mailänder unter Hektor von Panigo waren, die eine rechtzeitige Hilfe brachten und die Schlacht gegen die Banden entschieden. Leodrisio selbst wurde gefangen, und als die Mailänder jubelnd in ihre Stadt zurückkehrten, lief ihnen noch Rinald Giver, das böse Kraut zubenannt, nebst 700 Helmen, mit denen er von einem Raubzuge zurückkehrte, in die Hände. Leodrisio büßte zehn Jahre lang in einem eisernen Käfig des Schlosses St. Colombano; seine Söldner zerstreuten sich über Italien. „Wohl zweihundertfunfzig sah ich in Rom ankommen," erzählt ein Augenzeuge, „und die Einen hatten ihre Sporen mit Stricken umgebunden und gingen zu Fuß; die Andern besaßen blos einen Helm, oder nichts als einen Schild; Wenige ritten auf magern Kleppern."

Dem Scaliger nützte die von seinem übrigen sehr geschmälerten Besitz getrennte Stadt Lucca so wenig, daß er sie zu verkaufen beschloß. Er bot den Kauf sowohl Pisa als Florenz an; mit den Florentinern einigte er sich zu dem Preise von 250,000 Goldgulden, worauf die Pisaner rüsteten und den Krieg erklärten. Nachdem die Fehde für die Florentiner ungünstig geendet hatte, entließen die Pisaner ihre angeworbenen Leute, unbekümmert darum, was mit den Entlassenen werden solle. Es versteht sich, daß diese sich auf die übliche Weise halfen, durch Vereinigung zu einer Gesellschaft. Die Aufforderung dazu erließ Werner, Herzog von Urslingen.*)

---

*) Franz Xaver Bronner: Abenteuerliche Geschichte des Herzogs von Urslingen, nebst einer Geschichte der Herzoge von Urslingen,

Bei Irslingen (Uerslingen ist die richtigere Schreibart), im jetzigen würtembergischen Oberamtsbezirk Rotweil, sieht man noch Mauerwerk und Gräben der Burg Urslingen, die in dem Besitz eines freiherrlichen Hauses war, von dem ein Hauptzweig, durch die Gunst der Kaiser aus dem Geschlecht der Hohenstaufen schnell emporgehoben, die Herzogswürde von Spoleto erhielt, beim Sinken der Hohenstaufen aber sein Lehen verlor, nunmehr seinen Herzogstitel mit seiner deutschen Stammesherrschaft Urslingen verband und in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ausstarb. Herzog Werner von Urslingen war ein Soldat, der für Geld focht; die Achtung, in der er bei seinen Genossen stand, wurde ihm wegen seiner Kriegerkraft und seines Muthes, aber auch wegen seiner Ahnen gewährt. Die rohen Söldner wuchsen in ihrer eigenen Achtung, da sie einen Herzog aus einem berühmten Geschlecht zum Anführer hatten, und wählten ihn einstimmig zum obersten Feldherrn. Er gab ihnen Gesetze, deren Hauptsätze die waren, daß die ganze Beute gemeinsames, nach Rang und Verdienst zur Theilung gelangendes Eigenthum sei, daß, wer festen Sold wolle, diesen haben könne, seinem Beuteantheil dann aber entsagen müsse. Die Söldner nahmen die Gesetze an, nannten sich die große Genossenschaft und wählten zu andern Anführern Hektor von Panigo und Mazarello von Cusano. Den Ersten kennen wir bereits als den Ritter, der die Schlacht gegen Leodrisio zur Entscheidung brachte, wobei er sowohl gegen den Herzog von Urslingen, als gegen die meisten Mitglieder der Gesellschaft gefochten hatte. So etwas nahmen sich die Söldner untereinander nicht übel, und Niemand stieß sich ferner daran, daß Hektor, vom stärkeren Klange der Goldthaler angezogen, mehrfach in das Lager des Feindes übergelaufen war. Er hatte einen Kirchenschatz geplündert, darauf Modena für die Kirche verwaltet, dasselbe Modena dem Kaiser überliefert, mit Mastino della Scala gegen, mit Azzone für Mailand gefochten, und war nun bereit, mit denselben Söldnern, die er geschlagen hatte, gegen seine frühern

---

Aarau 1828. Die Regesten der Herren von Urslingen findet man bei Stählin, würtembergische Geschichte, im zweiten Bande, Abschn. 7., §. 33.

Herren und gegen die ganze Welt ins Feld zu ziehen. Mazarello von Cusano war ein geborner Bösewicht, der am Frevel an sich seine Freude hatte. Zu Monteveglio, auf offenem Markte, hatte er drei zarte Knaben seines eigenen Bruders erschlagen, war lange Zeit Haupt einer Räuberbande und im Dienste verschiedener Herren gewesen. In ihrer Wildheit stimmten alle drei Anführer überein; der Urslingen trug auf der Brust in silbernen Buchstaben die Inschrift: „Herzog Werner, Herr der großen Genossenschaft, der Feind Gottes, der Traurigkeit und der Barmherzigkeit.“

Nichtsobald hatte die Gesellschaft sich gebildet, als die Taugenichtse beiderlei Geschlechts von allen Seiten herbeiströmten, sodaß Herzog Werner mit 3000 Helmen, das Fußvolk und den Troß nicht gerechnet, aufbrechen konnte. Der erste Zug galt Malatesta, Herrn von Rimini, der dafür gezüchtigt werden sollte, daß er in dem letzten Kriege gegen Pisa gefochten hatte. Malatesta kannte seine Leute; ohne seine Reisigen und Knechte aus ihrer Ruhe anfzurütteln, ging er der Bande allein entgegen, theilte freundliche Worte und Geld aus und verwandelte die Feinde in Diener. Werner half dem Malatesta Fano unterwerfen und zog dann gegen Imola und Bologna weiter. Die Herren von Ferrara, Bologna und Ravenna, und die Gemeinden von Imola und Faenza hatten ein Bündniß gegen den Feind geschlossen und große Vorkehrungen getroffen. Von Faenza bis acht Meilen abwärts zog sich am linken Ufer des Amone ein Pfahlwerk hin, hinter dem die Bürger von Bologna und viele Soldtruppen in verschiedenen Lagern aufgestellt waren. Die Söldner fanden es unmöglich, diese Schranken zu durchbrechen, und auch das Umgehen derselben war für sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Hektor von Panigo, der diesen Versuch machte, wurde von den Florentinern in den Apenninen gefangen, mit ihm „das böse Kraut“ und drei andere Bandenführer, welche die große Genossenschaft aufsuchten. Unglücklicher Weise entließen die Florentiner ihre Gefangenen, gegen das Versprechen, binnen Jahresfrist weder gegen Florenz, noch unter Herzog Werner zu dienen, worauf die Befreiten geraden Wegs zur großen Genossenschaft eilten. Diese zog noch immer an dem Pfahlwerk des Amone auf und nieder,

benutzte indessen ihre Zeit mit Plündern und Brennen so wohl, daß die verbündeten Herren und Städte, deren Gebiet theilweise in dem offenen Lande lag, mit den Würgern einen Vertrag eingingen. Man bewilligte der Bande freien Durchzug, Lebensmittel und 60,000 Gulden, wogegen Herzog Werner versprach, daß er auf dem kürzesten Wege marschiren und keinem seiner Leute ein Abweichen von der Heerstraße gestatten werde. Um etwaige Uebertreter des Gebots kennen zu können, wurde allen Pferden der Gesellschaft ein Zeichen eingebrannt. An der andern Seite des Pfahlwerks aufwärts ging der Marsch durch das Land, welches der Vertrag schützte, ins Modenesische. An der Grenze wollte die Gesellschaft umkehren; allein die Herren und Städte hielten so gute und starke Wache, daß das Vorhaben unterblieb. Das jenseitige Gebiet wurde so verheert, als habe sich ein Feuerstrom Bahn gebrochen. Sechszehn Städte mit unzähligen Dörfern sanken nach gründlicher Plünderung in Asche; die Jugend diente der Wollust, das Alter der Quällust der Söldner. Man marterte zur Strafe, um verborgene Schätze ausfindig zu machen, um die Körperkraft zu üben, um neue Torturarten zu erproben. Wie sich der Strom gegen den Po und gegen Mantua heranwälzte, schrieben die Fürsten und Grafen der Lombardei einen Tag nach Ferrara aus, um über die Abwehr zu berathen. Da zeigten sich nun die Folgen davon, daß man die Bürger der Waffen beraubt und durch Knechtschaft feig gemacht hatte. Die Söldner, die man hatte, konnte man gegen diesen Feind nicht verwenden, da sie mit demselben auf der Stelle gemeinschaftliche Sache gemacht haben würden, und von ihren Unterthanen gestanden die Herren sich übereinstimmend, daß daraus keine Soldaten zu machen wären. Man erkaufte also den Frieden mit Gold, indem man den Durchzug nach den Alpenpässen gestattete, und sicherte die Erfüllung der Bedingung durch Geiseln, die man sich geben ließ. Die Bande konnte nicht mehr Beute fortschleppen; sonst würde es um die Erfüllung des Vertrags mislich gestanden haben. Wie eine Schaar nach der andern ihren Antheil erhalten hatte, ging sie über die Alpen; Herzog Werner machte mit seinen Getreuen den Beschluß. (1343). Ein Fähnlein, das einzige aus Italienern bestehende, blieb zurück und nahm in Pisa Dienste. Mazarello und

Panigo fanden im nächsten Jahre, fast an demselben Tage des Märzmonats, ihr Ende. Panigo nahm im Gespräch mit Nikolaus von Gragnano ein harmlos gesprochenes Wort so übel auf, daß er jählings das Schwert zog und nach dem Kopfe seines Freundes hieb. Dieser fing den Hieb mit der von einem Panzer beschützten Schulter auf, und in demselben Moment durchbohrte einer seiner Diener den Bandenführer mit der Lanze. Einen oder zwei Tage zuvor war Mazarello in Mantua wegen Verraths enthauptet worden. Den Herzog Werner von Urslingen werden wir gleich auf einem andern Schauplatze, im italienischen Süden, wieder erscheinen sehen.

Robert von Anjou war auf seinem neapolitanischen Throne der friedliebendste Fürst, den Italien in jener Zeit kannte. Er ließ den Einfluß seines Hauses auf Oberitalien verfallen; den Krieg gegen Sicilien führte er schläfrig; die Barone des Reichs gelangten zu gefährlicher Macht, und der König, einzig mit seinen im Thurme von Bonna aufgehäuften Schätzen beschäftigt, sah es nicht. In seiner langen Regierungszeit (1309—1343) entnervte das Volk. Das Volk des übrigen Italiens hatte seinen Spott über die Neapolitaner, die ihr Haar sorgfältig pflegten, „sich nach Art der Weiber das Gesicht wuschen," in weichen, mit Federn ausgestopften Betten schliefen. In ganz Apulien, Terra di Lavoro, Calabrien und dem Abruzzengebiet trugen die Diener des Adels keine Waffen, kannten keine Waffen. Es war allgemeine Sitte, mit einem Stock in der Hand zu gehen, damit man sich der Hunde erwehren könne. Auf Robert folgte die minderjährige Johanna, die mit Andreas von Ungarn vermählt war. Diese unselige Königin führte am Hof das sittenloseste Leben ein, und lebte in bitterer Feindschaft mit ihrem Gemahl, der sie mit magyarischer Rohheit behandelte, nach der Königskrone strebte, gleichwohl aber kein Hehl hatte, wie und gegen wen er seine Würde, wenn Johanna sie ihm zugestehe, brauchen werde. Er war nahe daran, die Krönung doch zu erlangen, als er unverständiger Weise seine wahre Gesinnung durch ein Emblem verrieth. Ohne die Scharfsinnigste zu sein, errieth Johanna, was die Bilder von Block und Beil zu bedeuten hätten, die eines Tages in der königlichen Fahne neben dem Wappen bemerkbar wurden. Nicht lange danach veranstaltete

man in der Gegend von Aversa eine Jagd, lockte Andreas auf ein Schloß in der Nähe, und erdrosselte ihn dort. Man fand den Leichnam unter einem Balcon, die That hüllte sich in Dunkel. Als erwiesen steht fest, daß der Gemahl der Königin aus ihrem Bett durch eine List vor die Thür des Zimmers gerufen wurde, daß ein geräuschvoller Kampf zwischen ihm und den Mördern stattfand, und daß Johanna nicht einmal einen Versuch machte, Hilfe herbeizurufen, überhaupt keinen Laut von sich gab. (20. August 1345.) Die Blutrache übernahm der Bruder des Ermordeten, König Ludwig von Ungarn; in seinen Augen war Johanna die Mitschuldige, die Anstifterin, der Preis des Mordes, den ihr Günstling und späterer Gemahl, Ludwig von Tarent, durch Vertraute ausgeführt haben sollte. Im November des Jahres 1347 betrat der Rächer das Königreich; in seinem Heere begegnet uns eine bekannte Gestalt: Herzog Werner von Urslingen mit einem stattlichen Gefolge von 1500 Helmen.

Neapel war von den Parteien der Geschlechter Tarent und Durazzo in die äußerste Verwirrung gebracht, und das gesammte Gesindel des Landes war stehlend und wegelagernd in Bewegung, sodaß dem Ungar achtzig Tage zur Eroberung des Reiches genügten. Johanna und ihr Gemahl flohen nach der Provence; ihre Sache führten inzwischen die Ungarn selbst durch Erpressungen und Rohheiten, wodurch die allgemeinste Unzufriedenheit entstand. Es knüpften sich geheime Unterhandlungen zwischen der Provence und Neapel an; auch Werner von Urslingen wurde der Theilnahme daran beschuldigt, und erhielt seine Entlassung. Er gerieth darum nicht in Noth; seine Söldner folgten ihm, andere schlossen sich an; in wenigen Tagen hatte er 3000 Helme. Er warf sich in die römische Maremme, von da wollte er Toscana überziehen; aber eine Pest, die fast die Hälfte seiner Leute wegraffte, brachte den Feind Gottes so herunter, daß er dem Papst seine Dienste anbot, und eine Zeit lang für die Kirche focht. Lange hielt er es hier nicht aus; sobald Johanna von Neapel, die in der Provence mit ständischen Gaben und den Verkaufsgeldern für die Stadt Avignon ihre Schatztruhe gefüllt hatte, ihn rief, schüttelte er den magern Staub der Campagna di Roma von den Füßen und war in Neapel. Bei dem Einzuge

der königlichen Gatten in die Hauptstadt ritt er ihnen vor, und vor allen Stimmen hörte man seinen gar nicht aufhörenden Ruf: „Es lebe unser gnädigster Herr!“ Seine nächsten Dienste bei der Unterwerfung des Landes, der Erstürmung der feindlichen Schlösser, der Belagerung von Lucera verriethen den treuesten Diener. Aber Werner von Urslingen war ein staatsmännischer Raufer, und wie er sah, daß die Glücksgöttin sich zu beständig für Johanna erklärte, um seine Dienstleistung noch lange unentbehrlich zu machen, erkaltete er in seinem Eifer, ließ Lucera entsetzen, Foggia erstürmen, schickte Ludwig von Tarent nach der Hauptstadt zurück und pflegte zu Corneto in der Capitanata der Ruhe. So sicher fühlte er sich in der nächsten Nähe des Feindes mit seinen 400 Helmen, daß er weder Vorposten, noch Wachen ausstellte und die Thore weit offen stehen ließ. Es würde schwer gewesen sein, eine solche Einladung falsch auszulegen; die Ungarn verstanden sie, kamen in einer Nacht, kletterten auf Strickleitern neben den offenen Thoren über die Mauern, und nahmen den Herzog gefangen, ohne daß er soviel Zeit gehabt hätte, bei dem Schein brennender Häuser Waffen und Kleider zu finden. Den Schluß der Komödie machte eine effectvolle Scene zwischen Werner und den feindlichen Anführern Konrad Wolfart und Stephan Lasky, Woiwoden von Siebenbürgen. Werner war so außer sich, in die Hände Wolfart's gefallen zu sein, den er seinen Todfeind nannte, daß er dem Woiwoden mit Blut und Leben für die Ungarn zu dienen gelobte, wenn man seiner Tage schone. Die Bitte wurde erhört; der Woiwode blieb der Erste im Oberbefehl, Konrad Wolfart der Zweite, Herzog Werner wurde der Dritte, als vierter und fünfter Theilnehmer traten später der Graf von Landau und Fra Moriale (Montreal) ein, von welchem letztern noch mehr die Rede sein wird.

Mit dem Kriege nahm man es nunmehr ernster, doch ohne sonderlichen Erfolg, da die Gegner sich in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten. Um sie näher heranzubringen, ersann man eine List, die, so plump sie uns erscheint, doch vom vollständigsten Erfolge gekrönt war. Eines Tages erhob sich im ungarischen Lager mit Geschrei und Schwertergeklirr ein furchtbarer Lärm, und die, welche sich, von Neugier getrieben, von draußen heranwagten, erfuhren durch einzelne Flüchtlinge, daß Deutsche

und Ungarn ihren alten Hader mit dem Degen schlichteten. Wie es erwartet wurde, ging die frohe Botschaft durch das Land, und die Neapolitaner wollten die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, der Fremden ledig zu werden. Dreitausend Reisige zogen aus Neapel; bei Meleto befand sich das uneinige Heer, in drei Treffen aufgestellt. (6. Juni 1349.) Das Gerücht hatte nicht gelogen; wenigstens zeigte sich im ersten Treffen so wenig Zusammenhalt, daß die Neapolitaner dasselbe zur Linken und Rechten auseinanderwarfen, und ebenso erging es mit dem größten Theil des zweiten. Das dritte leistete Widerstand, die beiden ersten kehrten von beiden Seiten zurück, die Neapolitaner waren umzingelt und wurden beinahe bis auf den letzten Mann Gefangene. Der Zank, den man vor dieser Schlacht von Meleto in Scene gesetzt hatte, wurde nun zur furchtbaren Wirklichkeit. Es war hergebracht, nach einem Siege den gemeinen Reitern und den Subalternen, nach unserer Ausdrucksweise zu reden, einen doppelten Monatssold zu zahlen, als Entschädigung für das Lösegeld der Gefangenen, welches die Anführer für sich beanspruchten. In diesem Falle weigerten sich die Söldner, die doppelte Löhnung zu nehmen, da es meist im Lande angesessene Leute waren, die man im Netze hatte, von denen sich etwas erwarten ließ. Sie forderten eine runde Summe, 150,000 Goldgulden, eine für die damalige Zeit ungeheuere Summe, und zwar sollte die Zahlung auf der Stelle geleistet werden. Die Unterhandlungen waren nutzlos; der Woiwode mußte dem Heere seinen Sohn als Sicherheit für die Summe von 50,000 Goldgulden in Pfand geben, und als Bürgschaft für den Rest nahm man die Gefangenen in Beschlag. Eine scheußliche Scene folgte. Man befestigte die reichsten Barone auf der flachen Erde an Balken, und schlug mit Stöcken, Lanzenschaften und Steinen auf sie ein, bis sie vom Kopf bis zu den Füßen von Blut trieften. Die Gemarterten machten Gebote für ihr Leben; waren sie bis zu der erwarteten Summe gekommen, so hielt man mit schlagen inne. Ein Graf Tricarico versprach 30,000 Goldgulden, so im Verhältniß des Vermögens die anderen, und die Söldner erlangten die geforderte Summe. Die einmal gegen den Woiwoden erwachte Wuth brach in erneuerten Anfällen hervor, und der an seinem Leben bedrohte Statthalter schloß sich zuletzt mit seinen

Ungarn in Manfredonia ein. Um so besser, die Beuteantheile wurden größer. Man plünderte fort, und als die Terra di Lavoro nichts mehr hergeben konnte, verkaufte man noch Ludwig von Tarent den Frieden um 120,000 Goldgulden. Dann ging man an die Theilung der Beute, wozu die Söldner vollzählig sich versammelten. Die Pferde und Maulthiere standen in den Höfen des Schlosses, in dem die Gesellschaft sich befand; die übrige Beute hatte man in großen Haufen, nach der Beschaffenheit der Waare gesondert, aufgeschichtet. Es war eine Vereinigung aller Luxusgegenstände der Zeit, denen ein reeller Werth beigelegt wurde; man sah Kleider von Seide, von Gold- und Silberstoff, schöne Waffen, kostbares Hausgeräth, Ringe und Ketten, Trinkgefäße und Kirchenkelche, Gold und Silber, gemünzt oder in Stangen. Nachdem die Anführer ihren Theil von der Beute hatten, machte man von jedem Haufen so viele Theile, als Geschwader vorhanden waren, und würfelte sodann um diese Theile; das einzelne Geschwader theilte wieder unter sich. Auf 500,000 Goldgulden*) schätzte man den Raub, wobei Waffen, Pferde, Stoffe und Geräthe nicht mit in Anschlag gebracht wurden. Mit einem langen Wagenzuge hinter sich und mit einer großen Anzahl geraubter Frauen und Mädchen überschritten die Banden die Grenze des Kirchenstaats. Die größere Anzahl wandte sich heimwärts nach Deutschland, mit dem Entschluß, wiederzukommen, wenn die Beute verpraßt sein würde; ein anderer Theil blieb in Italien.

In Neapel waren die Banden zurückgeblieben, welche unter Konrad Wolfart und Fra Moriale dienten. Der Letztere gehörte dem Geschlecht Montreal aus Narbonne an, und war als junger Mann nach Italien gegangen, um sein Glück zu suchen. Auf einer provençalischen Barke eingeschifft, die vor einem Sturm in der Mündung der Tiber Schutz suchen mußte, wurde er, gleich seinen Gefährten, von den Umwohnern rein ausgeplündert. Er ging nach Neapel, wo er Freunde

*) Nach unserem Gelde nahe an drei Millionen Thaler, wenn man die jetzigen und damaligen Getreidewerthe im großen Durchschnitt als Maßstab annimmt.

und Verwandte hatte, und kam zu einer Zeit an, in der Johanna und Andreas, die Geschlechter Durazzo und Tarent, zu offenem Streit sich rüsteten, muthige und starke junge Männer mithin der besten Aufnahme sicher waren. Montreal gab Karl von Durazzo den Vorzug, wurde Bruder und Prior des Johanniterordens, und erhielt nun den Oberbefehl über die Haustruppen seines Herrn. Die Nachricht, daß Karl von Durazzo hingerichtet sei, war für ihn das Signal, den Palast seines ehemaligen Gebieters zu plündern, Söldner anzuwerben und sich dem Woiwoden von Siebenbürgen anzuschließen. Mit Konrad Wolfart allein zurückgeblieben, besetzte er Benevent und schloß sich dem König von Ungarn an, der mit einem neuen Heer nach Neapel gekommen war. Die Eroberung des Königreichs wollte aber nicht gelingen; der König schloß Frieden mit Johanna, und Fra Moriale ließ sich von dieser Feindin die Bewachung von Aversa auftragen. Beide Theile hatten guten Grund, sich zu mistrauen; beide hatten keinen Frieden, blos einen Waffenstillstand geschlossen, und Fra Moriale eröffnete die Feindseligkeiten zuerst. Eine Bande deutscher, provençalischer und italienischer Söldner, welche in seinem Solde stand, streifte bis vor die Thore von Neapel; gleichzeitig rief Konrad Wolfart in den Abruzzen Kaiser Karl IV. zum König aus. Den letzteren kaufte Johanna mit 35,000 Goldgulden ab; Fra Moriale wurde vor den Gerichtshof der Vicarie geladen, um sich gegen unzählige Anklagen zu vertheidigen, als nicht erschienen verurtheilt und in Aversa eingeschlossen. Malatesta von Rimini befehligte die Belagerungstruppen, gegen die Fra Moriale wie ein Verzweifelter sich wehrte. In Aversa lagen seine Schätze, die Ersparnisse seines thätigen Lebens, und der Ordensbruder machte jetzt die Erfahrung, daß Dinge, die er bis jetzt verachtet hatte, unter Umständen kostbarer sein können als Gold. Seine Schätze ließen sich nicht essen; Vorräthe von gemeinem Korn anzulegen, hatte er verschmäht, und so zwang ihn der Hunger zur Uebergabe. Man ließ ihm das Leben und von seinen Schätzen tausend Goldgulden, womit er nach dem Kirchenstaate ging.

Denselben Weg hatte vor ihm Herzog Werner von Urslingen eingeschlagen. Dieser hatte noch 500 Helme bei sich und diente Faenza und Forli, später Johann de' Pepoli, dem Herrn von Bologna, das die

Päpstlichen belagerten. Er nahm seinen Wohnsitz in einem Stadttheil, wo er über Häuser, Geräth und Lebensmittel in einer Weise schaltete, als sei er nicht der Vertheidiger, sondern der Eroberer der Stadt. Keiner wagte ein Wort dagegen zu sprechen. Die anderen Söldner der Stadt begannen, es wie er zu machen, und die von außen und innen zugleich belagerten Städter wußten sich keinen Rath mehr. Da der Pepoli in seiner Noth die Stadt an die Viscontis verkaufte, räumte Werner von Urslingen den Platz und gerieth, nachdem er dem Papste kurze Zeit gedient, aber kein Geld erhalten hatte, in das tiefste Elend. Ein dreimonatlicher Solddienst bei Mastino della Scala war der Beschluß seines Söldnerlebens; auch in Verona entlassen, ging er über die Alpen zurück und starb drei Jahre später auf seinen schwäbischen Besitzungen. (1354.)

Nicht besser erging es Fra Moriale im Kirchenstaate. Krieg genug, aber der Papst ein schlechter Zahler, die Herren der Romagna von Geldmitteln entblößt, das Land größtentheils verwüstet. Fra Moriale sagte sich, wie später Wallenstein, daß, wo ein kleines Heer verhungern müsse, ein großes Mittel zum Lebensunterhalt in Fülle finden werde. Briefe und Boten riefen die im mittleren und oberen Italien vereinzelten Söldner herbei, und bald hatte Fra Moriale deren genug, um seinem glühenden Rachedurst gegen Malatesta, den Räuber seiner Schätze, eine erste Befriedigung gewähren zu können. Mondolfo, la Fratta, S. Vito, die Vorstädte von Jesi, Feltrano, Umana wurden erstürmt und geplündert, dem Malatesta vierundzwanzig Burgen und Schlösser gebrochen. Der Ruf dieser Thaten schlug wie Trompetenton an das Ohr der Söldner; auf allen Wegen sah man riesenhafte, verwilderte Kerle, die dem Ordensbruder zuzogen. Auf 7000 Reisige, 1500 Italiener zu Fuß 20,000 Diener, Troß und Weiber belief sich der Schwarm.

Fra Moriale führte eine gute Ordnung ein und handhabte sie mit Strenge. Mehrere Kämmerlinge hielten genaue Rechnung über die Beute und deren Verkauf, über Sold und Guthaben der einzelnen Soldaten. Es gab Notare, welche die vorkommenden Rechtsgeschäfte und Verträge besorgten, Räthe, denen die Entscheidung über alle Sachen von Wichtigkeit zustand. Auch die beim Heere befindlichen Weiber

hatten ihre Vorsteherinnen, welche darüber wachten, daß die den Frauen obliegenden Geschäfte: das Weißzeug zu reinigen, das Korn mit Steinen zu mahlen und Brot daraus zu bereiten, nicht vernachlässigt würden. Die Ordnung im Lager hatte die gute Folge, daß sowohl die Kaufleute, denen man die Beute verkaufte, als die, welche das Heer mit Lebensmitteln versorgten, ohne Scheu kamen, sodaß niemals Mangel eintrat.

Nachdem Fra Mariale seine neue Ordnung eingeführt hatte, ging er an sein eigentliches Geschäft. In Ahnung der Dinge, die da kommen würden, hatten die Herren und Städte Toscanas und des Kirchenstaats einen Bund gegen die Räuber geschlossen. Der Malatesta von Rimini, gegen den Fra Moriale in seinem Haß zuerst zu Felde zog, war auch der erste, der sich von dem Bunde lossagte. 40,000 Goldgulden, die er zu zahlen versprach, und durch Verpfändung seines Sohnes sicherstellte, befreiten ihn von der Rache seines Feindes. Das schmachvolle Beispiel fand allseitige Theilnahme, außer bei Denen, welche kein Geld hatten, womit sie sich loskaufen konnten. Eine Stadt nach der andern trug dem Bandenführer ihr Gold und Silber entgegen, Perugia, Siena, Arezzo, selbst Pisa und Florenz. Die Bande verzechte die starken Summen, welche auf ihren Antheil kamen. Fra Moriale vertraute das Seinige seinen Brüdern an, damit sie es ihm aufbewahrten. Gerade dadurch ging sein Schatz verloren.

Die Brüder trafen eines Tages mit dem berühmten römischen Volkstribun Nicolo di Lorenzo (Cola di Rienzo) zusammen, der eben unter päpstlichem Schutze nach Rom zurückkehrte. Nicolo hielt ihnen eine jener Reden, mit denen er die Herzen der Menschen lenkte, und sprach so begeistert über die Fülle von Freiheit und Ruhm, die er über Rom ausgießen werde, daß er die beiden Söldner gewann. Sie folgten ihm nach Rom und gaben ihm von dem Gelde Moriale's, soviel er verlangte. Sie benachrichtigten davon den Bruder, der ihnen antwortete, sie möchten Phantasie von Wirklichkeit unterscheiden lernen, und nicht sicheres Geld an unsichere Dinge wagen. Da seine Briefe nichts fruchteten, so begab er sich selbst nach Rom, aber ohne seine Söldner, die auf seinen Befehl nach der Lombardei aufbrachen. Was er in Rom sah, versetzte ihn in die äußerste Wuth. Nicolo verwendete das dar-

geliehene Geld keineswegs zur Befreiung Italiens, sondern zu Schlemmereien, die ihm seit seinem Aufenthalt in Böhmen und in der Provence zur Gewohnheit geworden waren. Ein Mädchen, das Fra Moriale mit sich herumführte und schlecht behandelte, floh zu dem Volkstribun und hinterbrachte diesem die Drohworte ihres Gebieters. Noch an demselben Tage wurde der Bandenführer verhaftet, in einen Thurm geworfen und gefoltert. Das Geständniß, welches er in der Marter ablegte, lautete: „Ich bin Anführer der großen Genossenschaft gewesen. Da ich als Ritter geboren bin, habe ich als Ritter leben wollen, habe die Städte Toscanas geplündert, gebrandschatzt, tributpflichtig gemacht, ihre Mauern niedergeworfen, ihre Leute erschlagen." Er bot seine Schätze für sein Leben; vergebens; der Tribun wollte seinen Tod, der ihm zugleich das Geld des Feindes überlieferte, und ließ ihn zur Hinrichtung verurtheilen. Das Todesurtheil brach den Muth des eisernen Mannes; die ganze Nacht vor seinem Tode brachte er in Gebet und mit seiner Beichte zu; am andern Morgen hörte er mit entblößten Füßen die Messe, sich glücklich preisend, daß er in derselben Stadt sterben dürfe, wo die heiligen Apostel Peter und Paul ihr Martyrium vollendet hätten. In dem Urtheil war ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er Italien zu Grunde gerichtet, jede seiner Waffenthaten mit Blut und Schmutz befleckt, Rom mit Brand und Mord bedroht habe. Dagegen protestirte er unaufhörlich; auf dem Wege zur Richtstatt wurde er nicht müde, zu wiederholen: „Weil ich reich bin und Ihr arm seid, deshalb muß ich sterben!" Das zahlreich begleitende Volk erbaute sich an seiner Frömmigkeit: noch lange wurde in Rom erzählt, daß Fra Moriale, ehe er niedergekniet sei, sich in den Himmelsgegenden orientirt und den Hals nach Osten vorgebeugt den Todesstreich empfangen habe. (29. August 1354.) Seine letzten Worte waren eine Anklage, milder, als man sie aus einem so rauhen Munde erwarten sollte. „Gott schütze Dich, heilige Gerechtigkeit!" sprach er, ehe der Streich fiel.

Die Reste von Moriale's Vermögen in Rom zog Nicolo di Lorenzo für sich ein. Aber der Bandenführer hatte noch anderes Geld gehabt, 60,000 Goldgulden, die in Venedig bei Kaufleuten im Handel angelegt waren. Dieses Geld spürte der Papst auf, reclamirte das-

selbe für die Armen und Unglücklichen, die Moriale gemacht habe, und eignete sich unter diesem Vorwande das Ganze zu. Von der Kirche war man ein solches Verfahren gewohnt, dagegen empörte die Zeitgenossen die Undankbarkeit Nicolo's gegen den Mann, mit dessen Gelde er sich wieder gehoben hatte, im höchsten Grade. Das mit Unrecht erworbene Geld war rasch ausgegeben, und als Nicolo nun eine Salzsteuer einführte, erhob das Volk einen Tumult, in dem der Palast des Tribuns verbrannt, er selbst erschlagen wurde.

Viertes Kapitel.

Innere Einrichtungen, Truppengattungen und Waffen der Söldner um das Jahr 1356. — Politischer Zustand Italiens. — Konrad von Landau im Dienst der Liga gegen die Visconti. — Die Bauern der Apenninen besiegen die große Genossenschaft. — Das Söldnerwesen in Frankreich. — Der Markgraf von Montferrat ruft die französischen Söldner nach Italien. — Die weiße Gesellschaft und Albert Sterz. — Konrad's von Landau Tod.

Fra Moriale hatte den Anstoß gegeben, das Söldnerwesen nach bestimmten Regeln zu ordnen; nach seinem Tode bildete sich dies weiter aus.*) Je allgemeiner und ausschließender der Gebrauch von Miethtruppen wurde, um so mehr strebte man nach Formen, welche von dem gefährlichen Mittel einen einigermaßen sicheren Gebrauch zu machen gestatteten. Wenn das Bedürfniß entstand, Söldner anzuwerben, ernannte der Staat einige Bürger zu Gesandten, denen nun die Sorge oblag, Leute zu sammeln und zu verpflichten. Ehe der Söldner einge-

*) Das Folgende nach: **Ercole Ricotti, Storia delle Compagnie di Ventura in Italia, Torino, 1846. IV. Vol.** Dieses ausgezeichnete Werk ist die Quelle, aus der der Verfasser am häufigsten schöpfte; besonders angeführt wird es künftig nur dann werden, wenn es von andern Quellen abweicht.

schrieben wurde, leistete er einen Eid, dem Fürsten, dem er diente, Treue zu bewahren; seinen Befehlen gemäß zu kämpfen, wohin man ihn schicke; die Vertragsbedingungen zu beobachten; dem Oberfeldherrn (Generalkapitän) Gehorsam zu leisten; jede Verschwörung anzuzeigen, welche zu seiner Kenntniß gelange. Die Anwerbung erfolgte auf dreierlei Weise: entweder in Masse, sodaß gleich eine ganze Genossenschaft eintrat, oder nach Fähnlein, oder in einzelnen Haufen. Je mächtiger ein Bandenführer war, und je nöthiger man ihn brauchte, um so bessere Bedingungen erhielt er. Gewöhnlich gab man ihm sofort nach Abschluß des Vertrags eine größere Summe, unter dem Namen eines Darlehns, wofür er Bürgen stellte und die Verpflichtung übernahm, den Sold monatsweise davon zu bezahlen. Sodann stellte er sich mit allen seinen Leuten zur Musterung unter den Waffen, und die Gesandten zeichneten Menschen und Pferde auf, wobei sie den Werth der Thiere und Waffen abschätzten und Alles zurückwiesen, was nicht in gutem Stande war. Unterthanen und Bürger des anwerbenden Staates wurden unter die Söldner nicht aufgenommen, am wenigsten Verbannte. Zuweilen wurde dem Feldherrn die Musterung aus Gunst nachgelassen, viel seltener die Aufzeichnung und Abschätzung. Geschah dies Letztere, so war der Feldherr gewiß ein ausgezeichneter Bandenführer, der gleich mit seiner ganzen Bande eintrat.

Die Waffen unterschieden sich nach der Truppengattung und nach dem Grade. Ehe die englischen Söldner nach Italien kamen, theilte man die Söldner zu Pferd in Lanzen, Reisige, Armbrustschützen mit einem oder zwei Pferden, und Ungarn. Die Lanze war die schwerste Truppengattung und umfaßte drei Leute, einen Speerherrn (**capo di lancia**), einen Degen und einen Pagen mit zwei Schlachtrossen und einem gewöhnlicheren Pferde. Je zehn Lanzen befehligte ein Corporal; bei jedem Fähnlein war ein Trompeter, oder ein Pfeifer, oder ein Paukenschläger. Der Reisige hatte Arm- und Beinschienen, ein Panzerhemd, einen Harnisch, einen Ringkragen, eiserne Handschuhe, Helm und Schild, eine Lanze mit einem Fähnchen, Schwert und Dolch. Die Armbrustschützen und die Ungarn bildeten die leichte Reiterei. Die Ungarn standen in hohem Ansehen; die ihnen eigenthümliche Bewaffnung

und Kampfweise wurden allgemein nachgeahmt. Sie ritten auf kleinen, sehr gewandten Pferden, deren jeder Reiter zwei hatte, führten einen langen Degen und einen großen Bogen, in dessen Handhabung sie sehr geschickt waren, trugen selten einen Helm, aber ohne Ausnahme einen Lederpanzer, der Hieb und Stich eben so Widerstand leistete, als ob er von Eisen wäre. Sie schliefen im Freien zwischen ihren Pferden; der Sattel war ihr Kopfkissen; nach dem härtesten Marsche genügte ihnen als Nahrung etwas trockenes Fleisch, das zu Fasern zerrieben und mit Wasser angemacht wurde. Den Armbrustschützen zu Fuß waren ein leichter Panzer, ein dicker, gefütterter Hut, Dolch, Armbrust, Bolzen und Köcher vorgeschrieben; das gemeine Fußvolk durfte keine andere Ausrüstung haben, als Pickelhaube, Schwert, Dolch, Schild und Lanze; der Oberst fügte zu den Schutzwaffen noch einen leichten Harnisch und Armschienen. Jeder Oberst und Hauptmann der Reiterei mußte ein Schlachtpferd von mindestens funfzig und ein Reitpferd von zwanzig Gulden Werth haben; für die Soldaten genügte ein Thier von dreißig Gulden Marktpreis; auch geringere Pferde nahm man an, dann wurde aber dem Söldner monatlich ein Gulden von der Löhnung abgezogen. Ehe die Gesandten irgend ein Pferd zuließen, mußte ihr Stallmeister dasselbe untersuchen, dann nahm man eine Beschreibung des Thieres nach Hautfarbe und andern Merkmalen auf, und zeichnete es mit einem glühenden Eisen.

War der Söldner durch die Musterung und Einzeichnung gegangen, hatte er geschrieben, wie damals der Ausdruck war, so empfing er seinen ersten Monatssold und trat in den Dienst. Der Anführer über fünfundzwanzig Pferde erhielt fünffachen Sold, der über zwanzig vierfachen, doppelten, wer eine geringere Anzahl befehligte. Außerdem wurde dem Obersten eine nicht kleine Summe als Tafelgelder, Vorzugslöhnung, oder Provision gutgeschrieben. Die Miethspflicht, wie man die von dem Bandenführer vertragsmäßig eingegangene Verpflichtung mit dem richtigen Worte nannte, dauerte die verabredete Zahl von Monaten und Tagen. War die Miethzeit abgelaufen, so begann die Wartezeit, während deren dem Fürsten freistand, die Bande unter denselben Bedingungen und für eine gleiche Zeitfrist sich dienstbar zu machen. War auch

die Wartezeit vorüber, so hatte Jedermann die Freiheit zu gehen, jedoch unter der Bedingung, binnen zwei Jahren nicht gegen den Fürsten zu dienen, den man verließ, und in den nächsten sechs Monaten bei keinem seiner offenen Feinde einzutreten.

Während der Miethzeit und einen Monat darüber hinaus durfte der Söldner wegen keiner Schuld und wegen keines früher begangenen Verbrechens in Anspruch genommen werden. Die in der Dienstzeit vorfallenden Verbrechen richtete die städtische Behörde, wenn sie in der Stadt begangen waren; im Lager vorkommende Vergehen untersuchte und bestrafte der Oberfeldherr summarisch selbst, oder durch seine Officialen, wenn nicht etwa der eine oder der andere der Bandenführer sich die Gerichtsbarkeit über seine Leute vorbehalten hatte. Die Ungehorsamen, Säumigen und Nachzügler zu bestrafen, blieb den Obersten überlassen. Im Felde zahlte der Bandenführer den Sold aus und berechnete sich darüber mit den Gesandten. Stand das Heer in Quartieren des eigenen Landes, so stellte die Behörde in der Stadt Anweisungen oder Zettel aus, die von den Amtleuten der Bezirke, wo die einzelnen Haufen lagerten, eingelöst wurden. Die Amtleute durften für ihre Mühe einen kleinen Abzug machen, der als Steuer oder Schreibgebühr betrachtet wurde. Die Auszahlung des Monatssoldes erfolgte in vier oder fünf Fristen; von der letzten Zahlung zog man die Geldstrafen ab, in die der Söldner nach den Listen der Officialen über die Vergehen verfallen war. Fast alle Strafen waren Geldstrafen, und die Totalsumme fiel meistens nicht gering aus, wie denn z. B. Florenz im Jahre 1339 von seinen Söldnern nicht weniger als 7000 Goldgulden an Strafgeldern einzog. Die Höhe der Strafe war für jedes Vergehen vorher bestimmt, entweder in dem Vertrage, den die Bandenführer mit den Gesandten abschlossen, oder in den Statuten der einzelnen Banden. Die höchste Strafe war stets die Ausstoßung, und diese traf die Verräther, die Meuterer und alle, welche dreimal bei der Musterung gefehlt hatten.

In jedem Halbjahr wurde das ganze Heer mindestens einmal gemustert. Jeder sollte, bei Strafe, hundert Gulden zu zahlen, oder ausgestoßen zu werden, dabei erscheinen. Auf das strengste war verboten, die eigenen Pferde und Waffen zu verkaufen, und sich mit geliehenen zu

stellen; wer zu einem solchen Betruge mithalf, wurde gleich dem Schuldigen bestraft. Die musternden Beamten konnten alle Menschen und Pferde ausschießen, welche ihnen als ungeeignet erschienen, und in einem solchen Falle mußte nicht blos der Hauptmann die Lücke ausfüllen, sondern auch Strafe bezahlen, für ein Pferd dreißig Solidi, für einen Reiter zwanzig, für einen Fußsoldaten zehn. War einem Reiter sein Pferd im Dienst gefallen, und hatte er die ausgesetzte Entschädigung erhalten, so mußte er binnen acht Tagen mit einem neuen Thier versehen sein. Wer Urlaub auf Zeit erhielt, oder länger als zwei Monate Gefangener war, oder dem Feind geschworen hatte, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen, verlor sein Anrecht auf Sold. Jedem war unbenommen, über die Alpen zurückzugehen; man forderte aber einen Eid, daß er nicht auf der italienischen Seite des Gebirgs bleiben werde.

Wie die Strafen, so wurden auch die Belohnungen in Geld bezahlt, zum deutlichsten Beweise, daß weder Ehre noch Ruhm — von Vaterlandsliebe konnte gar keine Rede sein — sondern allein Gewinnsucht die Triebfeder der Söldner war. Der bestimmte Dienst hatte seinen bestimmten Preis; wurde von den Söldnern mehr als gewöhnlich verlangt, so wurde auch mehr als gewöhnlich bezahlt. Tödtete das Heer in einer Schlacht dem Feinde mehr als zweihundert Pferde, und behauptete sich dasselbe im Besitze des feindlichen Lagers, so hatten die Söldner Anspruch auf eine doppelte Monatslöhnung und auf die Waffen der Feinde. Dann nahm aber der Staat das Lösegeld für die vornehmen Gefangenen in Anspruch; wollten die Söldner dieses selbst haben, so fiel die doppelte Löhnung weg. Alles bewegliche Eigenthum, Leben und Freiheit der Einwohner einer mit Sturm genommenen Stadt gehörte den Siegern; ergab sich dagegen ein Ort durch Vertrag, so durften die Soldaten nichts fordern. Jeder gefangene Verbannte, Staatsverräther oder Feldherr war ohne Verzug in die Hände des Fürsten zu liefern, der dafür nach einer bestimmten Taxe bezahlte, z. B. für einen Adeligen 200 Gulden. Den Soldbetrag der Reisigen, Lanzen u. s. w. genau anzugeben, ist unmöglich, da derselbe nach Zeit und Umständen wechselte. Florenz zahlte um das Jahr 1380 der Lanze 21 Goldgulden monatlich, nämlich dem Speerherrn 9, dem Degen 7, dem Pa-

gen 5, dem Armbrustschützen mit Pagen 13 Goldgulden. In den Rechnungen der Stadt aus derselben Zeit sind aber auch Lanzen aufgeführt, welche nur 14 Goldgulden erhielten, mithin schlechtere Waffen und Pferde gehabt haben werden, wie die besser Bezahlten.

Das ganze Heer befehligte ein Generalcapitan, gewöhnlich ein Italiener, der ein Gefolge von Richtern, Räthen, Schreibern, von Reisigen und Fußsoldaten hatte. Besoldet wurde auch er; in den florentinischen Rechnungen von 1375 wird Bartholomäus Smeducci von St. Severino mit einem Monatsgehalt von 1400 Goldgulden aufgeführt. Bevollmächtigte und Officialen der Söldner bildeten seinen Rath und unterstützten ihn in der Verwaltung des Lagers. Mächtige Bandenführer pflegten sich zu bedingen, daß sie von Niemandem als vom Generalcapitan persönlich abhingen; zuweilen kam es vor, daß man dem Condottiere gleiche Autorität einräumte, wie dem Oberfeldherrn. Ehe man in das Feld zog, empfing der Generalcapitan aus den Händen des Fürsten vor den Augen alles Volks, unter großen Feierlichkeiten, bei dem Geläute der Glocken und dem Donner der Karthaunen, den Feldherrnstab und die übrigen Insignien seiner Würde.

Abgesehen von einigen kleinen Gebieten der Romagna, deren Herren die Würden des Fürsten und des Volkscapitans in ihrer Person vereinigten und noch einige Spuren der alten Volksbewaffnung erhielten, kannte man in Italien gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts nur noch Soldtruppen. Die Bürger von Bologna lieferten 1354 ihre Waffen an ihren Herrn aus, der damals Johann von Oleggio, ein Bankert der Visconti, war. Florenz verwandelte 1351, Mailand 1356 die Wehrpflicht seiner Bürger in Geldabgaben; dasselbe geschah in den andern Städten. Die Thorwachen und Schaarwachen der Städte, die man beibehielt, waren ohne alle militärische Bedeutung; die trotzigen Mannen des Landadels imponirten Niemand mehr. Die Castellane der Schlösser waren zu Wächtern geworden, deren geringe Mannschaft höchstens zu Botendiensten taugte, um die Annäherung eines Feindes anzuzeigen. Nicht mehr als 27 Mann bildeten im vierzehnten Jahrhundert die Wache von Bard und Turin. In wichtige Schlösser, die

man bedroht glaubte, legte man fremde Söldner. Angriff und Vertheidigung war diesen Banden anvertraut.

In den sittlichen Zuständen Italiens finden wir günstige und verderbliche Veränderungen, deren gemeinsame Quelle in dem Uebergange aus der Freiheit des Individuums und der Genossenschaft zu der geordneteren Herrschaft eines Einzigen zu suchen ist. Das Gute dieses Ueberganges genossen die Bürger in dem Aufhören der Bürgerkriege und der Verbannungen, in dem Verdrängen der Privat- und Parteirache durch feste Rechtsnormen. Was wir unter Staatsgewalt und Regierungsorganisation zu verstehen pflegen, begann nach und nach sich auszubilden, und schon diese ersten rohen Anfänge brachten manchen Segen mit sich. Auf der andern Seite war die fürstliche Gewalt noch zu neu, zu unerfahren, zu wenig durch Recht, Sitte und Gewohnheit geheiligt, um überall das Rechte auffinden, um die sanftesten Verfahrungsarten anwenden, um selbst nur das richtige Verhältniß zwischen Mittel und Zweck treffen zu können. Alle diese Fürsten, von denen der Grund zu den neuen Staatenbildungen gelegt wurde, waren Usurpatoren. Mochten sie als kaiserliche Vicare, als städtische Vögte, als Volkscapitane begonnen haben, in jedem Falle hatten sie die ihnen anvertraute Gewalt für sich unterschlagen. Die Grenzen ihrer Gewalt, die Grenzen ihres Gebiets waren noch nicht gezogen; nicht auf sein Recht, sondern auf seine Kraft mußte der Fürst sich stützen, welcher sich behaupten wollte. Leider ist der Schrecken ein schneller wirkendes Mittel, als die Liebe, ein Mittel, müssen wir hinzusetzen, welches einem Usurpator am nächsten zur Hand liegt. Der Gebrauch, den die italienischen Fürsten von diesem Mittel machten, war um so maßloserer, je stärker die Stöße gegen ihre Würde waren, welche bald von einer feindlichen Fraction, bald von ehrgeizigen Mitgliedern ihrer eigenen Familie ausgingen. Sie befanden sich in der Lage einer schwachen Besatzung, die sich mitten im Feindeslande durch Ueberfall in den Besitz einer Burg gesetzt hat, und nicht allein für Abwehr eines ähnlichen Angriffs besorgt sein muß, sondern auch, um ihre Schwäche zu verdecken, häufige Ausfälle zu machen hat. Der Argwohn trieb zur Strenge; die Strenge erweckte neue Unzufriedenheit; dieser begegneten stärkere

Gewaltmittel, und so fort und fort, bis man zu einem Raffinement der Grausamkeit gelangte, das uns schaudern macht. Bernabo Visconti, der keinen Beamten beförderte, außer derselbe habe nachgewiesen, einen Hasendieb aufs Schaffot gebracht zu haben; Gian Maria Visconti, der seine Feinde von großen Hunden zerreißen ließ, sind noch milde zu nennen gegen ihren Vorgänger Galeazzo II., der Verräther einer Todesstrafe unterwarf, welche einundvierzig Tage dauerte.

Die völligste Entfremdung zwischen Fürst und Volk machte natürlich die Verwendung von Miethtruppen zum allgemeinen Auskunftsmittel. So roh und gewaltthätig diese Fremden waren, den Verrath, der ihm durch seine Unterthanen täglich und stündlich drohte, hatte der Fürst von ihnen nicht zu befürchten. Sie dienten ihm, so lange er sie gut bezahlte; bot ein anderer mehr, so packten sie ihre Zelte zusammen und zogen offen und ehrlich in das fremde Lager. Selbst ein moralisches Band, das freilich in militärischer Beziehung seine großen Nachtheile hatte, verknüpfte diese Wilden unter sich, die keinen andern als selbstgewählten Führern folgten, ihre Achtung als freie Leute verschenkten. Von den persönlichen Eigenschaften, von dem Rufe, freilich auch von den Reichthümern der einzelnen Führer hing der größere oder geringere Gehorsam ab, den sie bei ihren Leuten fanden. Fra Moriale, der Disciplin und Ordnung am strengsten handhabte, war gleichwohl der beliebteste aller Führer, sodaß ihm nach dem Urtheil der Zeitgenossen selbst die Gründung eines eigenen Reichs nicht schwer geworden sein würde. Wie der Verrath des römischen Volkstribunes solche Entwürfe, welche man bei ihm vermuthete, vereitelte, haben wir bereits erzählt.

Während Fra Moriale in Rom eines schimpflichen Todes starb, führte, seinen frühern Befehlen gemäß, Graf Konrad von Landau die Söldner, welche wieder den Namen der großen Genossenschaft angenommen hatten, nach der Lombardei, unter die Banner der Liga, welche fast das ganze Oberitalien gegen die unverhältnißmäßig anwachsende Macht des Hauses Visconti vereinigte. Mit der Verwüstung des Gebiets von Bologna, mit dem Entsatz von Modena, mit Ueberfällen auf Guastalla und Cremona ging der Sommer hin; im Herbst wurde das Brescianische zur Beute ausersehen. Nur 3200 Reisige zählte die Ge-

nossenschaft; aber diese geringe Truppe machte sich mit blitzschnellen Märschen so allgegenwärtig, daß das arme Volk die Zahl seiner Dränger für zehnfach stärker hielt und auf 40,000 angab. Die bittersten Klagen gelangten zu dem deutschen Kaiser Karl IV.; auf seinen Befehl mußte die Liga ihre Söldner verabschieden. Die große Genossenschaft trennte sich; ein Theil trat in die Dienste von verschiedenen Herren der Lombardei, ein Theil zog mit Konrad von Landau gegen Neapel. Dieser letzte Haufe war bis in die Nähe von Ravenna gekommen, als zwei deutsche Grafen zu ihm stießen, einen Ritterdienst fordernd, der ohne Weigern geleistet wurde. Im großen Jubeljahre 1350 kam mit andern Pilgern eine Deutsche von Adel nach Italien, um des allgemeinen Ablasses theilhaftig zu werden. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber Italiens nennen ihren Namen nicht; unter dem Volke hieß sie die schöne Gräfin. Sie war bis Ravenna gekommen; dort entbrannte Bernardino von Polenta in Liebe zu ihr und forderte Unziemliches. Um der Schande zu entgehen, womit der mächtige Herr von Ravenna sie bedrohte, wählte sie freiwilligen Tod. Ihre Brüder suchten sie zu rächen; auf ihre Bitten übernahm Konrad von Landau die Züchtigung des Verbrechers. Es war, als ob das Glück, das diesen frechen Gesellen durch allen Schlamm und Koth ihrer Vergehen folgte, auf den reinlicheren Pfad nicht eintreten wolle. Bernardino von Polenta spottete hinter den festen Mauern von Ravenna der Rächer der Tugend, und nach einer vergeblichen Belagerung mußte Konrad, vom Hunger vertrieben abziehen.

Die Abruzzen öffneten den Reisigen ihre Pässe, im Principat regte sich keine Hand gegen sie, und zu ihrem eigenen Staunen gelangten sie bis vor die Thore von Neapel, ohne daß sie ein einziges Mal nöthig gehabt hätten, das Schwert in seiner Scheide zu lockern. Da Niemand die Lanze gegen sie einlegte, vertheilten sie sich in kleinen Abtheilungen über das Land und lagen ihrem Gewerbe mit Muße ob. „Sie bekamen Geschmack am Vogelfang und an der Jagd,“ erzählt ein Zeitgenosse mit Bitterkeit, „und wenn die Herren jagten, ritten die Knechte und Diener zur nächsten Stadt oder zum ersten besten Schloß, bestellten reichlich, was für Menschen und Thiere gebraucht wurde, und ließen es sich wohl sein. Kamen dann die Herren von der Jagd zurück, so war

der Tisch gedeckt, und die armen Bauern, die nirgends Schutz fanden, wurden zur größten Schande der Krone kahl gefressen." Eine Marschordnung zu halten, oder gerüstet zu sein, wurde unnöthig befunden, und je länger das lustige Leben dauerte, destomehr Theilnehmer fanden sich in königlichen Söldnern, deren Dienstzeit ablief, sodaß zuletzt tausend solcher bei der großen Genossenschaft waren. Dazwischen tumultuirte der Pöbel der Hauptstadt, rebellirten die Barone der Provinzen, und der Hof wäre hilflos gewesen, hätten sich nicht 150,000 Gulden vorgefunden, mit denen man den Abzug Konrad's von Landau erkaufte. An der Grenze kehrte er wieder um, nicht als Feind, sondern um sich unter die königlichen Fahnen zu stellen und die aufrührerischen Barone zu bekämpfen, welche ihm zwei von seinen Obersten verlockt hatten. Als die Barone sich gefügt und die beiden Feldflüchtigen ausgeliefert hatten, verließ er auf dem kürzesten Wege das Königreich. Der päpstliche Legat gestattete freien Durchzug durch den Kirchenstaat; Konrad von Landau zog vor, in den Dienst eines der Vasallen zu treten, welche gegen die Kirche kämpften. 1356 finden wir ihn wieder im Dienste der lombardischen Liga; 1357 abermals im Kirchenstaat, immer darauf sinnend, in die reichen Gefilde Toscanas einzubrechen, aber das erste Mal mit den Waffen abgewiesen, das zweite Mal durch einen Tribut abgekauft. Mit gefüllten Geldsäcken reiste er im Frühling 1538 nach Deutschland, um seine verschuldeten Güter auszulösen und neuen Besitz anzukaufen; im Sommer kehrte er mit dem Titel eines kaiserlichen Vicars zurück.

Die Republik Siena, im Kampfe mit Perugia, nahm seine Dienste zuerst in Anspruch; Florenz, für die eben in der Reife stehenden Saaten fürchtend, öffnete die Bergpässe, unter der Bedingung, daß die Bande friedlich, in Abtheilungen von je zehn Fähnlein, ihren Weg fortsetze. Der Marsch ging durch das Lamonethal auf Bibbiena und blieb ungestört, so lange die Söldner die eingegangenen Bedingungen hielten. Allein bald erwachte die Raublust; man plünderte Reisende, die zufällig des Wegs kamen, einzelne Häuser, weiterhin Dörfer, endlich Alles, was erreicht werden konnte. Die mannhaften Gebirgsbewohner schwuren Rache; Konrad von Landau wurde gewarnt, beschränkte sich indessen, in seiner Verachtung des Bauernvolks, darauf, seine Haufen enger zusam-

menzuziehen und mit Vorhut und Nachtrab zu marschiren. Am 25. Juli 1358 betrat man ein enges Thal, in dem der Weg zwischen steilen Felsen sich hinwindet und zuletzt einen Engpaß zwischen zwei hohen Felsen ersteigt, die in der Volkssprache die Taubenfallen heißen. Hinter diesen Felsen lagen die Bauern im Hinterhalt; die feindliche Vorhut unter Amerigo del Cavalletto ließen sie ruhig vorüber; wie der Gewaltshaufen herankam, war der Engpaß im Nu mit Baumstämmen und Felsstücken gesperrt, und die Söldner sahen sich plötzlich von unerreichbaren, größtentheils unsichtbaren Feinden mit Wuth angegriffen. Die Ueberraschung des Angriffs, der die Krieger im mühsamen Ansteigen traf, die ungewohnten und mit Donnergeräusch herankommenden Waffen des Feindes, dicke Baumstämme und Felsblöcke, deren Springen nicht auszuweichen war, brachten das Heer auf der Stelle in Verwirrung. Konrad von Landau, der im Thale, mit abgenommenem Helm, essend und schwatzend ritt, hatte kaum gefragt, was es gebe, als er schon seine flüchtenden Leute den Bergpfad herabsteigen sah, Bauern mit geschwungenen Spießen und Keulen hinter ihnen. Die ungarischen Reiter, denen das Gefecht herzustellen befohlen wurde, befanden sich auf zu ungewohntem Boden, um von Nutzen sein zu können. Auf das Hauptheer zurückgeworfen, vermehrten sie die Verwirrung; es entstand ein Knäuel von Menschen und Thieren, in dem die Bauern übel wirthschafteten. Alles floh oder bat um Gnade, selbst der tapfere Konrad von Landau faßte sein Schwert an der Spitze, um es einem Bauern zu übergeben, erhielt aber statt der Antwort einen Lanzenstich in den Kopf. Im nächsten Augenblicke wurde er von den flüchtigen Haufen mit fortgerissen, dem Nachtrab zu, dem es nicht besser erging. Man führte ihn zu Johann von Oleggio, dem Herrn von Bologna, wo er schneller genesen sein würde, wenn der Gastfreund ihm schlechteren Wein vorgesetzt hätte. Die meisten von seinen Leuten waren gefallen, oder hatten, ihr Heil in der Einzelflucht suchend, Roß und Zeug im Stiche lassen müssen. Wenige der Letztern entkamen den Bäuerinnen, die in der Verfolgung behender waren, als die Männer, die Flüchtigen erschlugen, oder ihnen wenigstens die Geldkatzen abschnitten, und sie geplündert ihrem Elend überließen.

Amerigo del Cavalletto hatte mit der Vorhut seinen Weg fortgesetzt und Decomano erreicht, wo er sich verschanzte, als er die Niederlage seiner Gefährten erfuhr. Alles ringsum war im Aufstande, Weg und Steg mit Verhauen gesperrt, das Gebirge von den Bauern besetzt, an Lebensmitteln bitterer Mangel. Aber Amerigo hatte die florentinischen Gesandten bei sich, welche den Marsch der Bande überwachen sollten, und setzte diesen mit Drohungen so zu, daß sie das Banner der Republik aufpflanzten und den Bauern befahlen, einen Weg freizumachen. Murrend wurde gehorcht; doch war es ein weiser Entschluß, daß Amerigo in Eile und Hast, alles Gepäck zurücklassend, den freien Weg benutzte, denn den Bauern wurde ihre Nachgiebigkeit leid; sie setzten nach, und mit Mühe und Noth erreichten die Banden das Gebiet von Imola.

Die zerstreuten Reste der großen Genossenschaft zog ein neuer Bandenführer an sich, den die Italiener Anichino de Bongardo nennen. Dieser Mann scheint der Familie von Bongarden oder Bongart angehört zu haben, die im Mittelalter an der Mosel und in den Niederlanden reich begütert war.*) Anichino führte sein Heer nach Forli zu Francesco degli Ordelaffi, einem der schönsten und heldenmüthigsten Charaktere des italienischen Mittelalters, der das zusammengelaufene Gesindel, mit dessen Hilfe der päpstliche Legat unbillige Ansprüche gegen ihn durchfechten wollte, auf das tiefste verachtete und gleichwohl nicht umhinkonnte, ähnliche und schlechtere Menschen zu seiner Vertheidigung zu verwenden. Diese Hilfe zeigte sich bald in einem solchen Lichte, daß viele Bürger von Forli auswanderten, um ihren Gästen zu entgehen, und überdies war sie nicht einmal wirksam. In sorgloser Verschwendung vergeudete die große Genossenschaft die geringen Nahrungsmittel, welche eine schlechte Ernte geliefert hatte, und mit dem Eintritt des ungewöhnlich harten Winters hatte man eine Hungersnoth. Als Forli nichts mehr geben konnte, ging es gegen Rimini, Cesena, Montefeltro, Santa Gadda und an-

*) Nach Leo IV., 534 in der Anmerkung. Gewöhnlich wird der Name mit Baumgarten übersetzt, wie auch von Leo in der toscanischen Geschichte geschehen ist. Der Vorname Anichino sieht ganz danach aus, als ob er aus dem plattdeutschen Hanneken (Hänschen) entstanden sei.

dere Orte; es kamen Zeiten, in denen man drei Tage lang nichts zu essen hatte; die Pferde fielen haufenweise; die Menschen überstanden den Winter besser, obgleich viele durch Hunger und Kälte in den Biwachten getödtet wurden.

Wie eine im Winter erstarrte Schlange bekam die große Genossenschaft mit den wärmeren Strahlen der Sonne neues Leben. Mit jedem Tage wuchs sie an Zahl und an Muth; kein Lager wurde verlassen, ohne daß aus rauhen Kehlen der tausendstimmige Ruf aufstieg: „Nach Florenz, nach Florenz!“ Der bedrohte Staat faßte den männlichen Beschluß, die Gefahr nicht abzukaufen, sondern abzuwehren. Ferrara, Mailand, Padua, selbst der König von Neapel sagten ihre Hilfe zu. Siena, Pisa und Perugia dagegen weigerten sich, dem Bunde beizutreten, und damit noch nicht genug, empfingen sie die große Genossenschaft auf das Beste, gaben ihr Geld, Lebensmittel und sichere Führer, um sie von Ort zu Ort geleiten zu lassen. Pandolfo Malatesta, der Feldhauptmann der Florentiner, erschien mit einer so wohlgerüsteten Macht im Felde, daß Konrad von Landau, der nun wieder hergestellt war, nichts Entscheidendes wagte. Er zog längs der pisanischen Grenze; Malatesta marschirte parallel mit ihm, jeden Einbruch in das diesseitige Gebiet verhütend; dann wandte sich der Bandenführer ins Lucchesische, und auch da war der Florentiner ihm wieder zur Seite. Man glaubte kaum mehr an eine Schlacht, als eines Tags ein Herold, von Trompetern begleitet, Einlaß in das florentinische Lager begehrte, auf einem Blatt von einem Dornstrauch einen zerrissenen, mit Blut befleckten Handschuh überreichte und Malatesta im Namen Konrad's von Landau zur Schlacht herausforderte. Die Florentiner bewirtheten den Herold mit Wein und Speisen, entließen ihn mit einem Geldgeschenk und rüsteten sich zur Schlacht. Konrad von Landau sah am folgenden Tage die tadellose Schlachtordnung seiner Gegner, wurde bedenklich, zog sich zurück und endete damit, sich in einer wilden unwegsamen Gegend auf das stärkste zu verschanzen. Einen Angriff durfte Malatesta nicht wagen, aber er bezog ganz in der Nähe des Feindes ein Lager, und ließ durch seine Ungarn alle Lebensmittel abschneiden. Vom Hunger verzehrt, von Insektenschwärmen geplagt, verließen die Söldner am 23. Juli 1359 das „Fliegenlager“ und

zerstreuten sich nach gewohnter Weise. Einen starken Haufen sammelte Konrad von Landau am Serchio bei der Brücke von Sanquirico und nahm Handgeld vom Markgrafen von Montferrat. Die Bande mußte sich sofort wieder trennen, da die Genuesen nur Einzelnen den Durchgang durch ihr Apenninengebiet gestatteten, und auch der Dienst beim Markgrafen dauerte nicht lange. Den Gesetzen ihres Standes untreu, ging die Bande mit wehenden Bannern zu demselben Bernabo Visconti über, den sie bekämpfen sollte, und zog Anichino Bongarden mit sich fort. Der Letztere blieb auch dem Zeichen der Viper nicht treu, focht in der Romagna für die Vasallen gegen die Kirche, für die Kirche gegen die Vasallen, und fand zuletzt am vortheilhaftesten, sich als dritte Macht zwischen die Parteien zu stellen, mit andern Worten, Beide auszuplündern. Im nächsten Jahre (December 1360) suchte er sich auf neapolitanischem Gebiet, in der Nähe von Sulmona, auf dem festen Schloß St. Martino, das er durch List bekam, eine eigne Herrschaft zu gründen, hatte aber ohne die Ungarn gerechnet, die den Sold des Königs von Neapel annahmen und gegen Atella, eine zweite Eroberung Bongarden's, eine Belagerung unternahmen, welche beiden Theilen so langweilig wurde, daß Belagerte und Belagerer auf und davon gingen. Anichino, dem die leeren Mauern seiner Schlösser zu nichts nützten, fand das Beispiel gut und befolgte es daher.

Inzwischen war der Austritt Konrad's und Anichino's aus dem Dienst des Markgrafen von Montferrat die Veranlassung zu einer wichtigen Ausdehnung des Söldnerwesens geworden. Neue Nationalitäten, Engländer und Franzosen, erscheinen auf der Scene; der Markgraf von Montferrat, zwischen Savoyen und Mailand in der Klemme, öffnet ihnen die Thore Italiens.

Zu weit würden wir von dem vorgesteckten Ziele uns entfernen, wollten wir auf den Ursprung des Söldnerwesens in Frankreich tiefer eingehen. Wir haben uns mit den kurzen Andeutungen zu begnügen, daß schon die Kreuzzüge und die Unternehmungen der Normannen Frankreich mit Abenteurern gefüllt hatten, daß die Kämpfe der Barone unter sich und gegen die Krone, hauptsächlich aber die langen Kriege mit England, dem Unwesen die reichste Nahrung gaben. Nun war, unmittel-

bar vor den Begebenheiten in Italien, die uns eben beschäftigt haben, König Johann der Gute nach dem unglücklichen Treffen von Maupertuis (19. September 1356) ein Gefangener der Engländer geworden; die Sieger, unterstützt von Karl von Navarra, hatten, im Gefühl ihrer Sicherheit ihre Söldner entlassen; die Städte waren in unruhigster Aufregung, das Landvolk im furchtbarsten Aufstande, der sogenannten Jacquerie.*) Unter diesen Umständen breiteten sich die Kameradschaften der Söldner über ganz Frankreich aus. Robert Knolles verwüstete die Normandie; Griffith war allgebietend zwischen Seine und Loire, brandschatzte bis an die Mauern von Paris, Orleans und Chartres; Franz Hennequin behandelte die Umgegend von Laon mit einer Wildheit, die selbst in jenen Zeiten Aufsehen erregte; Eustachius von Aubrecicourt machte sich Brie und Champagne dienstbar; Arnold von Cervoles, Erzpriester von Verny, war der Herr des Südens. Dieser Letztere hatte es besonders auf den Papst abgesehen, erzwang den Eingang in Avignon, genoß eine Zeitlang des freundlichsten Verkehrs mit dem heiligen Vater und den Cardinälen, bekam vollen Ablaß nebst 40,000 Goldthalern, räumte um diesen Preis die Stadt, kehrte aber, als ihm Burgund, wo er seinen neuen Wohnsitz genommen hatte, nicht mehr gefiel, nach Avignon zurück, wo inzwischen auch eine zweite Kameradschaft, die Gesellschaft von der Rose, eingesprochen hatte.

Der Friede von Bretigny zwischen England und Frankreich (8. Mai 1360) warf neue Flammen in den allgemeinen Brand. Beide Theile entließen ihre Söldner, und diese suchten natürlich die schon bestehenden Kameradschaften auf. Die Besatzungen der Picardie, der Champagne und von Burgund vereinigten sich zu der „weißen Gesellschaft";

*) Jacques Bonhomme — Jakob Dummkopf — wie die übermüthigen Barone die Bauern nannten, war der Plackereien müde. Der Aufstand entstand zuerst im Beauvoisis (21. März 1358) und verbreitete sich über die ganze Isle de France und andere Landschaften an der Marne und Oise. Ueber hundert Schlösser des Adels wurden niedergebrannt, Greuel aller Art verübt. Natürlich siegte der besser bewaffnete und geleitete Adel und nahm eine furchtbare Rache, wie in unserm Bauernkriege, dessen Vorläufer die Jacquerie ist, ebenso geschah.

die Garnisonen des Südens bildeten eine zweite Genossenschaft, der Languedoc und die Provence als Beute anheimfielen; die Bretonen und Basken nahmen in der Nähe von Paris Stellung, auch eine Dame, die Gräfin von Harcourt, hatte eine Bande; der Ueberrest sammelte sich in der „Kameradschaft der Verspäteten.“ Gegen diese, von allen die schlimmste, weil sie viel nachzuholen hatte, marschirte Jakob von Bourbon, Graf von der Mark, mit dem königlichen Banner und 12,000 Gewappneten. Die Verspäteten lagerten bei Brignais, drei Stunden von Lyon entfernt, auf einem Hügel, von dem ein Seitenthal ausmündete, in dem die Hälfte von ihnen, 8000 Mann stark, sich versteckt hielt. Bei dem königlichen Heere wurde der Erzpriester Arnold von Cervoles erwartet; doch Jakob von Bourbon hielt sich allein stark genug, da er nur die Feinde auf dem Hügel, nicht die im Seitenthal versteckten, sah, griff an, fiel in den Hinterhalt und wurde vernichtet. Die Bande theilte sich nach dem Siege; der stärkere Theil zog gegen Avignon, das ersehnte Ziel aller dieser Banden. Da das Kreuzheer, das der Papst aufbot, nach wenigen Tagen auseinanderlief, so fand der arme Hirt der Christenheit keinen andern Rath, als den Markgrafen von Montferrat zu bitten, daß er die Söldner anwerbe. So kamen sie nach Italien. Sie gaben sich den Namen der weißen Gesellschaft und nannten sich Engländer, weil sie größtentheils unter englischen Fahnen gedient, oder die Fechtart ihrer Gegner angenommen hatten. Ein Deutscher, Albert Sterz, war ihr Anführer.

Der gleichzeitige Geschichtschreiber Philipp Villani schildert sie uns. „Sie waren alle jung und meistens während der langen Kriege zwischen Frankreich und England geboren; feurig und rasch; mit Mord und Raub vertraut; gleich mit dem Schwert bei der Hand; um ihr Leben unbekümmert. In guter Kriegszucht gebildet und ihren Herren gehorsam, waren sie gleichwohl im Lager leicht zu überraschen; denn wie sie übermüthig und leichtfertig waren, nahmen sie ihre Quartiere zerstreut und ohne Ordnung, sodaß es muthigen Leuten nicht zu schwer wurde, sie zu Schaden und Schande zu bringen. Ihre Waffen waren ein Panzerhemd, ein Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, Dolch und Schwert; alle trugen Lanzen, deren sie zu Fuß am liebsten sich bedienten, und jeder

hatte einen oder zwei Pagen, auch wohl mehr, wenn er reich war. Diese Pagen putzten die Waffen so blank, daß sie wie Spiegel glänzten und die Augen blendeten. Ein Theil von ihnen bestand aus Bogenschützen mit langen Bogen aus dem Holz des Taxus, mit denen sie flink und sicher umgingen. Sie kämpften fast immer zu Fuß, indem sie ihre Pferde den Pagen übergaben und einen beinahe runden Haufen bildeten, der die Lanzen vorstreckte, wie es das Stachelschwein mit seinen Borsten macht. So gingen sie in enggeschlossenen Reihen, mit gesenkten Lanzen, langsamen Schrittes, unter furchtbarem Geschrei auf die Feinde los, und es war eine harte Arbeit, sie auseinanderzusprengen. Dies wurden aus eigener Erfahrung Die inne, welche mehr dazu geeignet waren, in der Nacht zu reiten und zu sengen, als im offenen Felde zu streiten; deren Glück mehr der Feigheit der Unsrigen, als ihrer Tapferkeit zuzuschreiben gewesen war. Sie führten künstliche Leitern bei sich, welche sich in die Höhe schieben ließen, und erstiegen damit die höchsten Thürme."

Mit den Engländern kamen ansteckende Krankheiten, an denen allein Mailand 77,000 Einwohner verloren haben soll. Diesem Vorspiel entsprachen die Leiden, welche die neuen Horden über das Land brachten. Wer in seiner Vertheidigung durch das Schwert fiel, konnte sich glücklich schätzen, im Vergleich zu den Unglücklichen, die als Gefangene mitgeschleppt wurden, und von ihren Herren schlimmer als Lastthiere behandelt, nach Lust und Laune gefoltert und zuletzt doch getödtet wurden. In den Torturqualen, welche die weiße Gesellschaft anwendete, um das Geständniß verborgener Schätze zu erpressen, wetteiferte sie mit der erfinderischen Grausamkeit, die Bernabo Visconti in seinen Todesstrafen gegen Verräther an den Tag legte. Zwei Jahre, 1361 und 1362, hatten die Provinzen Pavia, Novara, Tortona und Alessandria diese Landplage zu dulden; alle Anstrengungen der Viscontis halfen zu nichts. Sie überbürdeten das Volk mit Steuern; sie nahmen doppelt so viele Söldner, als die Zahl der Engländer betrug, in ihren Dienst, sie verwüsteten selbst ihr Land, um jenen den Unterhalt zu entziehen, und trotz alledem behauptete sich der Feind. Konrad von Landau, der wieder zu Mailand hielt, vermied jede Schlacht, in der er solchen Feinden begeg-

nen mußte, und war durch keinen Spott aus den Mauern von Tortona herauszulocken. Auf seinen Rath wurde der Versuch zu einem Vergleich gemacht, ein Waffenstillstand geschlossen, und die Verhandlungen sollten eben zu einem glücklichen Ende gebracht werden, als die weiße Gesellschaft, durch den Verzug gelangweilt, ihr Lager verließ und die Feindseligkeiten wieder eröffnete. Bei einem solchen Treubruch vergaß der alte Haudegen seine neue Gewohnheit, vorsichtig zu sein. Mit allen seinen Truppen rückte er aus, und es traf sich so glücklich, daß er den Feinden in einem Augenblicke begegnete, als sie in sorglosem Marsch, mit Beute beladen, Wagen, Thiere und Menschen durcheinander, über eine Brücke zogen. Rasch hatte Konrad von Landau seine Vorbereitungen zur Schlacht getroffen, und warf sich mit geschwungenem Schwert in den Schwarm — ohne seine Leute. Diese, größtentheils Ungarn, rissen aus, als sie die gefürchteten Engländer von Angesicht zu Ansicht sahen, und Konrad sah sich allein zwischen Karren, Schlachtvieh und Lanzen. Ein Steinwurf traf ihn ins Gesicht, im nächsten Augenblicke fuhr ihm eine Lanze in den Mund; die dritte Wunde, welche die Achselhöhle traf, warf ihn vom Pferde. Ob er hier, oder später anderswo an seinen Wunden gestorben ist, berichten die italienischen Geschichtschreiber nicht. Auch seinen eigentlichen Namen kennt man nicht, und vermuthet nur, daß er Konrad Wirtinger hieß und sich nach seinem Geburtsort Landau nannte. Für die Italiener war er der Graf Corrado di Lando.

Fünftes Kapitel.

John Hawkwood. — Die Kriege gegen die Viscontis und gegen Florenz. — Allgemeiner Aufstand im Kirchenstaate. — Die Banden von Frankreich und Italien sollen die Türken aus Europa vertreiben. — Brief der heiligen Katharina an Hawkwood. — Der Cardinal Robert von Genf. — Zerstörung von Cesena. — Der Einfluß der Literatur und Kunst auf den Volksgeist. — Der nationale Aufschwung bemächtigt sich auch des Söldnerwesens. — Alberich von Barbiano. — Schlacht von Marino.

In den politischen Verhältnissen Oberitaliens wurde durch die Fremden keine wesentliche Veränderung hervorgebracht. Der Friede, den die Viscontis, nach längeren Verhandlungen, mit dem Markgrafen von Montferrat und der Liga schlossen, stellte die Grenzen auf den alten Fuß vor dem Kriege, mit der alleinigen Ausnahme, daß Bernabo seine Ansprüche auf Bologna an den Papst abtrat, oder vielmehr für 500,000 in Terminen zu zahlende Goldgulden verkaufte. (1364). Die Engländer (wir behalten diese Bezeichnung als die hergebrachte bei) waren schon früher abgezogen, weil es nichts mehr zu plündern gab. Diesen sichern Erfolg hatten die Fürsten von ihren Fehden, daß das Land, um welches sie haderten, und noch manches andere Gebiet dazu, bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen wurde.

Toscana, dessen reichere Fluren Sterz und die Seinigen lockten, war in der Zwischenzeit nicht ohne seine eigene Plage gewesen. Einige deutsche Obersten im Solde von Florenz forderten, wegen der Erstürmung von Peccioli, dreifachen Monatssold, was als ungebräuchlich verweigert wurde. Der Zank artete in eine Meuterei aus, nachdem einige Söldner den Einfall ausgeführt hatten, einen Hut auf eine Lanze zu stecken, damit durchs Lager zu ziehen und Jeden zum Anschluß aufzufordern, der seinen Sold wolle. In unglaublich kurzer Zeit war der Schwarm, von Florenz aus dem Dienste gejagt, auf 1000 Pferde angewachsen und zog wie eine Räuberbande in Toscana, in den Maremmen und im Kirchenstaate umher. Schon hatte Florenz das kleinere Uebel gewählt, die „Gesellschaft vom Hute“ wieder in seinen Sold zu nehmen, als die

Bürger von Siena sich ermannten, die Wegelagerer überfielen und ziemlich bis auf den letzten Mann ausrotteten. (8. October 1363). Etwa um diese Zeit zog Sterz mit 3500 Reitern und 2000 Fußgängern heran, Pisa zu, das ihn zum Kriege gegen Florenz gemiethet hatte. Nachdem man so viele Erfahrungen gemacht hatte, war es ein unverzeihlicher Leichtsinn, daß die Pisaner ihren Söldnern Quartiere innerhalb der Stadtmauern anwiesen. Die Folgen blieben nicht aus; Sterz richtete sich als Hausherr ein, verfügte über Personen und Eigenthum und hauste so, daß die Bürger aus allen Thoren flohen. Mit Geld hatte Pisa seine Vertheidiger herbeigerufen; mit Geld mußte es sie fortschaffen. Um den Preis von 150,000 Gulden räumte Sterz die Stadt und erhielt noch die Erlaubniß, gegen Jedermann Krieg zu führen, ausgenommen gegen Freunde und Unterthanen von Pisa.

Unter „Jedermann" verstanden die Pisaner ihre Feindin Florenz, und Sterz fand es seinem Vortheil angemessen, dieselbe Auslegung anzunehmen. Auf dem Marsche vereinigte sich mit ihm Anichino Bongarden, der letzte noch übrige Anführer der großen Genossenschaft, der bei dem Visconti gedient und von diesem die geheime Weisung erhalten hatte, den Zug gegen Florenz mitzumachen. Gegen die vereinigten Banden waren die Florentiner zu schwach und mußten geschehen lassen, daß Bongarden und Sterz durch ihr Gebiet bis vor ihre Stadt vordrangen. Nachdem das Gebiet verwüstet war, lagerten die Banden vor dem St. Gallo-Thore und ärgerten ihre Feinde durch Feste und Spiele. Bongarden ließ sich hier zum Ritter schlagen und bekleidete dann seine besten Anführer mit den goldenen Sporen. In der Nacht, in der dies geschah, war die Umgegend von Florenz hell erleuchtet, das Feld von dem Brande des Dorfes St. Antonio, das Lager von den Fackeln der Söldner. „Das Fest hatte die Form", erzählt der Chronist, „daß Abtheilungen von höchstens hundert und von mindestens fünfundzwanzig Mann, mit Fackeln in der Hand tanzten, und wenn eine Abtheilung der andern begegnete, warf man sich die Fackeln zu, fing sie mit der Hand auf und tanzte im Kreise, oder man bildete nach Art der Turnierritter einen feierlichen Zug, und der Fackeln waren mehr als zweitausend, und es war dabei großer Jubel mit Geschrei und mit

Blasen der Trompeten.“ Die Florentiner sahen von ihren Mauern zu, und als höfliche Leute sandten sie Wein zum Feste hinaus, wodurch der Streit beigelegt wurde. In den Krügen war nämlich nicht blos Wein, sondern auch eine runde Summe von Gulden, die zu 112,000 angegeben wird. Die Banden zogen ab; Anichino und Sterz bildeten die Gesellschaft des Sterns; ein dritter Führer, Aguto oder Acuto, trat mit 1200 Lanzen in den Dienst von Pisa zurück.

Der berühmte Bandenführer, dessen bis zur Unkenntlichkeit entstellter Name uns zum ersten Male begegnet, war ein Engländer, und hieß John Hawkwood. Er stammte aus einer Kaufmannsfamilie; von ihm selbst ging die Sage, daß er, einem Schneider in die Lehre gegeben, diesem entlaufen sei und bei einem Oheim in Frankreich das Waffenhandwerk erlernt habe. In den englisch-französischen Kriegen machte er seinen Namen vor vielen andern berühmt; als er nach dem Frieden von Bretigny, der weißen Gesellschaft beitrat, sicherte man ihm den sechsten Theil der ganzen Beute. Mit den Engländern kam er nach der Lombardei, nach Toscana, und wurde jetzt von den Pisanern zum Lohn seiner bewiesenen Treue zum Feldhauptmann ernannt. Im Solde von Pisa setzte er den Krieg gegen Florenz fort; auf der andern Seite befehligte der tapfere Galeotto Malatesta, der über der Sorge, die Constellationen am Himmel zu erforschen, häufig den Stand der Dinge auf der Erde außer Acht ließ. Am 19. Juli 1364 lagerten die Florentiner bei Cascina; in der unerträglichen Hitze hatte man die Verhaue des Lagers nachlässig angelegt. Drei Viertheile des Heeres ruhten im Schatten der Bäume oder badeten im Flusse; Galeotto schlief. Ohne die Voraussicht eines Obersten, der die schwächsten Punkte besetzen ließ, wäre das Heer verloren gewesen, denn Hawkwood hatte von der Nachlässigkeit seiner Gegner Nachricht erhalten und beeilte sich, daraus Vortheile zu ziehen. Aber er fand das Lager durch jenen Obersten alarmirt und erlitt um so schwereren Verlust, als er seinerseits, in der sichern Aussicht des Erfolgs, die Vorsicht vernachlässigt hatte. Die Pisaner hätten nach diesem Unfall gern Frieden gemacht; ihre Miethtruppen und deren Beschützer, der reiche Wechsler Johann von Agnello hinderten sie daran. Agnello wurde durchschaut, daß er sich mit Hilfe Hawkwood's zum

Herrn der Stadt machen wollte und sollte gefangen gesetzt werden; er kam aber dem Plan zuvor. In einer Nacht versammelte er die Miethtruppen, besetzte in der Stille den Palast, wo die Aeltesten der Stadt ihre Sitzungen zu halten pflegten, berief sodann die Aeltesten und eröffnete ihnen: in dieser Nacht sei ihm die Jungfrau Maria erschienen, mit dem Befehl, daß er auf ein Jahr die Dogenwürde an sich nehmen solle; er hätte natürlich gehorchen müssen, die Miethtruppen hätten für dreißigtausend Gulden ihre Zustimmung ertheilt; an den Aeltesten sei nun, ihn zu bestätigen. So geschah zwischen den blitzenden Schwertern der Söldner. (August 1364.) Dann wurde unter sehr ungünstigen Bedingungen für Pisa Friede mit den Florentinern gemacht.

Anichino und Sterz zogen in diesem Jahre brandschatzend umher und machten sich namentlich Siena tributpflichtig.*) Ihrem Einbruche in den

---

*) Wir geben aus der Chronik von Siena, als ein Beispiel für tausend, die Rathsrechnung über die Ausgaben für die Gesellschaft des Sterns.

1364.	25. August.	Erster Loskauf	12,250	Goldgulden.
		Für Confect, Wein und Geschenke an Bongarden . . .	400	"
	October.	Zweiter Loskauf in zwei Ratenzahlungen	26,000	"
	"	Für Pfeile und Bolzen . .	1,000	"
	"	Dem Notar der Gesellschaft für Schriften	50	"
	"	Als Entschädigung für Streithändel an Söldner	2,000	"
	"	Den Räthen Bongarden's für Verwendung	500	"
	"	Für Zustandekommen des Vergleichs	5,000	"
	"	Außerordentliche Ausgaben für Ausbesserungen, Wachen u. s. w.	20,000	"
1365.	Mai.	Dritter Loskauf	8,000	"
	"	Bei Zustandekommen des Vergleichs	700	"
		Transport	75,900	Goldgulden.

Kirchenstaat wehrte ein größeres Heer, das der Papst und die Königin von Neapel gemeinschaftlich aufgestellt hatten; als aber dieses Hinderniß durch einen trüglichen Friedenschluß beseitigt war, traten Beide in den Dienst von Perugia und wirthschafteten in dem entblößten Lande nach Herzenslust, bis Sterz, des Einverständnisses mit dem Feinde überwiesen, nach Urtheil und Recht geköpft wurde. Bongarden begab sich darauf nach Mailand zu den Viscontis. Siena hatte nach ihrem Abmarsch kaum einen Augenblick aufathmen können. Bald war es John Hawkwood, bald Ambrogio, ein Bankert Bernabo Visconti's und Haupt der Georgsgesellschaft, die die Stadt bedrängten, und als die Sienesen in ihrer Verzweiflung zu den Waffen griffen, wurden sie total geschlagen (6. März 1366); ein ebenso schlechter Erfolg begleitete denselben männlichen Entschluß der Bürger von Perugia.

Mit Freuden hörte das Volk von dem Bunde, den 1367 Papst Urban V., Kaiser Karl IV., König Ludwig von Ungarn (für Neapel) und sämmtliche italienische Staaten, mit Ausnahme Mailands, der Florentiner und der della Scala, abschlossen, um die Söldnergesellschaften zu vernichten, die so lange schon in den Eingeweiden von Italien wühlten. Aber der schöne Zweck war nur ein Vorwand; in der That gingen die Rüstungen der Liga gegen die Viscontis, die durch den glaubhaften Vorwand sichergemacht werden sollten. Bernabo und Galeazzo kannten ihre Leute besser, um Mitgefühl für das arme Volk bei ihnen vorauszusetzen. Auch sie verlangten Aufnahme in die Liga, und da ihnen dies abgeschlagen wurde, sahen sie klar genug, um in großer Eile Hawkwood und was sie an Engländern, Deutschen, Ungarn und Braban-

---

	Transport	75,900 Goldgulden.
Juli.	Geschenke an Bongarden und Sterz, um sie zu bestimmen, gegen Hawkwood zu ziehen .	60 =
		75,960 Goldgulden.

Diese Summe würde nach jetzigem Geldwerth 1,556,000 italienische Lire oder 389,000 Thaler Gold ausmachen (nach Cibrario's Berechnung in dessen Nationalökonomie). Dabei sind die Entschädigungen für gefallene Pferde, die Verluste an Eigenthum u. s. w. nicht mitgerechnet.

çonen zusammenraffen konnten, für ihren Dienst anzuwerben. Die besten Degen gehörten nun ihnen, und weder die Bannbullen Urban's, noch die deutschen Ritter Karl's IV. vermochten diesen Vortheil auszugleichen. Karl IV. kam, wie die italienischen Geschichtschreiber meinen, „mit ziemlich allen Baronen Deutschlands und Böhmens;" doch diese Ritter vermochten nichts gegen die geübteren Söldner der Vis contis und beschäftigten sich viel zu viel mit der Belagerung unbedeutender Orte, um zu großen Resultaten kommen zu können. Der Rücktritt des Kaisers löste die Liga auf; am 11. Februar 1369 schloß man Frieden, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich unter der Hand zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke boten sich die Bandenführer dar, und so hetzten die Viscontis John Hawkwood gegen den Papst, und zwei Jahre später (1371) bestachen die Florentiner den Grafen Lutz von Landau, einen Sohn oder Enkel des berühmten Konrad von Landau, daß er Mailand befehde. Die Söldner standen sich dabei vortrefflich; man hielt sie für stärker, als sie wirklich waren; denn immer bestand der Argwohn, daß sie insgeheim im Dienste des einen oder des andern Staats wären, und sie konnten auf diese Weise ihren gemeinsten Raubzügen den Anschein von Staatsunternehmungen geben. Wichtigere Begebenheiten entstanden durch die Bemühungen des neuen Papstes Gregor XI., in Oberitalien Besitzungen zu erwerben. Der Vater der Christenheit wählte seinen Zeitpunkt geschickt: eine furchtbare Hungersnoth hatte die Kräfte des Staats erschöpft, und die letzte Hoffnung des hungernden Volks waren die reifenden Saaten, die so üppig im Felde standen, wie seit Jahren nicht. In diesem Moment verbot der Papst die Getreideausfuhr aus dem Kirchenstaat, sammelte eine Söldnerbande, die wegen des heiligen Zweckes, dem sie diente, oder wegen des heiligen Mannes, der sie als Mittel brauchte, den Namen der heiligen Gesellschaft annahm, und schickte sie gegen Toscana, damit sie die Saaten verwüste. John Hawkwood ließ sich gern schicken; aber seiner Ansicht nach standen die Angelegenheiten des Papstes viel zu gut, als daß er seinen Auftrag hätte ausführen mögen. Der staatskluge Söldner, dem an der Entstehung großer Herrschaften in Italien am wenigsten gelegen war, benachrichtigte die Florentiner selbst von der ihnen drohenden Gefahr, und

empfing dafür 150,000 Goldgulden, von denen die florentinische Geistlichkeit, weil ihr Oberhaupt den Schaden verursacht hatte, die volle Hälfte bezahlen mußte. Florenz schloß darauf ein Bündniß mit Bernabo Visconti, der Königin von Neapel, Lucca, Siena und Pisa, und reizte den Kirchenstaat zur Empörung. Die festere von Albornoz eingeführte Ordnung gefiel den päpstlichen Unterthanen so wenig, daß die Aufreizungen des toscanischen Bundes den gewünschten Erfolg hatten. Citta di Castello gab das Beispiel zum Abfall; Viterbo, Montefiascone, Orvieto, Toscanella, Forli, Narni, Gubbio, Camerino, Urbino, Radicofani, Ascoli folgten, in kurzer Zeit war die ganze Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Marca Trevigiana, die Romagna, kurz der Kirchenstaat fast in seinem ganzen Umfange in Aufstand. Gregor XI. nahm sich die Mühe, Bannbullen zu erlassen; man lachte ihrer, da man nicht gegen die Kirche, sondern gegen deren schlechte Diener kämpfe, überdies frei sein besser sei, als selig werden. An Hawkwood hatte der Papst eine schlechte Stütze; denn der Söldner benutzte diese Zeit, in welcher der Kirchenstaat in eine Reihe kleiner Gemeinwesen verfiel, um sich in Bagnacavallo und Castrocaro, die er sich für rückständigen Sold verpfänden ließ, eine eigene Herrschaft zu gründen. Faenza, das er dem Papst erhalten sollte, besetzte er für sich, verjagte fast alle Männer, 11,000 an der Zahl, und übergab die Frauen seinen Söldnern zur Kurzweil. Von den Schauderscenen, deren Schauplatz Faenza wurde, sei eine hier erwähnt. Eines Tages dringen zwei Hauptleute in ein Kloster, finden eine junge schöne Nonne, begehren Beide den Genuß ihres Leibes, gerathen in Streit und Kampf. Hawkwood hört ihr Geschrei und Degenklirren, tritt in das Zimmer und sieht dem Kampfe eine Zeitlang zu, während die Nonne im fernsten Winkel auf ihren Knien betet. „Was streitet Ihr? so theilt doch!“ ruft er endlich, und spaltet der Nonne mit seinem Dolche den Busen.

Von seinem Volk, von seinen Miethtruppen verlassen, auf geistliche Waffen beschränkt, die keine Wirkung äußerten, suchte Gregor XI. in Frankreich Hilfe. Die dortigen Freicompagnien waren etwa zehn Jahre früher zu einem Höhepunkte der Macht gelangt, gegen den selbst ein Bündniß des deutschen Kaisers mit dem König von Frankreich, den

Schweizern und den Herzögen von Lothringen und Bar machtlos blieb. Man hatte dann einen Kreuzzug vorgeschlagen: die Banden sollten der Insel Cypern Hilfe bringen und die Türken aus Europa verjagen. Dem Erzpriester Arnold von Cervoles wurde der Oberbefehl angetragen; der Papst bot Geld; der Kaiser wollte die Kosten der Wegzehrung übernehmen. Die Geistlichen predigten das Kreuz, eine gottbegeisterte Jungfrau, die heilige Katharina von Siena, erließ Einladungsschreiben an alle Bandenführer Italiens und Frankreichs. „Im Namen Jesu Christi bitte ich Euch inständigst," schrieb sie an John Hawkwood, „da Gott und unser heiligster Vater befohlen hat, gegen die Ungläubigen zu ziehen, und Ihr so großes Gefallen daran findet, Krieg zu führen und zu streiten, so bekämpfet nicht länger Christen, was eine große Grausamkeit und eine Sünde gegen Gott ist, der nicht will, daß Glieder, die er in dem Körper der heiligen Kirche verbunden hat, sich zerfleischen, sondern geht dahin, wo die Feinde Gottes sind." Hawkwood ging nicht, obgleich er dem Bruder Raimund mit Hand und Mund das geforderte Versprechen gab, auch Brief und Siegel darüber ausstellte. Ebensowenig gingen die andern Bandenführer, und es tauchte nun ein anderer Plan auf, der ebenfalls auf einen Kreuzzug hinauslief und besser glückte. Heinrich von Trastamare forderte die Banden auf, mit ihm gegen Peter den Grausamen von Castilien zu ziehen; der französische Held Bertrand du Guesclin übernahm den Oberbefehl, um sein Vaterland von der Geißel zu befreien. War Peter vom Thron geworfen, so sollte der Krieg weiter nach Granada und nach allen den Arabern unterworfenen Gebieten getragen werden. Diesen entfernteren Zweck deutete das weiße Kreuz an, das die Banden auf ihrem Marsche über die Pyrenäen sich vorantragen ließen. Nachdem sie Castilien erobert, kehrten sie nach Frankreich zurück, kämpften in dem neuen Kriege gegen England mit, und wurden abermals eine Last und der Abscheu des Landes, als der Waffenstillstand zwischen Bertrand du Guesclin und dem schwarzen Prinzen die Waffen für einige Zeit ruhen ließ.

Dies war der Zeitpunkt, den Gregor XI. erwählte, die französischen Banden in seinen Sold zu nehmen. Johann von Malestroit unterhandelte für sie und ließ sich von Gregor die Beschaffenheit des

Landes beschreiben, namentlich die Stärke von Florenz, das der Papst ihm als uneinnehmbar schilderte. „Findet der Strahl der Sonne Eingang?“ antwortete der Bandenführer. „Ist das der Fall, so komme ich auch hinein.“ 6000 Reisige und 4000 Fußgänger nahmen als Krieger der Kirche das Kreuz. Neben Malestroit dienten die berühmtesten Obersten Frankreichs; Hawkwood schloß sich an; den Oberbefehl führte der Cardinal Robert von Genf, ein Kirchenfürst, von dem die Zeitgenossen sagen: es sei zweifelhaft gewesen, ob sein Geist seinen Körper an Scheußlichkeit überboten habe, oder ob umgekehrt der Körper noch häßlicher gewesen sei, als der Geist. Der Cardinal sollte die Romagna und die anconitanische Mark unterwerfen, und kündigte sich mit der Drohung an: Hände und Füße wollte er in dem Blute der Empörer baden. Seinen Soldaten versprach er Geld für jeden Feind, den sie erschlagen würden; einen Söldner, der ihm sein blutiges Schwert zeigte mit den Worten: „So habe ich gemetzelt!“ umarmte er, gab ihm die Absolution und segnete sein Schwert. Das Hauptquartier der Banden war Cesena; von dort befehdeten sie die Städte und Ortschaften, die sich nicht im ersten Schrecken ergeben hatten. Cesena litt dabei am meisten, aber gegen alle Klagen dieser treu gebliebenen Bürger war der Cardinal taub, oder gab die höhnische Antwort: „Wer Gerechtigkeit will, muß sich auf seine Faust verlassen können.“ Die Geduld der Bürger riß zuletzt, und sie befolgten den Rath ernstlich. Ein absichtlich von Fleischern herbeigeführter Streit mit Soldaten gab den Stadtbewohnern das Zeichen, aus ihren Häusern hervorzustürzen, die Söldner zu überfallen, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zu verfolgen. Schon lagen dreihundert Bretonen erschlagen in den Gassen; die Vertheidigung der Ueberlebenden wurde schwächer, als der Cardinal Frieden und seine vollste Verzeihung anbot. (1. Februar 1377.) Die Bürger verfolgten ihren Sieg nicht weiter und hatten es bitter zu bereuen. In der Nähe lagen die englischen Banden John Hawkwood's; diese ließ der Cardinal in der Nacht heimlich zu einem Thor des Schlosses ein, und befahl ihnen, die Stadt anzugreifen und Justiz zu üben. Der Bandenführer stellte sich, als verstände er den Sinn des Befehls nicht. „Gnädiger Herr,“ antwortete er, „es geschehe nach Eurem Gefallen. Ich werde

gehen und so auftreten, daß die Städtischen die Waffen von sich thun, um sich in Reue und Gehorsam Euch zu ergeben." „Das nicht, das nicht!" fiel ihm der Cardinal hastig in die Rede, „ich will Blut, Blut und Gerechtigkeit." Hawkwood war nach der Verwüstung von Faenza menschlicher geworden, und wollte Vorstellungen machen. „Denkt an das Ende," begann er; aber der Cardinal herrschte ihn an: „Geh, und thue nach meinem Befehl."

Die Einwohner von Cesena hielten sich so sicher, daß viele von den einbrechenden Banden im Schlaf getödtet wurden. Die Engländer und Bretonen hatten sich truppweise in den Straßen vertheilt; das Dunkel der Nacht erlaubte den Bürgern weder sich zu vertheidigen, noch ihre Feinde zu erkennen. Als diese keine Handlung der Verzweiflung mehr zu fürchten brauchten, zündeten sie mehrere Häuser an und setzten das Morden gemächlicher fort. Die einzige nicht besetzte Straße führte zum Thor von Cervia, und in diese warf sich Alles, was die Flucht noch versuchen konnte. Das Thor war verschlossen und verriegelt, der Strom der Flüchtenden drückte mit solcher Wucht dagegen, daß es aufsprang. Ein Hohngelächter schallte den Unglücklichen entgegen, die sich gerettet glaubten; draußen stand ein Haufen Bretonen, und in ihre Lanzen rannte, wer dem hinter ihm würgenden Schwerte zu entrinnen dachte. Die Chronik Neri di Donato's erzählt von einer armen Mutter, die sich mit ihrem Kinde im Arm an einem Strick die Stadtmauer hinabließ. Am Rande des tiefen Stadtgrabens glitt ihr Fuß im Blute aus, sie stürzte in das Wasser und ihr Kind ertrank. Als sie mit der Leiche das andere Ufer erreichte, sah sie ihren erschlagenen Gatten am Boden liegen. Da legte sie das todte Kind in die Arme des todten Vaters, stürzte sich unter die Söldner und fand den Tod, den sie aufsuchte. Wurden die Banden einmal müde, so stachelte sie wieder das Geschrei des Cardinals auf, der von Straße zu Straße lief und mit schäumendem Munde rief: „Blut, Blut, tödtet alles Leben, alles!" Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gemetzel, und der Wille des Cardinals würde buchstäblich in Erfüllung gegangen sein, wenn nicht Hawkwood vielen Bürgern die Flucht erleichtert und tausend Frauen und Mädchen an einen sicheren Ort geleitet hätte. Fünftausend Leichen wurden in den Straßen auf-

gefunden; viele lagen in den mit Schnee bedeckten Feldern, und als Malatesta die niedergebrannte Stadt aufbaute, waren die Getreidekeller und zwei ungeheuere Cisternen mit todten Körpern angefüllt. Die Kleider der Erschlagenen breiteten die Bretonen ihren Pferden als Streu unter.

Im nächsten Jahre starb Gregor XI. (27. März 1378.) Die Cardinäle wählten Bartholomäus Prignani, Erzbischof von Bari, der als Papst den Namen Urban VI. annahm. Die französische Partei war dem neuen Papst entgegen, und da er bald misliebige Reformen vornahm, offen erklärte, die Italiener begünstigen zu wollen und dabei leidenschaftlich, selbst grob verfuhr, so einigte sich die Gegenpartei dahin, die Wahl als unrechtmäßig und unter dem Einflusse eines wüthenden Pöbels erfolgt zu widerrufen und einen andern Papst zu wählen. Der Erkorene war kein anderer, als Robert von Genf, der Würger von Cesena; als Papst hieß er Clemens VII. Dies war der Anfang des großen Schisma's, während dessen Dauer die päpstliche Autorität fast ganz vernichtet wurde. Im Uebrigen genoß Italien einer Ruhe, die große Stürme in ihrem Schooße trug, und es vollzog sich auf dem geistigen Gebiete eine Umwälzung, die auch für die Geschichte des Söldnerwesens eine neue Epoche bezeichnet.

Kunst und Poesie, die schönsten Blüthen des Volkslebens, erhielten in Italien nicht früher, als gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ein nationales Gepräge. So lange Zeit wurde erfordert, um das Fremde oder Fremdgewordene zu überwinden, die germanischen und altrömischen, in byzantinischen Formen erhaltenen Elemente theils auszuscheiden, theils in das eigene Leben zu verarbeiten. In der Kunst bezeichnen die Namen Duccio di Buoninsegna, Cimabue und Giotto den Uebergang aus einer die Griechen mehr nachahmenden Kunstthätigkeit zu freien, charakteristischen Schöpfungen. Für die Literatur waren zwei Uebergangspunkte gegeben, aus denen eine eigenthümliche italienische Poesie entstehen konnte: das religiöse Lied mit kurzen Reimzeilen und die Novelle. Die Novelle ging lange als Erzählung von Mund zu Mund, an Ereignisse des wirklichen Lebens anknüpfend. Bruchstücke aus dem dreizehnten Jahrhundert haben sich nur einzeln erhalten; man findet sie in den „hundert alten Novellen" von Carlo Gualteruzzi. Die

drei erlauchten Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Dante, Petrarca und Boccaccio, gaben dem Volke eine Poesie, die in seinem Boden wurzelte und seine Sprache redete. Dante war der am meisten gefeierte von den dreien; seine Gedichte wurden auf öffentlichen Lehrstühlen erklärt; an Petrarca's Gedichten bildete sich eine Hofdichterschule; weniger Fortsetzer fand Boccaccio's Dichtung. Mit der Dichtkunst verband sich die Philologie, die besonders durch Johann von Ravenna und Manuel Chrysolaras vertreten wurde, und die außer der mächtigen Wirkung, welche ihr als frühester Vertreterin der freien Wissenschaft eigenthümlich war, noch dadurch für die Zeit einflußreich war, daß sie die Italiener fortwährend an die glänzendste Periode der Geschichte ihres Vaterlandes erinnerte.

Man war stolz auf eine Kunst und Poesie, denen die Nachbarländer nichts Gleiches entgegensetzen konnten; die Brust hob sich bei dem Gedanken, daß man wieder wie in der classischen Zeit auf die Fremden als auf Barbaren herabsehen dürfe. Ein solcher Stolz würde lächerlich geworden sein, wenn sich mit ihm nicht das Streben verbunden hätte, das höher gebildete Italien auch frei und unabhängig von den Barbaren zu machen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte man die fremden Söldnerbanden mit deren eigenen Waffen bekämpfen und besiegen. Mochte sich ein Nicolo di Lorenzo mit noch so hochfliegenden Entwürfen tragen, mochte das Volk bei der Papstwahl nach Gregor's XI. Tode noch so laut rufen: „Wir wollen einen Römer, einen Römer wollen wir!" in der Lage Italiens änderte sich nichts, solange ein Konrad von Landau, ein Hawkwood, die Herren des Landes spielen konnten.

Das ursprüngliche Verhältniß, daß nur das verworfenste Gesindel von Italien sich den Banden anschloß, änderte sich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Es traten Anführer aus dem Adel auf, welche Schaaren von funfzig bis hundert Lanzen befehligten: Nikolaus und Peter Farnese, Rudolf von Camerino, Luchino dal Verme, die Söhne Castruccio's, mehrere aus den Familien Malatesta und Ubaldini. Es fehlte nur noch, daß ein italienischer Heerführer diese Schaaren in eine einzige vereinigte und gegen die Fremden in den Kampf führte.

Bei den Banden, mit denen Robert von Genf Cesena verwüstete, war ein junger Italiener aus dem Kirchenstaate, der mit achtundzwanzig

Jahren eine Waffengenossenschaft gebildet hatte. Er hieß Alberich von Barbiano, und war Herr von Cunio, Lugo, Barbiano und Zagonara in der Romagna. Seine Gesellschaft bestand aus Freunden und Altersgenossen, aus rüstigen Bauern von seinen Besitzungen, und aus Abenteurern, die bei andern Banden Kriegserfahrung gewonnen hatten. Die Zahl belief sich zuerst auf 200 Lanzen, war aber schon auf 800 gestiegen, als Alberich nach der Katastrophe von Cesena den Viscontis seine Dienste antrug. Jetzt nahm die Bande den Namen der Gesellschaft des heiligen Georgs an und wählte sich in der Person des Franz von Correggio einen Marschall. Unter den Gesetzen, welche sie sich gab, soll auch das gewesen sein, daß jeder Eintretende ein Italiener sein und allen Ausländern Haß und ewige Feindschaft schwören müsse.

Alberich war damit beschäftigt, sich freie Bahn nach Mailand zu machen, wohin die lombardischen Herren ihm den Weg verlegten, als dringende Sendschreiben des Papstes Urban ihn zurückriefen. Die bretonischen Banden, die ihrem alten Anführer Clemens VII. folgten, hatten seine Truppen in einer Schlacht geschlagen, und es war nahe daran, daß der päpstliche Stuhl für ihn verloren ging. Die schwärmerische Jungfrau, die wir bereits als die heilige Katharina von Siena kennen, verband ihre Bitten mit den seinigen. „Wie Moses," schrieb sie an Alberich, „werde ich beten, während Du kämpfest, und mein Gebet wird Gott wohlgefällig sein." Alberich kehrte in Eile um, erreichte Rom und empfing sein Banner aus den Händen des heiligen Vaters.

Eine große Menge Volks begleitete ihn bis weit vor die Stadt, voll Theilnahme, aber schweigend und beklommen. Der Marsch ging auf Marino, zwölf italienische Meilen von Rom entfernt, das die Bretonen eben belagerten. Als Alberich die Feinde erreichte, stand die Sonne schon zu tief, und seine Leute waren zu ermüdet, als daß er an diesem Tage eine Schlacht hätte wagen können. Er gebot Halt und ließ das Heer in Schlachtordnung unter freiem Himmel lagern. Wie am nächsten Morgen die Sonne über den Horizont emporstieg, schmetterten die Trompeten, und rasch ordnete sich die Schaar in zwei Treffen, eins unter Alberich, das andere unter Galeazzo de' Pepoli. Die Bretonen bildeten drei Treffen, die von Pierrot von Sagre, Bernhard von

Salle, und Monsignor von Monjoie befehligt wurden. Sie waren die stärkeren, die besser bewaffneten, die kriegserfahrneren; für Alberich war die Gleichförmigkeit der Abstammung und Gesinnung, die unter den Seinigen herrschte, und der Eifer, den Fremden zu zeigen, was italienische Waffen vermöchten. Im ersten Anlauf rannte der bretonische Ungestüm das Treffen unter Pepoli über den Haufen. Alberich nahm die Flüchtigen auf, warf das erste, das zweite Treffen der Feinde und sah sich nun dem dritten gegenüber, das der geistliche Herr befehligte. Die Wuth, verachteten Italienern das Feld räumen zu sollen, ließ die Bretonen alle Kräfte anspannen; furchtbar wogte der Kampf; nach fünf Stunden war er für Alberich entschieden. (28. April 1379.)

Mit vielen erbeuteten Bannern, Waffen und Pferden, und mit mehreren feindlichen Obersten, die in Ketten mitgeführt wurden, kehrte Alberich nach Rom zurück. Ein betäubender Jubel empfing ihn; alles drängte sich herbei, die Helden zu sehen, mit Blumen und Kränzen um sie zu tanzen. Da ließ sich der ernste Ton der Glocken hören, und man sah Papst Urban mit entblößten Füßen in feierlicher Procession nach dem Tempel des Apostels ziehen. Alberich wurde mit der Ritterwürde belohnt, und erhielt eine Fahne mit einem rothen Kreuz und der Umschrift: „Italien ist von den Barbaren befreit.“ Als der Rausch vorüber war, machte man ihm freilich den Vorwurf, daß er die Feinde nicht verfolgt hätte, in welchem Falle er dem Schisma und der bretonischen Bande zugleich ein Ende gemacht haben würde. Wenigstens der letzte Zweck wurde auch so erreicht. Die Bretonen waren und blieben gesprengt. Sie kehrten entweder nach Frankreich zurück, oder nahmen in kleinen Haufen und einzeln bei italienischen Waffengenossenschaften Dienst. Die Führer nahmen ein schlechtes Ende; die Einen verkamen im Elend, den Lebensfaden der Andern zerschnitt das Schwert des Nachrichters oder der Dolch der Armagnacs.

Sechstes Kapitel.

Die italienischen Bandenführer gelangen zu Landbesitz. — Karl von Durazzo gegen Ludwig von Anjou. — Johann Galeazzo Visconti will ein Königreich Italien gründen. — Die Armagnacs in Italien. — Glänzender Feldzug John Hawkwood's, seine letzten Tage und sein Tod. — Die italienischen Söldner besiegen die deutschen Ritter Ruprecht's von der Pfalz. — Johann Galeazzo stirbt, seinem Ziele nahe.

Der hohe Ruf, den der Sieger von Marino sich gewann, lockte zur Nacheiferung. Beschäftigung für Bandenführer gab es vollauf durch einen Thronstreit in Neapel, durch die Wirren des Schisma's, die Kriege in der Lombardei, die Unruhen in den toscanischen Städten. Hektor Manfredi, Herr von Faenza, bildete eine Gesellschaft des Sterns, die Genua zu belagern sich vermaß, und in dem engen Thal, das zwischen der Stadt, dem Meere und den Hügeln von Albaro liegt, gänzlich aufgerieben wurde. (24. September 1379.) Andere Bandenführer italienischer Abkunft waren Johann Azzo degli Ubaldini, der Bolognese Malvicino, Pandolf Malatesta, Herr von Rimini, Boldrino von Panigale, Rinald Orsini, Jakob von Verme, Cortesia von Serego, Ugolotto Biancardo, Galeazzo Porro und die jüngeren Broglia von Chieri, Biordo von Perugia, Brandolini von Forli, Facino Cane von Casal Montferrat. Die berühmtesten fremden Bandenführer waren der alte John Hawkwood, Lutz und Konrad von Landau. In ihrem wilden Verfahren waren Italiener und Fremde übrigens nicht sehr verschieden; auch die Italiener zogen von einem Dienst in den andern, plünderten und brandschatzten, und wenn John Hawkwood durch die Gunst Gregors XI. zu einem eigenen Landbesitz gelangt war, so wußte Rinald Orsini Aquila, Spoleto und Corneto für sich zu erwerben und beherrschte diese Städte unter dem Titel eines Grafen von Tagliacozzo.

Es würde ermüdend sein, wollten wir die verschiedenen Banden auf ihren kleineren Unternehmungen begleiten. Geschichtliche Bedeutung haben nur ihre Thaten in Neapel und in dem lombardischen Kriege, in den die Armagnacs sich mischten, und auf diese beiden Begebenheiten beschränken wir uns. In Neapel lebte noch die alte Johanna, in vier-

ter Ehe mit dem Herzog Otto von Braunschweig vermählt. Ihre eigenen Kinder waren gestorben; die nächsten Ansprüche hatten die Töchter ihrer Schwester Maria, unter denen Johanna in der That die Thronerbin wählte, die Prinzessin Margareth dazu bestimmte und ihr Karl von Durazzo, einen Sohn des verstorbenen Grafen Gravina, den einzigen jüngeren Prinzen der neapolitanischen Linie des Hauses Anjou, zum Gemahl gab. Karl von Durazzo stand in nahen Verhältnissen zu dem König von Ungarn, bei dem er lebte und den die Königin fürchten zu müssen glaubte. Sie hatte Grund dazu; denn kaum hatte sie den Gegenpapst Clemens VII. freundlich aufgenommen und sich dadurch Haß und Bann Urban's VI. zugezogen, so nahm Karl von Durazzo das Erbieten der neapolitanischen Krone an, das ihm der Papst machte. In dieser Bedrängniß wollte Johanna einen mächtigen auswärtigen Fürsten für sich interessiren und ernannte den Herzog Ludwig von Anjou zu ihrem Adoptivsohn und Erben. (29. Juni 1380.)

Ludwig von Anjou wurde durch französische Angelegenheiten noch in seiner Heimath zurückgehalten, und Karl von Durazzo konnte ihm daher zuvorkommen. Urban VI. gab ihm seine Georgsgesellschaft unter Alberich von Barbiano und 80,000 Goldgulden, die durch Veräußerung von Kirchengütern aufgebracht wurden; dafür erkannte Karl von Durazzo den Papst als seinen Lehnsherrn und sicherte dessen Neffen Franz Prignani und dessen Erben eine stattliche Reihe von Herrschaften und fürstlichen Lehen in seinem noch zu erobernden Königreiche. Das Uebrige übernahm Alberich von Barbiano. Karl von Durazzo hatte als Anjou und als geborener Neapolitaner eine Partei, und außerdem unterstützte ihn der Wankelmuth des Volkes. Alberich kam leicht bis in die Nähe von Neapel, das Volk in der Stadt warf die Fahnen der Königin nieder; während dieses Aufstandes drang die Georgsgesellschaft ein. Johanna hielt sich noch einige Wochen im neuen Schloß und ergab sich dann, nachdem ihr Gemahl gefangen und die Lebensmittel in der Feste aufgezehrt waren. Sie starb als Gefangene auf dem Schloß von Muro; an ihrer Leiche, die sieben Tage lang öffentlich in Neapel ausgestellt war, sah man keine Spuren eines gewaltsamen Todes. Der

neue König hatte seine Vorgängerin unter Federbetten ersticken lassen. (22. Mai 1382.)

Ehe man noch in Frankreich von Johanna's Tod unterrichtet war, zog Ludwig von Anjou zu ihrer Befreiung aus. Trotz der Verstärkung, die Alberich durch Hawkwood's Schaaren erhalten hatte, war das Heer Karl's von Durazzo nicht halb so stark, wie jenes Ludwig's von Anjou. Die Heeresmacht, welche dieser aus seinem Vaterlande mitbrachte, verdreifachte sich auf seinem Zuge durch das obere und mittlere Italien; was es von Söldnern gab, schloß sich an, und alle waren willkommen. Neapolitanische Barone, die bis über die Grenze herüber kamen, gaben das Geleit nach Caserta, bis wohin kein Feind zu sehen war. Nun entwickelte sich aber der Kriegsplan Barbiano's, den Feind durch den kleinen Krieg hinzuhalten, bis das Klima seine Wirkungen zeige. Der Erfolg blieb nicht aus; obgleich Ludwig von Anjou seine geschwächten Truppen mehrmals durch deutsche Söldner aus dem Kirchenstaate ergänzte, so kam er doch in einem dreijährigen Kampfe, der durch keine größere Schlacht bezeichnet wurde, immer mehr in Nachtheil. Im October 1384 starb er zu Bisceglio in Folge einer Erkältung, und sein Heer löste sich in seine früheren Bestandtheile auf. Alberich von Barbiano, der diesen Ausgang hauptsächlich herbeigeführt hatte, wurde mit dem Grafentitel und der Würde eines Großkronfeldherrn (gran conestabile del regno) von Neapel bedacht.

Das zweite größere Unternehmen dieser Zeit, der lombardische Krieg, entsprang aus dem Ehrgeize Johann Galeazzo Visconti's, der seinen Oheim Bernabo durch listige Täuschung in seine Gewalt bekommen und auf dem Schloß von Trezzo hatte sterben lassen. Ein früheres Beispiel nachahmend, verhüllte er seinen eigentlichen Zweck durch den Vorwand, daß er die Freibeuterhaufen, die schlimmer als Pest und Hungersnoth seien, entfernen wolle. Bartholomäus Smeduccio von St. Severino, sein Feldhauptmann, führte eine blaue Fahne mit der Inschrift: **Pax**; dieser Krieg sollte der letzte sein und dem unglücklichen Italien Frieden und Ruhe geben. Die Rüstungen galten aber nicht den Freibeutern, sondern den Scaligers von Verona, und wenn diese besiegt wären, sollte die Reihe an die eigenen Verbündeten des Visconti, an die

Carrara's von Padua, kommen. Der erste Zweck wurde ganz erreicht, der zweite nahe zu. Die della Scala wurden gestürzt, außer Verona noch Vicenza für Johann Galeazzo gewonnen; den Carraras Bassano, Belluno und Feltre abgenommen. Wie der Gewinn immer nur lüsterner macht, so richtete der Visconti jetzt auf das in Parteiungen und kleine Staaten zersplitterte Toscana seine habgierigen Blicke. In seinem Solde waren die besten italienischen Anführer: Ugolotto Biancardo, Paul Savelli, Facino Cane, Galeazzo Porro, Jakob von Verme, Broglia und Brandolini; die Florentiner hatten, außer John Hawkwood, Karl Visconti, einen Sohn des ermordeten Bernabo, und durch diesen, der mit einer Gräfin von Armagnac verheirathet war, bekamen sie den berühmten Johann **III.**, Grafen von Armagnac. Der Graf verpflichtete sich, 2000 Lanzen und 3000 Knechte zu stellen, die auf gascognische Art bewaffnet seien, sechs Monate auf dem Gebiet des Visconti zu lagern und ihm jeden erdenkbaren Schaden zuzufügen, keine Stadt und kein Gebiet zu hindern, die sich von Mailand etwa freimachen wollten, seine Eroberungen für Florenz zu verwalten, keinen Vertrag anders als im Namen der Republik abzuschließen. Für den ersten Monat, in dem er seine Werbungen vorzunehmen hatte, zahlten ihm die Florentiner 50,000 Goldgulden unter dem Namen von Hilfsgeldern und Geschenken; für jeden folgenden 15,000 Goldgulden als Sold.

Die beiden Feldherren verabredeten in Briefen, daß John Hawkwood in den ersten Frühlingstagen mit 2500 Lanzen und 4000 Fußgängern das linke Poufer angreifen, Johann von Armagnac um dieselbe Zeit durch Piemont nach dem Gebiet von Piacenza seinen Marsch nehmen und die Verbindung mit Hawkwood suchen werde. John Hawkwood war zu rechter Zeit auf seinem Posten; aber so weit er sich vorwagen mochte, nirgends stieß er auf seinen Verbündeten. Der Graf hatte viele Zeit verloren, erst durch einen Aufstand in seinem Lager, dann durch Unterhandlungen mit den Herzögen von Berri und Burgund, zuletzt durch saumselige Vollendung seiner Rüstungen. Seit dem Mai erwartete ihn Hawkwood in der bedenklichsten Lage; aber der Juni war fast vorbei, ehe der Franzose die andere Seite der Alpen erreichte. Statt auf dem kürzesten Wege zu Hawkwood zu stoßen, machte er einen Um-

weg von vierzig italienischen Meilen, um irgend ein unbedeutendes Abenteuer zu bestehen. Er war glücklich in die Nähe von Alessandria gekommen; noch wenige Tagemärsche und er wäre mit dem an der Adda stehenden Hawkwood vereinigt gewesen. Er schlug in der That die Richtung nach der Adda ein; aber nun wollte es der Zufall, daß die Besatzung von Castellazzo einige seiner Leute erschlug, und dies reizte seinen Zorn so sehr, daß er nicht von der Stelle gehen zu wollen erklärte, bis er den Schimpf gerächt habe. Er begann die Belagerung mit seinem ganzen Heer, vielleicht in der Hoffnung, daß Jakob von Verme, der in dem nahen Alessandria lag, dem belagerten Orte zu Hilfe kommen werde, sodaß sich vor der Vereinigung mit Hawkwood eine glänzende That ausführen lasse. Der Italiener ignorirte aber seine Nachbarn so völlig, er hatte für ihre Herausforderungen und Hohnreden ein so taubes Ohr, daß der ritterliche Armagnac, um jenem das Schimpfliche seines Betragens recht fühlbar zu machen, mit nur fünfhundert Reisigen gegen die Mauern von Alessandria ritt. Jetzt regte es sich in der stillen Stadt; Kundschafter umschlichen den feindlichen Haufen, und nachdem sie berichtet hatten, daß wirklich nur fünfhundert Reiter im Anzuge seien, versah Jakob von Verme die streitbare Jugend mit Waffen und stellte sich eine Strecke vor dem Thor auf, während seine leichten Truppen mit den Franzosen plänkelten. Es war der 25. Juli 1391, ein sehr heißer Tag. Der ein paar Meilen betragende Marsch, Hitze und Staub, die Scharmützel mit den leichten feindlichen Truppen hatten die Franzosen bereits sehr ermüdet, als sie ihre Gegner in Sicht bekamen. Bei diesem Anblick vergaß der Armagnac Alles, ließ seine Reisigen von den Pferden steigen und rückte mit gefällten Lanzen vor. Die Mailänder wandten sich nach kurzem Gefecht zur Flucht, wie Jakob von Verme angeordnet hatte, der auf diese Weise drei Vortheile erreichte: nämlich der französischen Hitze im ersten Angriff auswich, die Feinde von ihren Pferden trennte und seinen Hinterhalten näher kam. Dicht vor der Stadt hielt er, und in demselben Augenblicke entleerten sich das Thor von Marengo und die Häuser des Bergoglio von allen Streitern, die hier auf diesen Moment gewartet hatten. Je überraschter die blind nachstürmenden Franzosen waren, um so leichter und vollständiger wurde

der Sieg. Fast alle fielen, ehe sie ihre Pferde wieder erreichten; den Grafen von Armagnac entdeckte man, schwer verwundet und vor Wuth schäumend in einem Gestrüpp, in das sein flüchtiger Renner ihn geworfen hatte. Zwei Tage später starb er an seinen Wunden, die sein geistiger Zustand unheilbar machte, und wurde von den Bürgern in der Markuskirche bestattet. Um den Sieg ganz vollständig zu machen, wurden die Franzosen vor Castellazzo durch die Kunde von dem Tode ihres Führers in einen panischen Schrecken versetzt, sodaß die Bauern eine große Anzahl von ihnen erschlagen konnten. Die letzten Reste schätzten sich glücklich, ohne Waffen nach Frankreich zurückkehren zu dürfen.

Der Leichtsinn des Grafen, den er selbst mit dem Leben büßte, brachte auch Hawkwood dem Verderben nahe. Der Rückzug nach Toscana wurde dem Engländer durch die gegen ihn heranziehenden Feindeshaufen abgeschnitten, und es blieb ihm nur der Weg ins Paduanische, eine gefährliche Straße, auf der er, im Angesicht eines siegreichen, täglich wachsenden Feindes, über Oglio, Mincio und Etsch setzen mußte. Ein glücklicher Schlag sollte ihm seinen Rückzug erleichtern; aber er mußte seine Zeit abwarten und warf sich zu diesem Zwecke nach Paterno, wo er Gräben und Wälle zog, alle Posten doppelt besetzte und alles so ordnete, als ob er die größte Furcht habe. Die Feinde verhöhnten ihn mit Herausforderungen und Streifzügen bis an die Verschanzungen; Jakob von Verme, der eben dasselbe Spiel mit bestem Erfolg getrieben hatte, machte sich den Spaß, ihm einen in einem Käfig eingeschlossenen Fuchs zu übersenden. Hawkwood nahm das Geschenk mit der größten Artigkeit auf und ließ zur Antwort sagen; dem Fuchs gefalle es in seinem Gefängniß sehr wohl, weil er am besten wisse, wie leicht er sich heraushelfen könne. Er wartete noch eine Zeit, bis die Mailändischen in ihrem Uebermuth jede Vorsichtsmaßregel vernachlässigten, machte dann, den günstigsten Augenblick wahrnehmend, einen gewaltigen Ausfall und tödtete 2000 Feinde. In der nächsten Nacht trat er in der Stille den Rückzug an; in den Schanzen blieben nur die Trompeter und an Stangen befestigte Tücher, welche die Feldzeichen vorstellten. Als die Feinde den Betrug merkten und zur Verfolgung aufbrachen, waren auf dem Wege, den Hawkwood eingeschlagen hatte, eine Masse beladener Last-

thiere aufgestellt, deren Plünderung lange aufhielt. Dennoch wurde Hawkwood im scheinbar ungünstigsten Momente eingeholt: beim Uebergang über den Oglio, den ein Theil seines Heeres bereits überschritten hatte. Auch dieses Einholenlassen war eine Falle, die der schlaue Feldherr seinen Feinden stellte. Wie sie den noch diesseits befindlichen Heerestheil angriffen, fiel Konrad von Landau aus einem Hinterhalt auf sie; gleichzeitig marschirte Hawkwood durch den hier sehr seichten Fluß zurück, und das Ende war eine starke Schlappe der Mailändischen. Der weitere Rückzug zum und über den Mincio blieb unbelästigt; in Eilmärschen kam das Heer der Etsch nahe, ohne einen Feind gesehen zu haben. Der Rettung so nahe, wollte Hawkwood seinen Leuten die Ruhe nicht versagen, deren sie dringend bedurften. Das Heer lag im tiefsten Schlafe auf dem Boden ausgestreckt; Niemand hörte ein Brausen, das von der Etsch näher und näher kam. Feindeshände hatten die Dämme des Flusses durchstochen; wie die Soldaten endlich erwachten, standen sie bereits im Wasser. Es war die schwerste Aufgabe für Hawkwood, in dieser Schreckensnacht seine Leute zusammenzuhalten, den Marsch zu ordnen, endlich die an einigen Bäumen und Sträuchern kenntliche Straße nicht zu verfehlen, deren um ein weniges erhöhter Boden einige Sicherheit gewährte. Auch hier ging das Wasser den Pferden bis an den Bauch, und die armen Fußgänger mußten entweder hinter den Reitern aufsitzen, oder sich an den Pferdeschweifen anhalten. Gerettet wurde das Heer, wenn auch mit dem Verlust manches Soldaten, der von der Straße abgekommen war und in dem überschwemmten tiefern Lande seinen Tod gefunden hatte. Ein Anderer würde seine Aufgabe mit der Rettung des Heeres auf paduanisches Gebiet erfüllt geglaubt haben; nicht so Hawkwood. Er wußte, daß Jakob von Verme das von Truppen entblößte Toscana angreifen würde, und gönnte sich im Paduanischen nur die nöthigste Rast. Ueber Bologna, wo er sich mit frischen Truppen verstärkte, erreichte er das Toscanische, und mit Staunen, in das ein abergläubisches Entsetzen sich mischte, sah sich Jakob Verme, der doch auch keine Zeit versäumt zu haben sich bewußt war, dem Feind gegenüber, den er noch im Paduanischen glaubte. „Er ist ein Teufel," ging die Rede im mailändischen Lager, „oder Gott thut Wunder für

ihn." Der Kampf war nun ein Ringen mit gleichen Kräften geworden, dessen Ausgang keine Schlacht bestimmte, sondern die Stellung, die Jakob von Verme zwischen Pisa und Florenz nahm. Hier schnitt er die Zufuhr vom Meere ab, deren die Florentiner bei dem eben herrschenden Mangel nicht entbehren konnten, und machte die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses fühlbar. Auf einem Congresse zu Genua verständigte man sich, daß die Florentiner künftig nicht in lombardische, die Mailänder nicht in toscanische Verhältnisse sich einmischen würden. (Januar 1392).

Mit dem Frieden von Genua schied John Hawkwood aus der kriegerischen Laufbahn, der er Ruhm und Reichthum verdankte. Die dankbare Republik Florenz erhöhte die Jahrgelder, die er seit 1375 bezog, noch um 2000 Goldgulden, befreite ihn und seinen Sohn von allen Lasten und Abgaben, steuerte seine drei Töchter freigebig aus und sicherte der Gattin Hawkwood's ein Witthum. Er nahm seinen Wohnsitz in Florenz; in den Bürgerverzeichnissen findet er sich eingeschrieben als zum Quartier von St. Johann und zur Bannerschaft des goldenen Löwen gehörend. Den Sommer verlebte er auf seinen Schlössern St. Donato und Montecchio, und eines von diesen ist der Schauplatz einer Erzählung, die Sacchetti, der Nebenbuhler Boccaccio's, uns von ihm aufbewahrt hat.*) Die Anekdote möge hier einen Platz finden: Eines Tages begegneten ihm zwei Minoriten und gaben ihm den gebräuchlichen Gruß: „Friede sei mit Euch!" Worauf er: „Und Euch möge Gott Euer Almosen nehmen." Als nun die guten Mönche staunend fragten: „Gnädiger Herr, was sprecht Ihr nur so?" entgegnete er: „Und Ihr, was habt Ihr zu mir geredet?" Da sagten die Mönche wieder: „Wir meinten Gutes zu Euch zu reden." Aber der Herr Johann antwortete: „Wie meint Ihr Gutes zu reden, wenn Ihr kommt und mir den Wunsch gebt, daß ich Hungers sterben möge? Wißt Ihr denn nicht, daß ich vom Krieg lebe und Friede mich aufzehren würde? Wie ich aber vom Kriege lebe, also lebt Ihr von Almosen."

*) **Franc. Sacchetti, Novella 181.**

Obgleich mit Ehren überhäuft und durch langen Aufenthalt in Italien den Menschen und Sitten befreundet, sehnte sich John Hawkwood gleichwohl nach seinem Vaterlande zurück. Nachdem er seine Töchter anständig verheirathet hatte, trat er mit Florenz in Unterhandlung wegen Verkaufs seiner Schlösser, und war im Begriff, seine Rückkehr nach England zu vollziehen, als er von einer Krankheit befallen wurde, die ihm den Tod brachte. (16. März 1394.) Mit glänzenden Ehren geleitete man ihn zur letzten Ruhestätte; ein langer Zug von Adel und Volk, dem die edelsten Damen weinend zur Seite gingen, folgte der Bahre, die in goldene Stoffe und Purpursammet gehüllt war. Paul Uccelli erhielt den Auftrag, sein Reiterbild zu fertigen; noch heute befindet sich dasselbe in dem linken Seitenschiff der Kirche St. Maria del Fiore; die Inschrift lautet: „**Johannes Acutus, Eques Britannicus, dux aetatis suae cautissimus, ac rei militaris peritissimus.**“ Seine Leiche ruht in der Heimath, wohin der damalige König von England kurze Zeit nach Hawkwood's Tode sie hatte abfordern lassen. Indem die Republik den Leichnam übergab, empfahl sie dem König zugleich den Sohn des Verstorbenen, der bereits früher nach England zurückgekehrt war.

In der Zeit, als John Hawkwood nach Florenz sich zurückzog, hatte sich bereits eine Politik der mächtigsten Bandenführer ausgebildet, deren wichtigste Folgen uns weiterhin beschäftigen werden. Für diese Zeit beschränkten sich die Wirkungen dieser Politik noch darauf, das Söldnerwesen und mithin den Krieg zu verewigen. Die Anführer beschränkten sich nämlich nicht mehr darauf, Sold und Beute zu nehmen, sondern ihr Augenmerk richtete sich vorzugsweise darauf, in den Besitz von Herrschaften, Städten und Burgen zu kommen, wo sie ruhige Winterquartiere fanden, Vorräthe aller Art aufhäufen und Schutz gegen mächtigere Feinde suchen konnten. Johann von Pietramala besaß Narni, Rinald Orsino Aquila und Spoleto, Bernardin von Serres Corneto und Montefiascone, Boldrino von Panigale viele Kirchengüter in der Mark und Romagna. Den Letztern lud der Markgraf von Tomacelli, ein Bruder des neuen Papstes Bonifaz IX., nach Macerata ein, gab ihm ein glänzendes Fest und ermordete ihn. Panigale war

der beliebteste Anführer; seine Leute vergaßen ihn nicht, obschon sie für den Augenblick zu schwach waren, um an Rache denken zu dürfen. Nach zwei Jahren kam der günstige Augenblick; eine große Gesellschaft hatte sich aufgelöst, und Theile davon willigten ein, den Zug gegen Macerata mitzumachen. Die Anerbietungen der Bürger, sich mit Geld zu lösen, wurden zurückgewiesen. „Es kann von Vergleich und Friede keine Rede sein," antworteten die Söldner, „so lange der Elende lebt, der unsern geliebten Feldherrn ermordet hat. Liefert ihn aus, oder gewärtigt das Schlimmste." Sie begannen den Angriff mit der größten Erbitterung; zum Glück befanden sich aber in der Stadt Gesandte von Florenz, auf welchen Staat die Söldner Rücksicht zu nehmen hatten, und diese vermittelten den Vergleich, daß Macerata die Gebeine des Ermordeten feierlich übergebe und 12,000 Goldgulden Sühne bezahle. An dem bestimmten Tage öffneten sich die Thore von Macerata; eine große Procession schritt daraus hervor, an deren Spitze die Gesandten der befreundeten Städte gingen, weiterhin das Volk, die Geistlichkeit, die Matronen in Trauerkleidern; zwischen ihnen folgte der Sarg mit der Leiche Panigale's. Draußen war die Waffengesellschaft aufgestellt; viele weinten, als sie des Sarges ansichtig wurden. (Juni 1393.) Die Leiche wurde in einen kostbaren Schrein geschlossen, der die Soldaten auf allen ihren Feldzügen begleitete und als das heiligste Feldzeichen betrachtet wurde.

Leider können wir nicht viele solcher Züge berichten, in denen der tröstliche Beweis enthalten ist, daß das Menschenherz in der wüstesten Kriegszeit nicht ganz verwildert. Vielmehr war das Treiben der Söldner nach dem Frieden von Genua kein anderes, als das Räuberwesen entlassener Banden nach einem Kriege. In kleineren Haufen, zuweilen in förmlichen Heeren, suchten die Banden gute Abenteuer und halfen bald diesem, bald jenem Anführer, eine Stadt oder eine Herrschaft an sich zu reißen, was gewöhnlich in dem am meisten zerrütteten Kirchenstaate geschah. Schandthaten und gemeine Gaunerstreiche waren so an der Tagesordnung, daß man kaum Notiz davon nahm; nur wenn einmal größere Folgen sich daraus entwickelten, hielten es die Mächtigen der Mühe werth, sich einzumischen. Dies war der Fall, als Johann von

Barbiano, ein Bruder des neapolitanischen Großkronfeldherrn, einen Handel mit dem Markgraf Nikolaus von Ferrara abschloß, der den Bandenführer verpflichtete, Azzo von Este zu ermorden, dem Markgrafen, wenn die That geschehen sei, die Schlösser Lugo und Conselice auszuliefern und 30,000 Ducaten zu zahlen. Man zerbrach eine Münze, von der jede Partei eine Hälfte an sich nahm; zeigte Johann den Abgesandten des Markgrafen die Leiche Azzo's, so wurde ihm die andere Hälfte der Münze ausgeliefert, und gegen Vorzeigung der beiden Hälften erhielt er sodann das Geld und die Schlüssel zu seinen beiden Schlössern. Er zeigte die Leiche, und die andere Partei erfüllte ihrerseits den Vertrag. Aber die Abgesandten des Markgrafen kannten Azzo von Este nicht, und es war daher leicht, einen falschen Leichnam unterzuschieben. Zu spät wurden die Betrogenen ihren Irrthum inne, als der wahre und lebende Azzo, während sie mit seiner vermeintlichen Leiche heimzogen, sie überfiel und in Stücken hieb. Daraus entstand ein Kampf von halb Italien gegen Johann von Barbiano, aus dem dieser nur durch die kräftigste Verwendung Johann Galeazzo Visconti's und durch die Drohungen seines Bruders Alberich gezogen wurde.

Wir verließen Alberich von Barbiano als Großkronfeldherrn von Neapel in einer Stellung, deren Wichtigkeit da ganz besonders hervortrat, als Karl von Durazzo, im Begriff, sich die ungarische Krone zu verschaffen, auf Betrieb der Reichsverweserin Elisabeth mit einem Streithammer erschlagen wurde (7. Februar 1386), und nun die neapolitanischen Barone die Schwäche seiner Wittwe Margareth und des unmündigen Ladislaus benutzten, um ihre Macht auf Kosten der Krone zu vergrößern. In diesen Kämpfen leistete Alberich die besten Dienste, bis ihn das Schicksal traf, in einer Schlacht in der Nähe von Ascoli von der Faction der Sanseverini geschlagen und gefangen zu werden. (10. April 1392.) Er sollte sich lösen und war dazu bereit; doch nicht so bald entdeckten seine grausamen Feinde, daß er über ihr Erwarten reich sei, als sie ihn der Tortur der Schlaflosigkeit unterwarfen und auf diese Weise 30,000 Goldgulden von ihm erpreßten. Dann entließen sie ihn, nachdem er für zehn Jahre Urphede geschworen hatte,

und Alberich trat nun mit 100 Lanzen in den Dienst des Visconti, der ihm sein Lösegeld zurückerstattete und außerdem viele Landgüter schenkte.

Johann Galeazzo hatte große Pläne und war nahe daran, sein lange ersehntes Ziel, den Besitz von Toscana, zu erreichen. Pisa und Siena erkannten 1399 seine Herrschaft an; Siena aus reinem Haß gegen Florenz; Pisa in Folge eines Verraths, den sein eigener Schutzherr Gherardo Appiano beging, und zu diesen Städten nahm Johann Galeazzo noch Perugia, Assissi, Spoleto und Nocera. Sein Friede mit Venedig und dessen Verbündeten ließ ihm freie Hand; Florenz wurde von einem Netz umgeben und nur durch eine unerwartete Diversion befreit. Diese hatte ihre Entstehung in dem Schisma, speciell darin, daß der in Rom residirende Papst Bonifacius IX., aus Furcht, daß sein Gegner in Avignon den deutschen Kaiser gewinnen möchte, den Anstoß zu einem Bunde von drei Kurfürsten und vielen deutschen Fürsten gab, der den allgemein verachteten Wenzel absetzte und an seine Stelle Ruprecht von der Pfalz wählte. Dieser kam auf die Einladung des Papstes, der ihm goldene Berge versprach, nach Italien; von seinem Römerzug erwarteten die Feinde Johann Galeazzo's dessen gänzlichen Sturz, und zwar insofern mit vollem Recht, als der Visconti ein Anhänger Wenzel's war, der ihn zum Herzog gemacht hatte.

Die Römerzüge pflegten so langsam ausgeführt zu werden, daß die davon Bedrohten volle Zeit zu Rüstungen behielten. Als Ruprecht im October 1401 Trient erreichte, konnte Johann Galeazzo den 15,000 deutschen Reitern 4500 Lanzen und 13,000 Fußsoldaten entgegenstellen, fast lauter italienische Truppen, auf deren Treue in einem Kriege gegen Deutsche fest gebaut werden konnte. Die berühmtesten Bandenführer waren die Feldherren dieses Heers: Graf Alberich von Barbiano, Jakob und Taddäus von Verme, Facino Cane, Ottobuono Terzo, Franz von Gonzaga, Karl Malatesta u. a. m. Daß die Italiener in diesem Kriege die Oberhand bekamen, wird von den Schriftstellern ihres Landes ihrer größern Tapferkeit zum Verdienst angerechnet. Am unparteiischsten urtheilt noch L. Aretino, wenn er sagt: „Der Herzog hatte eine ausgewählte Schaar italienischer Reiter, die bei ihrem Zusammentreffen und im Scharmuziren mit den Deutschen solche Ueberlegenheit bewiesen,

daß sich nicht genug darüber sprechen läßt. Denn die Deutschen hatten leichte und einfache Pferdegebisse, die beim schnellen Laufe geradeaus ganz gut waren, sich aber beim Wenden und Handhaben des Pferdes während des Kampfes unnütz zeigten. Die Italiener hatten dagegen Gebisse, mit denen sie das Pferd nach allen Seiten herumwerfen konnten, und es war ihnen daher leicht, gegen die Feinde zu sprengen und umzukehren und auf halbem Weg zu wenden, wie sie wollten. Auch brauchten die ganz mit Rüstungen bedeckten Italiener keine Gefahr zu scheuen. Die Deutschen waren schlechter gerüstet, und viele von ihnen hatten blos einen gewöhnlichen Brustpanzer und trugen die Lanzen an einem Riemen, um sie zu werfen. Denn wer leicht bewaffnet ist, der kann die Lanze nicht wohl einlegen und muß sich darauf verlassen, sie zu werfen, und deshalb verachteten die Italiener die Deutschen und ritten frisch auf sie ein, und wenige Italiener hatten den Muth und das Vermögen, es mit vielen Deutschen aufzunehmen. Als sie zuletzt das Lager des Kaisers mit größeren Haufen angriffen, brachten sie die Deutschen in Verwirrung und machten ihnen Furcht, sodaß die Fremden, nachdem viele von ihnen gefallen waren, genöthigt wurden, zu weichen." Wir haben dem hinzuzusetzen, daß Ruprecht von der Pfalz auch durch die Entmuthigung seiner italienischen Verbündeten, durch den geringen Eifer seiner Ritter und durch den Abfall von zwei deutschen Fürsten zum Rückzug gezwungen wurde.

Sobald Johann Galeazzo von diesem Feinde befreit war, nahm er seine Eroberungspläne wieder auf. Florenz sparte er sich noch auf; vorläufig richtete sich sein Angriff gegen Bologna, nach dessen Eroberung die toscanische Hauptstadt seine leichte Beute werden mußte. Eine Krankheit Alberich's von Barbiano ließ den ersten Angriff scheitern; die Bolognesen machten einen Ausfall, während das feindliche Heer seines ausgezeichneten Führers beraubt war, und trugen einen vollständigen Sieg davon. Der Graf wurde aber hergestellt; Johann Galeazzo verdoppelte seine Anstrengungen, und in derselben Zeit griff unter den Bolognesen die verderblichste Zwietracht so um sich, daß in der entscheidenden Schlacht bei Casalacchio am Reno nur der kleinere Theil ihres Heeres sich ernstlich schlug. Eine betäubende Niederlage

war die Folge; Barbiano war rasch hinter den Fliehenden drein, und als er vor Bologna ankam, öffnete ihm die unzufriedene Partei die Thore. (10. Juli 1402.) Johann Galeazzo stand auf dem Gipfel seines Glücks. Florenz war umzingelt, und schon bot er Venedig den Besitz von Feltre und Cividale, wenn die Republik ihn als König von Italien anerkenne. Mailänder Goldschmiede arbeiteten an der Krone und den andern Reichskleinodien, mit denen Johann Galeazzo beim Einzuge in seine Krönungsstadt Florenz glänzen wollte. Er sah diesen Tag nicht: eine Seuche, welche damals Italien verheerend durchzog, ergriff auch ihn und gab ihm in seinem 55. Lebensjahre den Tod. (3. September 1402).

Mit dem Tode Johann Galeazzo's beginnt im Söldnerwesen eine neue Periode, die sich dadurch ankündigt, daß eine bei der Vertheidigung von Mailand thätige Gesellschaft der Rose die letzte ist, welche unter eigenem Namen auftritt.

Siebentes Kapitel.

Die italienischen Bandenführer bilden Disciplin und Taktik aus. — Sie sind den Fürsten gefährlich. — Johann Galeazzo Visconti's Feldherren reißen einen Theil seiner Besitzungen an sich. — Karl Malatesta, Jakob von Verme, Facino Cane. — Vertreibung der Franzosen aus Genua und der Lombardei. — Facino Cane will für sich ein lombardisches Reich begründen. — Sein und Johann Maria Visconti's Tod. — Alberich von Barbiano stirbt. — Seine Schüler Sforza Attendolo und Braccio. — Herkunft und erste Thaten Beider.

Die aus Fremden bestehenden Waffengenossenschaften waren im Grunde Räuberbanden im Großen gewesen, die sich zu Staatszwecken gebrauchen ließen, um ihr eigentliches Ziel: Sold und Beute, sicherer erreichen zu können. Wir haben an vielen Beispielen gesehen, wie leicht diese beweglichen Schaaren an reichen Punkten zu großen Massen

sich zusammenballten, und wie schnell sie sich zerstreuten, wenn irgend ein Unfall eintrat, z. B. gänzliche Erschöpfung des Landes, in dem sie fochten. Der gemeinsame Zweck bedingte eine gewisse Gleichheit; mochte nun der Feldherr, den man sich gab, förmlich erwählt oder stillschweigend anerkannt worden sein, so gehorchte man ihm doch nur als dem Geschäftsführer der ganzen Genossenschaft und beschränkte ihn außerdem durch Räthe, deren Aufgabe es war, die Interessen der Kameradschaft zu wahren. Es war ein Geschäft, bei dem Gewinn und Verlust gemeinschaftlich waren, das im Glück große Ausdehnung erlangte, im Unglück aufhörte.

Die italienischen Bandenführer durften sich eine größere Macht anmaßen, als ihre ausländischen Vorgänger. Sie gehörten durchgehends einer von zwei Classen an, indem sie entweder alte bewährte Soldaten waren, um die sich ein Kreis von Lagergenossen versammelte, oder Lehnsherren, die in ihren eigenen Leuten den Stamm eines Heeres besaßen. Zu der zweiten Classe gehörten die Ubaldini, Barbiano, Malatesta, zu der ersten Sforza Attendolo, der uns bald beschäftigen wird. Beide Classen verfügten im Beginn ihrer Laufbahn über einen kleinen Kreis von Genossen, der ihnen aber ganz angehörte, und wie neue Soldaten hinzutraten, unterwarfen diese sich den Bedingungen, die sie als feststehend vorfanden. Die früheren Banden, bei denen sich der Sitz des Rechts und der Gewalt in der Gesammtheit befand, nannten sich deshalb Gesellschaften und nahmen einen selbstgewählten Beinamen an, um sich von andern Genossenschaften zu unterscheiden; die neuen Banden ließen sich nach den Namen ihrer Anführer bezeichnen. Man hört nichts mehr von einer großen Genossenschaft, von einer Gesellschaft des Sterns, des Hutes, der Rose; jetzt hieß es: die Leute Sforza's, die Geschwader Braccio's.

Im Jahre 1387 wird der erste Vertrag erwähnt, den ein Anführer in seinem Namen, auf seine Kosten und Gefahr mit einem Staate abschloß. Pandolf Malatesta warb in diesem Jahre für Florenz und trug die sich auf 30,000 Goldgulden belaufenden Kosten dieser Werbung aus eigenen Mitteln. Es ist dies aus der Antwort zu entnehmen, die er den Florentinern gab, als sie ihm befahlen, seine Verwüstungen auf

dem Gebiet von Perugia einzustellen. Pandolf Malatesta ließ zurücksagen: „er habe mehr als 30,000 Goldgulden darauf verwendet, seine Leute zusammenzubringen, und könne ohne Streifzüge nicht auskommen.“ Es wurde zum Gebrauch, daß der Feldherr seine Leute aus eigenem Seckel bezahlte, natürlich aber auch Sold und sonstigen Gewinn für sich nahm. Die Uebernahme der Last auf zwei Schultern beschränkte die Zahl der Söldner, und namentlich verschwanden, zur größten Erleichterung des Landes jene großen, ungeordneten Haufen Fußvolk, die früher jeder Bande, deren Glücksstern einen hellen Schein warf, nachgezogen waren. Die an Zahl weit geringeren Söldner traten in ein festes und dauerndes Verhältniß zu ihrem Feldherrn, und es wurden aus ihnen gewissermaßen stehende Heere. Um seine Leute zusammenhalten und unterhalten zu können, brauchte der Feldherr Landbesitz und Burgen, und so entstand das allgemeine Streben nach eigenen Herrschaften, von dem bereits die Rede war. In dem Verhältniß der Söldner änderte sich dadurch manches, und es bildeten sich drei Stufen des Dienstes. Ganzen Sold erhielt, wer unter dem unmittelbaren Befehl des Anführers, mit Waffen und Pferden, die als tüchtig befunden worden waren, den Krieg mitmachte; auf halbem Sold stand, wer mit einer streifenden Abtheilung, ohne durch eine Musterung gegangen zu sein, den Feind beunruhigte; mit einem kleinen Wartegelde mußte sich begnügen, wer, nach unserer Ausdrucksweise zu reden, zur Reserve gehörte. Der Reservedienst gestaltete sich auf den eigenen Herrschaften des Bandenführers zu einem Schutzverhältniß. Die waffenfähigen Männer erhielten im Frieden einen geringeren, im Kriege einen größeren Sold, wofür sie die geforderten Dienste leisteten und in ihrem Eigenthum geschützt wurden. Die Macht des Feldherrn konnte sich nun vom Vater auf den Sohn vererben.

Von den militärischen Vortheilen dieser Veränderung sind besonders zwei hervorzuheben. Einmal konnten jetzt Verbesserungen und Neuerungen in der Bewaffnung eingeführt werden, mit denen die frühern Anführer, wenn sie die Nothwendigkeit derselben erkannt hatten, ihre liebe Noth hatten und selten bei ihren Leuten damit durchdrangen. Erst Alberich von Barbiano gelang es, den Helm seiner Lanzen durch ein Visir zu

vervollständigen, den Gebrauch des Ringkragens allgemein zu machen, auf den Kopfputz der Pferde eine scharfe Stahlspitze zu setzen und große, bis zum Knie reichende Pferdedecken von gegerbtem Leder einzuführen. Mit diesen Decken wurde bald der größte Luxus getrieben, und selbst berühmte Maler, wie Lazzaro Vasari, verschmähten nicht, für diesen Schmuck Schildereien zu erfinden und auszuführen. Diesen Verbesserungen in der Bewaffnung ist die Ueberlegenheit zuzuschreiben, welche die Italiener bei ihrem Zusammentreffen mit den deutschen Rittern Ruprecht's von der Pfalz bewährten.

Der zweite Fortschritt, zum Theil aus der bessern Disciplin hervorgehend, war ein taktischer. Mit den ausgedienten Söldnern war jetzt mehr auszurichten, als mit den unbändigen Kriegsknechten der frühern Kriegszeit, und der Feldherr würde hinter seinen Soldaten zurückgeblieben sein, wenn er sich nicht seinerseits in der Kriegskunst vervollkommnet hätte. Die Einführung der Feuerwaffen öffnete den Kriegsoperationen ein weites Feld; der ritterliche Einzelnkampf, das Turniergefecht wurden seltener, und was die Romantik dadurch verlor, gewann die Wissenschaft. John Hawkwood, der schon ein halber Italiener war, kann als der früheste Taktiker des italienischen Mittelalters gelten; die Kriegsgeschichte weist ihm unter den Rückzugsfeldherren eine ausgezeichnete Stelle an, und in seinen letzten Feldzügen zeigt sich ein Schimmer jener geheimnißvollen Wissenschaft, die man bald auf feste Regeln zurückzuführen sucht, bald nur als momentane Aeußerung des Genies, als persönliche Manifestation, als Strategie Friedrich's des Großen, Napoleon's, betrachtet wissen will.

Die alten Banden hatten die Freiheit zu Grabe tragen helfen; die neuen wurden der Fürstenmacht gefährlich. Die früheren Feldherrn wurden mit ihren Herren durch die Gemeinschaft des Gewinns verbunden; für eigene Zwecke politischer Natur ein Heer zu werben und längere Zeit zusammenzuhalten, würde ihnen unmöglich gewesen sein. Der italienische Bandenführer, der seine Gewalt für die Dauer behielt, sie selbst auf den Sohn vererbte, konnte Schritt für Schritt einem selbstgesteckten Ziele entgegenschreiten. Mit den Reichthümern, die er auf seinen Herrschaften barg, erkaufte er sich ein Heer, einen Anhang, und

dehnte seinen Einfluß aus, bis er nach einem Fürstenhute greifen konnte. Diese Seite des Söldnerwesens enthüllte sich den Italienern nach dem Tode Johann Galeazzo Visconti's.

Johann Galeazzo hatte in seinem Testament eine Theilung seiner Staaten unter seine Söhne vorgenommen, womit sich die dem Mittelalter eigenthümliche Erscheinung wiederholt, daß ein Fürst, der sein Leben an einen großen Zweck gesetzt hat, auf seinem Todtenbette alles zerstört, was er für diesen gethan hat. Johann Maria, der älteste Sohn, erhielt als Herzog von Mailand die Hauptstadt, Como, Lodi, Cremona, Piacenza, Parma, Reggio, Bergamo, Brescia, Bologna, Siena und Perugia; auf den Antheil des zweiten Sohnes Philipp Maria, der den Titel eines Grafen von Pavia annahm, fielen Pavia, Novara, Vercelli, Tortona, Alessandria, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno, Bassano und die Riviera di Trento. Ein dritter natürlicher Sohn, Gabriel, wurde mit Pisa und Crema abgefunden. Alle drei waren in unmündigem Alter; die Vormundschaft und Regentschaft sollte ein Staatsrath führen, den Johann Galeazzo mit der größten Sorgfalt ausgewählt hatte. Die besten Feldherren saßen darin: Jakob von Verme, Alberich von Barbiano, Franz Gonzaga; das bürgerliche Gegengewicht gegen sie bildete Franz Barbavara, der schlaueste von allen Dienern des verstorbenen Herzogs. So gut der Plan ausgedacht war, so schlecht gerieth er; denn Barbavara riß alle Gewalt an sich; im Regentschaftsrath herrschte eine ewige Uneinigkeit, und dies wurde nicht so bald bemerkt, als die höhere Ordnung, die unter Johann Galeazzo geherrscht hatte, sich in Parteiung auflöste. Es kam zu Aufständen in Gebiet und Stadt; die Staaten, welche durch den letzten Herzog gelitten hatten, fingen Krieg an, und so war die Lombardei wieder in den Abgrund gestürzt, aus dem sie Johann Galeazzo mit nicht immer lobenswerthen Mitteln gerissen hatte. Alberich trat, aus Feindschaft gegen die Herzogin und deren einzigen Rathgeber Barbavara, zu den Päpstlichen über, deren Heer er bis nach Casalmaggiore führte. Cremona, Crema, Como, Bellinzona, Bergamo, Lodi, Piacenza, Bobbio gingen an adelige Herren verloren; Brescia wurde durch den Kampf feindlicher Factionen verwüstet; in Mailand selbst brach eine Revolution aus, in

der die Bandenführer die Gewalt an sich rissen. Jakob von Verme und Ottobuono Terzo, Pandolf Malatesta und Facino Cane stellten nun das Glück der mailändischen Waffen her und bewältigten die wichtigeren der aufrührerischen Städte; aber die Herzogin benutzte ihre Erfolge nur dazu, ihren Franz Barbavara zur Gewalt zurückzuführen, und damit war die alte Unordnung wieder da. Kein schlechteres Mittel konnte gewählt werden, als das von dem Günstling vorgeschlagene, die äußern Feinde durch Abtretung von Land zu beschwichtigen. Die Feldherren sahen mit leicht begreiflichem Unmuth diese Schenkungen von Besitzungen, welche sie erobert hatten, an Fremde, und sie fanden natürlicher, daß sie selbst erhielten, was einmal doch nicht bei dem Hause Visconti bleiben sollte. Die Herzogin konnte Forderungen nicht abschlagen, die durch alle in ihrem Herzogthum vorhandenen Waffen Nachdruck erhielten. Pandolf Malatesta nahm Brescia, Ottobuono Terzo Reggio, Parma und Piacenza, Facino Cane Alessandria, Novara und Tortona. Andere nahmen Anderes; wer einen Eisenhandschuh trug, griff zu.

Jakob von Verme machte die einzige ehrenvolle Ausnahme, und wurde dafür eine Zeit lang mit dem Vertrauen der Herzogin und des jungen Herzogs belohnt. Während einer seiner Abwesenheiten beim Heer, setzte sich sein Gegner Facino Cane in Gunst, und mit ihm kam die Partei ans Ruder, welche sich den Namen der Ghibellinen gab. Mit Jakob verbündeten sich Ottobuono Terzo, Pandolf Malatesta, Gabrino Fondulo, die Venetianer, die Gonzagen, die aus Mailand vertriebene sogenannte welfische Partei. Bald waren 7000 Mann bei den Fahnen, die von so berühmten Namen getragen wurden, und mit ihnen ging Jakob von Verme bei Trezzo über die Adda und besetzte Desio, Magenta und Rosale. Bei dem Kloster Morrimondo trafen die Angreifenden auf Facino Cane, der ihnen mit 3000 Lanzen entgegengegangen war. Die Nacht unterbrach den heftigen Kampf; doch als die Ghibellinen müde und matt in ihren Quartieren schliefen, überfiel sie Jakob von Verme und trug, durch die Nacht und die Verwirrung des Feindes begünstigt, einen leichten Sieg davon. (21. Februar 1407.) Facino hatte kaum Zeit, sich mit den Trümmern seines Heeres nach Pavia zu werfen; Mailand öffnete den Siegern seine Thore.

Jakob von Verme hatte die ernste Absicht, dem Staat den Frieden zu schenken, aber Ottobuono Terzo hielt seinen Einzug in die Hauptstadt als ein rachedürstender Feind. Nicht zufrieden damit, zum Statthalter der herzoglichen Schlösser und zum Grafen von Pavia ernannt zu sein, forderte er die Plünderung aller Häuser und Güter der besiegten Partei, und bestand auf seinen Entschädigungsansprüchen mit solcher Unverschämtheit, daß Welfen und Ghibellinen vereint gegen ihn auftraten. Aus Mailand vertrieben, begab er sich nach Monza, wo er Estorre Visconti, einen natürlichen Sohn Bernabo's, und andere Verbannte traf. Jakob von Verme that nun alles, was in seinen Kräften war, Ordnung und Gerechtigkeit wiederherzustellen. Da seine Bemühungen an der Verdorbenheit des jungen Herzogs und seiner Höflinge scheiterten, verließ er Mailand, um dem Herzog einen Mord zu ersparen, der um so scheußlicher gewesen wäre, als er den treuesten Diener der Viscontis getroffen haben würde. Er ging nach Venedig; wenige Monate darauf fiel er in einem Gefecht gegen die Türken.

Karl Malatesta, dem Jakob von Verme die Vormundschaft über den Herzog hinterlassen hatte, sah den Charakter des jungen Mannes schlimm und schlimmer sich entwickeln. „Die Umgebung, in welcher Gian Maria aufgewachsen war, hatte Hinrichtungen und Meuchelmord als ziemlich gleichgiltige Maßregeln behandelt und deren Zulässigkeit nur von der Seite ihrer Zweckmäßigkeit beurtheilt. Er ging einen Schritt weiter; denn nicht blos Bequemlichkeit empfahl ihm oft den gewaltsamen Weg, sondern er hatte auch einen verwilderten Geschmack erhalten, welcher Blut und Qualen zu seiner Unterhaltung bedurfte. Dieselbe tyrannische Lust, wie sie sich in Bernabo ausgebildet hatte, vereinigte sich in Gian Maria mit den wechselnden Kindeslaunen eines vor der Reife des Mannes durch allen Koth des Lebens geschleppten Menschen." (Leo). Man glaubte, daß seine Mutter an Gift gestorben sei, welches er ihr habe reichen lassen; daß ganze Familien von Freunden und Verwandten durch ihn bis auf die jüngsten Kinder ausgemordet wurden, ist unzweifelhaft. Er suchte für seine Gegner die grausamsten Strafen aus; die meiste Augenweide gewährte ihm der Tod Verurtheilter unter den Zähnen großer Bracken, die sein Hundewärter und Vertrauter

Squarcia Girami mit Menschenfleisch füttern mußte. Fehlte es an Verbrechern, so ging er mit Girami Nachts durch die Straßen und jagte die verspäteten Bürger mit seinen Hunden wie Wild. Karl Malatesta hatte noch die Hoffnung, daß eine Heirath mit der Tochter seines Bruders Malatesta de Malatesti den Herzog menschlicher stimmen werde. Als der Charakter des Herzogs nach der Heirath noch wilder und tyrannischer wurde, verließ auch Malatesta, wie früher Jakob von Verme, den Hof. Noch einmal kehrte er zurück, um Johann Maria gegen den übermächtigen Facino Cane zu schützen; aber es litt ihn nicht in den scheußlichen Verhältnissen, die er unverändert vorfand, und der Herzog blieb seinem Schicksal überlassen.

1395 hatte Genua sich unter den Schutz des Königs von Frankreich begeben, und seit 1401 war der Marschall Boucicaut, als Staatsmann eben so unternehmend wie als Krieger, Statthalter der Stadt. Dieser Mann warb für Frankreich mit vielem Glück und hatte auch in der Lombardei eine französische Partei ins Leben gerufen, auf deren Anrathen Johann Maria einen Bund mit Genua und Savoyen schloß. Facino Cane und Pandolf Malatesta führten, im Namen ihrer ghibellinischen und welfischen Factionen Krieg gegeneinander; als sie aber von diesem Bunde hörten, vereinigten sie ihre Heere unmittelbar nach einer blutigen, ohne Entscheidung gebliebenen Schlacht und zogen vor Mailand, indem sie ausrufen ließen, daß sie nicht gegen den Herzog, ihren Lehnsoberherrn, Krieg führten, sondern ihn von seinen schlechten Räthen und von den Franzosen befreien wollten. Johann Maria waffnete sich gegen sie mit dem ohnmächtigen Trotze eines verzogenen Kindes. Während eine furchtbare Hungersnoth ausbrach, ließ er das arme, nach Frieden schreiende Volk in den Straßen zu Hunderten zusammenhauen, und verbot den bloßen Gebrauch des Wortes mit solcher Consequenz, daß den Priestern mit dem Tode gedroht wurde, falls sie bei der Messe das: Pax vobiscum! sagten. Im Monat Juni des Jahres 1409 mußte er sich aber doch zum Frieden bequemen, den er unter Bedingungen erhielt, die in seiner Lage sehr günstig waren. Das Härteste war, daß er seine Räthe und die Franzosen entfernen mußte; doch wußte er neue Verbindungen mit Boucicaut anzuknüpfen und ziemlich wieder in das

alte Verhältniß zu kommen. Boucicaut kam persönlich nach Mailand, wo er zum Statthalter ernannt wurde; unterwegs hatte er sich Piacenzas zu besserer Verbindung zwischen beiden Städten bemächtigt. Da es nicht französische Art ist, um die Volksstimmung in fremden Ländern sich groß zu kümmern, so hatte Boucicaut sich nicht gefragt, welche Wirkung seine Entfernung auf die Genuesen, diese wankelmüthigste Bevölkerung Italiens, hervorbringen werde. Diese war die, daß sich eine Verschwörung entspann, und Facino Cane herbeigerufen wurde. Dieser war noch nicht in der Stadt, und schon brach der Aufstand aus, den Franzosen so überraschend, daß sie, 2000 an der Zahl, sich fast widerstandslos erschlagen ließen. (3. September 1409.) Allerdings machte Boucicaut Versuche, das Verlorene wieder zu gewinnen; doch das Glück erklärte sich gegen ihn; er verlor ein Gefecht nach dem andern und verließ bald darauf Italien ganz.

Johann Maria dachte nicht daran, gegen den von Genua heranziehenden Facino Cane eine Vertheidigung zu versuchen. Er bat seinen Feind um Frieden, führte ihn selbst im Triumphe in die Stadt, und übergab ihm am 6. October 1409 die Zügel des Staats. Es scheint, als ob er damals wirklich von seiner Unfähigkeit zur Regierung überzeugt gewesen sei; diese Selbsterkenntniß, wenn sie überhaupt je vorhanden war, hielt indessen nicht lange an, und kurze Zeit später war er mitten in einer welfischen Verschwörung gegen Facino Cane. Die Fäden wurden so gut gelegt und geleitet, der bedrohte Feldherr war so sorglos, daß er ohne eine Voreiligkeit seines Feindes verloren gewesen wäre. An dem zu seiner Verhaftung bestimmten Tage ritt Facino auf das Schloß, wo ihm die Schlinge gelegt war, und war bereits im zweiten Hofe. Da konnte Johann Maria seinen Jubel nicht länger zurückhalten und rief von oben: „Jetzt bist Du mein Gefangener!" Dies hören, sein Pferd herumwerfen, die Straße, das nächste Stadtthor im vollsten Rosseslauf gewinnen, war für Facino das Werk weniger Augenblicke. Von Rosale, wo er nichts zu befürchten hatte, ließ er seine drohende Stimme hören, und sogleich demüthigte sich Johann Maria mit Entschuldigungen, Bitten und Betheuerungen auf die unerhörteste Art. Facino ließ sich erweichen, traf aber seine Vorkehrungen gegen die

Wiederholung solcher Ueberfälle. Auf drei Jahre zum Statthalter mit unumschränkter Gewalt ernannt, sicherte er erst die Hauptstadt für sich und zog gegen Pavia, die Stadt Philipp Maria Visconti's, den Zufluchtsort aller ihm feindlichen Mailänder. Eine Partei in der Stadt verschaffte ihm einen mühelosen Sieg; aber sie hatte ihre Hilfe zu bereuen. Bei seinem Einritt in die Stadt brach in Facino noch einmal die alte Natur des Bandenführers durch; sein Blick verfinsterte sich, als er sah, daß seine Soldaten die Häuser der Welfen bereits geplündert hatten. „Was bleibt denn mir?" herrschte er seinen Reisigen zu. „Welfen oder Ghibellinen, ich will meinen Antheil haben." Die ganze Nacht wurde geplündert; Philipp Maria entschlüpfte in dem Tumult in das feste Schloß, wo er sich freilich nach wenigen Tagen ergeben mußte. (Im Frühling des Jahres 1411.)

Jetzt der Personen beider Söhne Johann Galeazzo's versichert, setzte Facino die jungen Fürsten auf gewisse, verhältnißmäßig schmale Einkünfte, nahm die Verwaltung der Finanzen, die Regierung an sich, und befestigte sich so, daß er daran denken konnte, sich zum Herzog der Lombardei zu machen. Pandolf Malatesta, der Herr von Brescia und Bergamo, hinderte ihn in seinen Entwürfen allein noch, und diesem galt sein nächstes Unternehmen. Bei der Belagerung von Brescia erkrankte er plötzlich an zurückgetretener Gicht und ließ sich halb todt nach Pavia bringen. Man erfuhr in Mailand, daß er hoffnungslos darniederliege, und die dortigen Ghibellinen fürchteten, daß Johann Maria nach dem Tode ihres mächtigen Hauptes eine fürchterliche Rache an ihnen nehmen werde. Um nicht getödtet zu werden, beschlossen sie, zu tödten; die Leute zu einem solchen Unternehmen fanden sich. Die That sollte bei der Morgenmesse geschehen, die der Herzog in der Kirche des heiligen Gothard zu hören pflegte. An dem verabredeten Tage übernahm einer der Verschworenen den Oberbefehl über die Leibwache; die übrigen stellten sich in der Kirche auf und stießen den Herzog nieder. Das Volk jubelte; einstimmig beschloß man, dem Jagdherrn den Jäger nachzuschicken, und vollzog auf der Stelle den Spruch, der den Hundewärter Squarcia Girami verurtheilte, an seiner Hausthür aufgehängt und in eine Kloake geworfen zu werden. (16. Mai 1412.) Die Kunde des Geschehenen

erreichte Pavia in wenigen Stunden und beschleunigte den Tod Facino Cane's, der noch an demselben Tage erfolgte. Den Visconti beerbte Johann Karl, ein Vetter Estorre Visconti's, des Hauptmanns ohne Furcht, des Bandenführers Philipp Maria Visconti's, der mit der Hand von Facino's Witwe, Beatrice Tenda, alle Gebiete des ersten Mannes und 400,000 Ducaten gewann. In den ferneren Schicksalen dieser Frau entrollt sich uns ein Schaudergemälde, wie Dante's göttliche Comödie deren so manche enthält. Die Vierzigjährige wurde von dem Zwanzigjährigen auf das Verächtlichste behandelt; doch ließ er ihr das Leben, bis er eine jüngere Dame, Agnes von Maino, zu heirathen wünschte. Nun beschuldigte er Beatrice des ehebrecherischen Umgangs mit einem Musiker an seinem Hofe, ließ Beide verhaften, auf die grausamste Weise foltern und nach erlangtem Geständniß hinrichten. (September 1418.)

In der Zeit, in welche die Unruhen in der Lombardei fallen, starb Alberich von Barbiano auf einem Schloß im Gebiete von Perugia, an einem Blasenleiden. Zwei Zöglinge ersetzten ihn — Braccio und Sforza.

Zu Cotignola in der Romagna, einem Besitzthum John Hawkwood's, lebte ein ehemaliger Soldat, der sich einen guten Namen gemacht hatte, auf seinem kleinen Familiengute. Er hieß Attendolo. Nachdem er geheirathet hatte, wurde das Gut für die Familie zu klein; denn nicht weniger als einundzwanzig Söhne gebar ihm seine Frau Elisia de' Petracini, von denen freilich nur drei das reife Mannesalter erreichten. Der Sohn, der für uns Interesse hat, erhielt in der Taufe den Namen Jakob.*) Dieser entlief in seinem zwölften Jahre seinen Eltern und schloß sich an eine Waffengesellschaft an. Die näheren Umstände werden gewöhnlich so erzählt. Eines Tages zogen einige Fähnlein Boldrino's von Panigale in der Nähe von Cotignola vorbei, und stießen, wie sie durch die Felder ritten, auf einen jungen Bauer, der mit einem Karst das Feld bearbeitete. Sie fragten ihn nach dem Wege und fanden an seinen schnellen, munteren Antworten, an seinen kräftigen

*) 1369 ist sein Geburtsjahr, der 28. Mai der Tag seiner Geburt.

Gliedern, an dem stolzen Ausdruck seiner Züge ein solches Gefallen, daß sie ihm vorschlugen, er möge sich ihnen anschließen. Dem Jüngling gefielen die schmucken Reiter; aber er hatte noch seine Bedenken; und übertrug dem Zufall die Entscheidung. In der Nähe stand eine Eiche; in deren dichte Zweige warf er seinen Karst empor, sich gelobend, sein Geschäft nicht zu verlassen, wenn sein Werkzeug oben hängen bleibe. Es fiel herab, und Jakob Attendolo erkannte diese Entscheidung des Zufalls freudig an. Mit einem Pferde, das er heimlich aus dem Stalle seines Vaters zog, schloß er sich den Reitern an, und diente als Bube einem Kriegsmann aus Spoleto, den die Kameraden mit dem Spottnamen Trübsal bezeichneten. Nach vier Jahren, als er bereits ein tüchtiger Pferdebändiger geworden war, kehrte er nach Hause zurück.

Cotignola hatte eben eine kleine Fehde, die von den Familien Attendolo und Pasolini ausgefochten wurde. Man vertrug sich schließlich; die kriegerische Aufregung hatte aber ihre Nachwirkungen, sodaß Attendolo, der als Werber gekommen war, gute Geschäfte machte. Durch den Verkauf einiger Acker Landes verschaffte man sich Geld, und konnte sich mit Pferden und Waffen versehen. Es waren lauter nahe Verwandte, die sich dem Werber anschlossen: seine Brüder Bartolo und Franz mit dem Beinamen der Zankteufel, seine Vettern von Vatersseite: Bosio, Foschino, Lorenz und Michael, sein Vetter von mütterlicher Seite Santoparente de' Peracini. Mit diesen Sieben schloß sich Attendolo den Fahnen Alberich's von Barbiano an, und diente später unter Broglia. Von stärkstem Körperbau, gewandt, zu dem gewagtesten Unternehmen jederzeit bereit, enthaltsam in der Liebe, im Trunk und im Schlaf, machte er sich den Feinden furchtbar. Bei seinen Kameraden war er nicht beliebt, ja verhaßt, und nicht blos deshalb, weil es das Geschick aller außerordentlichen Menschen ist, der Gewöhnlichkeit unbequem zu werden. Es war auch sein wilder Stolz, der ihn bei der Genossenschaft in einen üblen Ruf brachte, und dieser Eigenschaft entstammt sein Kriegsname, der als Familienname so berühmt geworden ist. Eines Tages stritt er mit zwei Kameraden, die mit den hübschen Beinamen Tarantel und Skorpion vorgeführt werden, über ein Beutestück, wobei ein Lärm gemacht wurde, der Alberich von Barbiano in

Person auf den Platz führte. Der Großkronfeldherr Neapels war eine Autorität, bei deren bloßem Erscheinen alles verstummte; in diesem Falle bewährte sich die Regel indessen nicht. Attendolo behauptete sein Recht, und wies jeden Vergleich mit beiden Händen von sich. Alberich war ganz erstaunt. „Wie," rief er aus, „auch mir willst Du trotzen? Wohl, so sollst Du den Namen Trotz (sforza) führen." Von diesem Augenblick an hieß Jakob nicht mehr Attendolo, sondern Sforza.

In den neapolitanischen und lombardischen Kriegen, die er unter Alberich und Broglia mitmachte, erwarb sich Sforza einen Ruf, der ihm gestattete, in Gemeinschaft mit seinem Vetter Lorenz eine eigene Truppe anzuwerben. Die Vertheidigung von Perugia gegen die Mailänder erwarb ihm die Achtung von Freund und Feind; die Gemeinde decretirte ihm ein Geschenk von mehreren Silbergefäßen, und als die Stadt sich ergeben hatte, nahm ihn der mailändische Herzog mit doppeltem Sold in seinen Dienst. Da er noch zu schwach an Leuten war, um allein eine Truppe bilden zu können, so vereinigte er sich mit einem gewissen Perino von Tortona. Beide sollten mit gleichem Range neben einander stehen; aber der gewaltige Sforza wurde dem unbedeutenden Perino unbequem, und da dieser dem größeren Gefährten auf andere Weise nicht beikommen konnte, so verleumdete er ihn. Des Verraths an Mailand angeklagt, floh Sforza mit funfzig Lanzen nach Toscana, und verdingte sich den Florentinern zu sechsmonatlichem Dienst. Während er im Dienste der Republik stand, wurde ihm von einer Frau, Lucia von Terzano, die er als seine Beischläferin bei sich hielt, zu S. Miniato am 23. Januar 1401 in der vierundzwanzigsten Stunde sein Sohn Franz geboren.

Seine ersten Waffenthaten für Florenz verrichtete Sforza bei dem Römerzuge des Königs Ruprecht. Er legte dabei so viel Tapferkeit und Geschick an den Tag, daß Ruprecht ihm zu seinem ursprünglichen Wappenzeichen, welches ein Quittenapfel war, den aufgerichteten Löwen verlieh, den er selbst im Wappen führte. Der zweite Feldzug, an dem er Antheil nahm, wobei es Bologna galt, endete gleichfalls unglücklich, und zwar hauptsächlich durch die Schuld Angelo Lavello's mit dem Beinamen Tartaglia (der Stammler), der aus Haß und Neid ge-

gen Sforza den Bolognesen eine Brücke überließ, welche ihm zur Bewachung übergeben war, sodaß jene das florentinische Heer überfallen und sprengen konnten. Sforza machte die böse Niederlage nach Möglichkeit gut, indem er die einzelnen Heerhaufen sammelte und nach Toscana zurückführte, wofür er von Florenz die Erlaubniß erhielt, seine Truppe auf 500 Pferde zu vermehren. Beide Gegner, Tartaglia und Sforza, zogen darauf gemeinschaftlich unter den florentinischen Fahnen gegen Pisa. Im Anfange war ihre Feindschaft für sie ein Stachel, sich einander mit tapfern Thaten zu überbieten. Das Heer lagerte auf dem linken Arnoufer; auf der andern Seite hatte man nur einen vorgeschobenen Posten, der ein Schanzwerk anlegen sollte, um den Pisanern die Straße zu sperren. Die Erdarbeiten waren im besten Gange, als plötzlich der Arno von Gewitterregen hoch anschwoll und die Verbindung zwischen beiden Ufern aufhob. Ein Kriegsrath erwog, was nun zu thun sei, und kam nach langen Verhandlungen zu dem Schlusse: das jenseitige Schanzwerk, ehe die Pisaner einen Angriff darauf unternähmen, zu räumen und der Erde gleich zu machen. Sforza hatte zu diesen Erörterungen geschwiegen; als er den Beschluß hörte, stand er auf und erbot sich, die Bewachung der Schanze zu übernehmen. Man hielt ihn beim Worte, und Sforza nahm zwei Diener, bestieg mit ihnen einen Kahn und steuerte gleichmüthig in die wirbelnden Wellen hinaus. Sein Schiffchen hatte noch nicht die Strömung erreicht, als Tartaglia schon in einem zweiten Kahn war. Das Heer sah theilnehmend zu, wie Beide mit Anstrengung aller Muskeln gegen den wüthenden Strom arbeiteten und doch kaum, weit abwärts getrieben, das andere Ufer erreichten. Dort war große Noth; denn man sah von der halbvollendeten Schanze aus die Pisaner in hellen Haufen anrücken. Die wenigen Soldaten, die zur Beaufsichtigung der schanzenden Bauern anwesend waren, gaben sich verloren, als Sforza und Tartaglia ankamen, Soldaten und Bauern eine Schlachtlinie bilden ließen und keck aus der Schanze zogen, den Feinden entgegen. Diese, die den geordneten Haufen ankommen sahen, meinten, das florentinische Heer habe Mittel gefunden, über den Strom zu kommen, und zogen sich eilends in die Stadt

zurück. Die Schanze konnte nun vollendet werden und ihre Dienste thun, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden.

Die Nebenbuhlerschaft der beiden Feldherren erzeugte noch manche mit Eifer vollführte Diensthandlung, bald aber artete sie in einen Haß aus, der die Unternehmungen lähmte. Sforza warnte, daß sein Gegner das vor Bologna getriebene Spiel wiederholen könne; Tartaglia behauptete, daß der Andere einen Vergiftungsversuch gegen ihn gemacht habe. Beide hatten ihren Anhang, und es war nahe daran, daß das Lager der Belagerer sich selbst bekämpft hätte, als Gino Capponi, der florentinische Bevollmächtigte, dessen Bürgertugenden und kriegerische Eigenschaften Achtung erheischten, einen Vergleich zu Stande brachte, wonach Tartaglia die Belagerung der Stadt von der einen, Sforza von der andern Seite übernahm. Auch mit dieser Veränderung kam man gegen die Stadt nicht weiter, so begierig die Söldner nach dem versprochenen Lohn für einen glücklichen Sturm waren, der in nichts Geringerem bestand, als in 100,000 Goldgulden für das ganze Heer; einem doppelten Monatssold für jeden Einzelnen; der Plünderung Pisas; Waffen und Kleidern nach Gefallen. Aber der Hunger arbeitete innerhalb der Mauern für die Belagerer. Nachdem die Pisaner längere Zeit von Gräsern, getrockneten Kräutern und ekeln Nahrungsmitteln gelebt hatten, ergaben sie sich auf Vertrag. (9. October 1406.) Die Söldner verlangten nun ihren Lohn, wenigstens die Plünderung der Stadt, und es bedurfte des ganzen Ansehens Gino Capponi's, um sie von ihrer Forderung abzubringen. Da jeder Hauptmann mit seinem Kopfe für die kleinste Ausschweifung seiner Leute haften mußte, so ging der Einzug ruhig vor sich. Der Groll der Soldaten verwandelte sich in Mitleid, als sie durch die menschenleeren Straßen zogen und die Jammergestalten sahen, die aus den Fenstern mit gehobenen Händen nach Brod riefen. Sie warfen ihren ganzen Vorrath hinauf, und manches Stück Brod, zu gierig verschlungen, brachte einem ausgehungerten Menschen den Tod.

Triumphirend kehrte Sforza nach Florenz zurück, wo er mit einem Jahrgehalt von 500 Goldgulden abgelohnt wurde. Da Toscana jetzt in Frieden lebte, nahm er das Erbieten an, mit 250 Lanzen in den

Dienst der Liga zu treten, die sich unter der Anführung des Markgrafen Este gegen Ottobuono Terzo gebildet hatte. Dieser Bandenführer war, nachdem er sich in den Besitz von Parma gesetzt hatte, so rücksichtslos gegen seine Unterthanen und seine Nachbarn aufgetreten, daß sich alles zu seiner Vertreibung vereinigte. Sforza führte das Heer, das, trotz seiner Erbitterung und der Tüchtigkeit seines Anführers dennoch zu keinem entscheidenden Resultat gelangte. In einer Schlacht, die im November des Jahres 1408 stattfand, ersah Sforza seinen Feind Terzo im Getümmel, ritt ihn an, warf ihn vom Pferde und stand schon mit gehobenem Schwert über ihm, als ein neuer Feindesschwarm ihn abzulassen zwang. Die Schlacht ging für ihn verloren; sein Vetter Michael Attendolo und dreißig seiner liebsten Genossen geriethen in Gefangenschaft. An diesen nahm Ottobuono Terzo eine feige Rache, marterte sie mit Hunger und Schlägen, und wollte sie im dunkeln Verließ langsam verderben lassen. Vier Monate hatten die Gefangenen ihre Pein getragen, da brachen sie, einen glücklichen Zufall benutzend, aus ihrem unterirdischen Kerker und erreichten glücklich die befreundeten Fahnen Sforza's. Mit ihm schworen sie dem Terzo Rache, wie sie immer dazu gelangen könnten, mit List oder Gewalt, nur daß die Strafe eine vollständige sein müsse.

In demselben Frühjahr noch verlangte Terzo von dem Markgrafen eine Unterredung, in der man sich über die Bedingungen eines guten Friedens verständigen könne. Als Ort der Zusammenkunft wurde ein Feld neben der von Reggio nach Rubiera führenden Straße gewählt, und man verabredete als nähere Bedingung, daß jeder Theil nur eine bestimmte Anzahl von Leuten, keine Schwerbewaffnete, mit sich bringen dürfe. Ottobuono Terzo, dem man gleichwohl eine hinterlistige Absicht zuschreiben will, hielt den Vertrag; der Markgraf wurde demselben untreu. Unfern jenes Feldes lag ein Gehölz, das sich wegen seines dichten Waldwuchses und mehrerer Vertiefungen des Bodens zu einem Hinterhalt eignete. Hierher ließ der Markgraf heimlicher Weise Rüstungen und Waffen bringen, und dann mußten Soldaten in verschiedenen Verkleidungen einzeln gehend, in dem Wäldchen sich verstecken und waffnen. Alle waren auf ihren Posten, als Terzo mit der verabredeten Zahl von

Begleitern sich zeigte. Er war ohne Schutzwaffen, mit einem leichten Degen an der Seite, und ritt ein kleines Pferd; auch der Markgraf trug gewöhnliche Kleidung; aber Sforza, der sich unter der sehr zahlreichen Begleitung befand, saß auf einem Schlachtroß und war vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet. Terzo, der ihn nach dem Grunde fragte, erhielt zur Antwort: „Es ist meine Gewohnheit, mich nie von meinen Waffen zu trennen." Nun begannen die Verhandlungen. Inzwischen galoppirte Sforza hin und her, indem er sein Pferd heimlich spornte und bald hier bald dort zwischen die Gruppen hineinsprengte, als ob er des Thieres nicht Meister sei. Sobald er mit den Sprüngen seines Pferdes Terzo nahe gekommen war, zog er sein Schwert und führte einen so gewaltigen Stoß, daß sein Feind durch und durch gestochen und auch noch sein Thier tödtlich verwundet wurde. Den vom Pferde Gestürzten tödtete Michael Attendolo vollends mit unzähligen Streichen. Die Begleiter Terzo's wurden von den aus dem Wäldchen herbeieilenden Söldnern zu Gefangenen gemacht. An der Leiche, die als Trophäe nach Modena gebracht wurde, sättigte sich noch die wilde Rache: Verbannte aus Reggio und Parma zerrissen sie mit den Zähnen. Sforza eroberte darauf dem Markgrafen die beiden Städte und erhielt zu seinem Antheil Schloß und Gebiet von Montecchio in der Nähe von Parma.

So glücklich Sforza sich von Stufe zu Stufe emporschwang, so unglücklich begann sein Freund und Waffenbruder in Barbiano's Heer die kriegerische Laufbahn. Andreas Braccio von Montone stammte aus einem gräflichen Geschlecht, das vielleicht auf Franz Fortebraccio von Montone zurückzuführen ist, der nach der sanesischen Chronik im Jahre 1343 Feldhauptmann von Siena war. Andreas Braccio entsproß aus der Ehe Addo's von Montone mit Jakobe vom Geschlecht der Montemellini, und war der jüngste von drei Brüdern. Er war am 1. Juli 1368 geboren, mithin nicht ganz ein Jahr älter als Sforza.*) In Perugia, wo er aufwuchs, hielt er zu den Ghibellinen und wurde mit diesen, als die welfische Partei die Oberhand bekam, aus der Stadt vertrieben. Arm, mit zwei schweren Wunden in Arm und Fuß, stand

*) Campani, Vita Bracchii; nach dieser Quelle auch das Uebrige.

er in der Welt, und wählte gezwungen das Handwerk des Söldners. Bei Alberich von Barbiano fand er Sforza, dessen Zeltbruder er wurde, verließ aber schon 1405 die Fahnen des berühmten Großkronfeldherrn, um in den Parteiungen und Fehden des Kirchenstaats sein Glück zu suchen. Der Zeitpunkt schien günstig gewählt zu sein, und auch von dem Feldherrn, dem er sich anschloß, durfte er sich viel versprechen, da Mostarda von Forli der berühmteste der päpstlichen Bandenführer war. Aber Braccio stand noch auf der Schattenseite des Lebens: zwei Tage, nachdem er zu Mostarda gestoßen war, brach in Rom ein Aufstand aus, der Feldherr fiel und das Heer zerstreute sich. Mit nur sieben Gefährten gedachte Braccio nach Viterbo zu gehen, und sich dem dorthin geflüchteten Papst vorzustellen. Mit welcher Noth er auf dem Wege zu kämpfen hatte, geht daraus hervor, daß er einem Landmann, der ihn für eine Nacht aufgenommen hatte, keine andere Bezahlung bieten konnte, als sein Kleid. Der ehrliche Bauer wies die Gabe zurück, beschenkte seinerseits den Gast mit einigem Geld, und gab ihm ein Zeichen mit, dessen Vorzeigung Braccio bei dem Sohne des Mannes ein zweites freies Nachtlager verschaffen werde. In seinem Unglück erschien ihm sein Plan, vom Papst einen eigenen Befehl zu erbitten, so vermessen, daß er umkehrte und sich nach Florenz wandte. Auf dem Marsche dahin, in Foligno, traf ihn ein neues Unglück: eine Feuersbrunst vernichtete seinen kleinen Besitz, Kleider, Waffen, Pferde. Die Mildthätigkeit der Bürger half aus; in guter Ausrüstung traf er wieder zu Alberich, und erhielt den Befehl über zwölf Pferde. In dem Kriege, den der Großkronfeldherr in der Romagna gegen die päpstlichen Legaten führte, fand Braccio endlich die Gelegenheit zur Auszeichnung, nach der er so begierig war. Es handelte sich darum, das Heer über den Reno zu bringen, was bei der Nähe des päpstlichen Heeres und wegen der hohen steilen Flußufer kein leichtes Unternehmen war. Die besten Feldhauptleute und Alberich selbst waren in rathloser Verlegenheit, wie die Schwierigkeit zu besiegen sei, da trat Braccio in das Zelt, wo jene beriethen, und machte auf eine Flußbiegung aufmerksam, die man mit Wall und Graben befestigen und mit einem Theil des Heeres vertheidigen könne, während der andere Theil drei Brücken über den Fluß schlage. Der glän-

zende Erfolg dieses Raths setzte Braccio bei Alberich so in Gunst, daß er 150 Pferde und die Erlaubniß erhielt, die eigenen Feldzeichen des Feldherrn zu führen. Alberich hatte, als er über den Reno ging, im Sold des Markgrafen Este gegen Venedig kämpfen wollen; doch war der letztere inzwischen so ins Gedränge gekommen, daß er nichts zu unternehmen wagte, wenigstens nicht offen. Wir haben schon an mehreren Beispielen gesehen, welches Auskunftsmittel in solchen Lagen ergriffen wurde. Der Markgraf that nichts Neues, als er Frieden zu halten versprach und gleichzeitig Alberich bestimmte, eine auserwählte Truppe unter bewährten Hauptleuten gegen die Venetianer zu schicken. Alberich wählte Braccio, Lorenz von Cotignola und einen Dritten, der Rothe genannt, zu Hauptleuten, und bestimmte, daß jeder abwechselnd einen Monat lang als Oberbefehlshaber fungiren solle. Die Soldaten gaben bald dem eben so tapfern als freundlichen Braccio den Vorzug; darüber ergrimmten die beiden Andern, und schilderten ihn in Briefen an Alberich als einen Mann, der den Oberbefehl in verrätherischer Absicht ganz an sich reißen wolle. Barbiano beschied alle Drei vor sich, und überzeugte sich von Braccio's Unschuld, ließ sich aber bald darauf von dem Rothen und dessen Genossen seinen Argwohn aufs Neue so bestärken, daß er Braccio's Tod beschloß.

Der Ueberfall sollte Nachts geschehen; die Mörder waren gefunden; aber zum Glück wußte Alberich's Gattin, die Braccio wohlwollte, um den Anschlag. Durch sie gewarnt, verließ Braccio sein Lager, das eine Stunde von jenem des Großkronfeldherrn entfernt war, und ritt mit seinen Leuten zu den Päpstlichen. Der Verlust eines solchen Hauptmanns rief neue Erörterungen hervor; die siegreiche Macht der Wahrheit wurde geltend, und der Geflüchtete erhielt dringende Aufforderungen zur Rückkehr, mit den lockendsten Anerbietungen. Er antwortete: „Ich weiß, daß ich Euch nie ein Unrecht zugefügt, wohl aber manches durch Euch erlitten habe. Wer den Tod eines treuen Dieners und Soldaten anordnen kann, ohne nur seine Gegenrede anzuhören, der verdient weder Treue, noch Liebe. Ich bin von Euch gegangen für immer. Euch bleiben Stützen genug: die Klatschereien des Lorenz von Cotignola und die verleumderischen Zuträgereien des Rothen."

Braccio hatte sich den Päpstlichen nur auf eine kurze Frist verdungen. Als der Termin abgelaufen war, pflanzte er seine eigenen Feldzeichen auf und hatte bald 800 Reiter um sich, mit denen er von Imola einen Tribut erzwang und sein heimathliches Perugia zu befehden sich anschickte. Die schon begonnenen Feindseligkeiten unterbrach eine Gesandtschaft von Rocca Contratta, die ihm die Schutzherrschaft ihrer Stadt anbot, wenn er den Markgrafen von Fermo von den Mauern abtreiben wolle. Braccio nahm die Einladung an, marschirte in Eilmärschen dem belagerten Ort zu Hilfe, vertrieb die Feinde und wurde zum Dank als Schutzherr ausgerufen. Er umgab Rocca Contratta mit neuen Mauern, legte eine stehende Besatzung hinein und hatte nun die Grundlage gewonnen, von wo seine Macht sich erweitern ließ. In der nächsten Zeit unterwarf er die benachbarten Schlösser und Burgen, machte Camerino frei und verpflichtete Fano, Ancona und Cingoli zu freundlichem Vernehmen und Entrichtung eines Tributs. Der Markgraf von Fermo, der diese wachsende Macht unterdrücken wollte, wurde mit seinen 3000 Reitern bei Monte Conscio so derb geworfen, daß er eilig eine Gesandschaft schickte und sich zu ewigem Frieden, zu aufrichtiger Freundschaft erbot. Im Beginn des Jahres 1408 hatte sich Braccio zu einem Herrn aufgeschwungen, dessen Freundschaft Jedermann werth, dessen Feindschaft Niemand gleichgiltig sein konnte.

Achtes Kapitel.

Ladislaus von Neapel will den Kirchenstaat und Florenz erobern. — Braccio und Sforza retten Mittelitalien. — Ludwig II. kommt nach Italien, Schlacht am Garigliano. — Sforza in neapolitanischen Diensten, Tod des Königs Ladislaus. — Johanna II. von Neapel und Jakob von Bourbon. — Sforza im Gefängniß, woraus seine Schwester Margaretha ihn befreit. — Braccio unterwirft sich Perugia. — Neapolitanische Fehden, Ludwig III. von Anjou, Alfons V. von Aragonien, Sforza gegen Braccio. — Braccio belagert Aquila; auf dem Zuge gegen ihn ertrinkt Sforza im Flusse Pescara.

Die größeren Begebenheiten, die wir jetzt zu erzählen haben, stehen mit den Thronstreitigkeiten in Neapel und mit dem großen Schisma in nächster Verbindung. Ladislaus, der Sohn und Erbe des in Ungarn ermordeten Königs Karl von Durazzo, hatte, wie sein Vater, die angiovinische Partei gegen sich, deren Seele Maria von Blois, die Mutter des französischen Kronprätendenten, Ludwig's II. von Anjou, war. Von dem Augenblicke an, als er von dem Cardinallegaten des Papstes Bonifacius IX. gekrönt wurde (29. Mai 1390), hatte König Ladislaus die Kämpfe, die schon seine Mutter für ihn geführt hatte, im eigenen Namen aufzunehmen. Ganz dem wankelmüthigen Charakter der Neapolitaner angemessen, wechselte das Kriegsglück Jahre lang in der seltsamsten Weise, sodaß bald eine Partei auf den Besitz weniger Schlösser beschränkt war, bald die andere nur noch auf einem kleinen Raum, hart an das Ufer des Meeres gedrängt, sich behauptete. Eine päpstliche Entscheidung (vom 1. Juni 1398), auf die sowohl Ladislaus, als der größere Theil der zu Anjou haltenden Barone, sich berufen hatten, brachte endlich König Ladislaus in entschiedenen Vortheil. Die Barone erklärten sich wegen der Vortheile, die ihnen jener Urtheilsspruch brachte, einer nach dem andern für den Sohn Karl's von Durazzo. Ludwig von Anjou, durch Sorglosigkeit und Unthätigkeit in der Achtung tief gesunken, verließ das Königreich, und Ladislaus ging nach Ungarn, dessen Krone er erhielt. Einzelne Barone setzten den Kampf zwar noch fort; aber ihr Widerstand diente nur dazu, den König um so fester auf dem Throne zu stellen, da

er sie besiegte, ihre Güter einzog und seine Anhänger damit belohnte. Tarent war die einzige zu den Anjous in Verbindungen stehende Besitzung, die sich nicht mit Gewalt unterwerfen ließ. Erst als Ladislaus 1406 mit der Witwe des letzten Fürsten von Tarent, Raimund von Orsini, sich vermählte, kam er in den Besitz. Für die arme Königin war es nun mit den Flitterwochen ihrer Ehe vorbei; drei ganze Tage hatte Ladislaus sie als seine Gemahlin behandelt; von da an hielt er sie als seine Gefangene.

Der Sorge um sein Reich vorläufig ledig, beschäftigte sich Ladislaus in selbstsüchtiger Absicht mit der großen Kirchenspaltung. Da die Päpste in Avignon für das Haus Anjou waren, dem fast die ganze Provence gehorchte, so stellte er sich auf die Seite der römischen Päpste. Bonifacius IX. war am 1. October 1404 zu Rom gestorben; zu seinem Nachfolger war Innocenz VII. unter der Bedingung gewählt worden, daß er seine Würde niederlegen wolle, sobald der Gegenpapst in Avignon dasselbe thue. Die Wiedervereinigung der Kirche war im Interesse Italiens, dessen Ruhe von Avignon aus fortwährend gestört wurde; Ladislaus konnte durch ein solches Ereigniß leicht in Gefahr gerathen; denn wie leicht war es möglich, daß, wenn beide Päpste abdankten, die Neuwahl einen der französischen Partei ergebenen Mann traf! Innocenz hatte sein Versprechen nicht aufrichtig geleistet, und Ladislaus brachte ihn daher ohne große Mühe zu der Erklärung: nur wenn des Königs Ladislaus Recht auf Neapel vollständig anerkannt werde, halte er sich durch sein Wort zur Niederlegung gebunden. Innocenz hatte sein Interesse an jenes des Königs nicht ohne den Hintergedanken geknüpft, daß er auf diese Weise das von den Päpsten beanspruchte Oberhoheitsrecht werde behaupten können; Ladislaus seinerseits brachte zu dem Bündniß den geheimen Plan mit, in Rom eine Partei zu gewinnen und den Papst ganz in seine Gewalt zu kommen. Wie es unter solchen Verhältnissen nicht anders sein konnte, entzweiten sich die Verbündeten vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Freundschaft; Ladislaus erregte in Verbindung mit den römischen Ghibellinen Unruhen, die den Papst zu der oben erwähnten Flucht nach Viterbo nöthigten, Innocenz entzog ihm das Amt eines Grafen der Campagna und Maritima. Obgleich Innocenz mit Ladislaus,

den er sogar zum Bannerherrn der Kirche ernannte, versöhnt starb, so hatten die Treulosigkeiten des Neapolitaners doch so schnell ihren Fortgang genommen, daß der neue Kirchenhirt, Angelo Corraro aus Venedig, als Papst Gregor XII. genannt, sehr auf seiner Hut war. Auch dieser Papst hatte die Verpflichtung der Abdankung, gemeinschaftlich mit seinem Gegner Benedict XIII. in Avignon, übernommen, und es sollte nun ein Kirchencongreß zur Entscheidung ausgeschrieben werden. Damit ging es, wie gewöhnlich bei Versöhnungsversuchen zwischen erbitterten Gegnern, deren einzige Folge die zu sein pflegt, daß der Riß größer wird und neues wildes Fleisch in der Wunde wächst. Sowohl Gregor als Benedict wollten ihr Concil für sich haben; eine dritte Partei, die zahlreichste von allen, war für eine allgemeine Kirchenversammlung thätig, die in Pisa abgehalten werden sollte. Für dieses allgemeine Concil waren die Wünsche Aller, die es mit der Kirche und mit Italien redlich meinten; war die Kirchenspaltung beseitigt, so versiegte auch die giftige Quelle innerer Zwistigkeiten, die das Schisma für den Kirchenstaat und die ganze Halbinsel des Apennins geöffnet hatte. Aus diesem Grunde waren die Florentiner für, Ladislaus gegen Pisa.

Noch waren die feierlichen Ausschreiben in Pisa nicht erlassen, als König Ladislaus bereits mit 15,000 Reitern und 8000 zu Fuß gegen Rom im Anmarsch war. Von Ostia aus schickte er Boten und 14,000 Goldgulden an Braccio, daß dieser sich mit ihm vereinige. Um den tapfern Condottiere durch die Größe des Unternehmens zu gewinnen, theilte er ihm offen mit, daß er Rom und Florenz mit seinen Staaten vereinigen wolle. Eine stark vibrirende Saite in Braccio's Brust schlug die Zusage an, daß er der Herr seiner Vaterstadt Perugia werden solle. So lockend diese Aussicht war, so wollte der Feldherr in einer so wichtigen Sache doch nicht allein handeln und berief vielmehr seine Hauptleute zur Entscheidung. Als sie zustimmten, vertheilte er die 14,000 Goldgulden unter die Geschwader, brach seine Zelte ab, beunruhigte den erhaltenen Befehlen gemäß Todi und Perugia, damit sie Rom keine Hilfe leisten könnten, und nahm mit seiner Hauptmacht eine Stellung, in der er den Marsch der Neapolitaner gegen Toscana begünstigen konnte.

Die Fortschritte des Königs erfolgten nämlich so rasch, daß der Kirchenstaat als unterworfen gelten konnte. Am 25. April 1408 öffneten sich die Thore von Rom für Ladislaus, der mit goldenem Schlüssel anpochte; in der nächsten Zeit ergaben sich Rieti, Narni, Amelia und Assissi demselben Belagerungsgeschütz. Die Ghibellinen kehrten nach Rom zurück, wo Paul Orsini, vor Kurzem noch päpstlicher Feldhauptmann, die neapolitanische Besatzung eingelassen hatte. Auf diese Hilfe gestützt, das im Schisma tödlich verwundete Papstthum verachtend, warf Ladislaus die Maske ab, indem er die höchste weltliche Macht (**Dominium plenum**), sowie der Papst sie besessen habe, für sich beanspruchte. In derselben Zeit unterwarf sich ihm Perugia unter einer Bedingung, die er unbedenklich genehmigte. Diese Bedingung bestand darin, daß Ladislaus die Stadt gegen ihre Verbannten schütze und Braccio, den gefährlichsten von allen, zum Tode führen lasse. Plötzlich wurde nun dieser nach Rom beschieden, um seinen Rath zu ertheilen, welcher Feldzugsplan zunächst zu befolgen sei. Braccio, der unmöglich ahnen konnte, daß seine ersten Dienste gleich mit dem Tode bezahlt werden würden, war im Begriff, dem Befehl zu folgen. Zu rechter Zeit erhielt er eine Warnung, die ihm ein Freund aus der nächsten Umgebung des Königs zukommen ließ, und entschuldigte sich mit einer Krankheit. Ladislaus bestärkte jetzt selbst den Argwohn seines Feldherrn dadurch, daß er den Grafen von Troia (Peretto de Andreis von Ivrea) gegen ihn ausschickte und ihn von diesem in Jesi belagern ließ.

Gewaltige Rüstungen zu Wasser und zu Lande bereiteten im Winter von 1408 zu 1409 den Kriegszug gegen Toscana vor. Die Florentiner waren so von Kriegsmitteln entblößt, daß sie im April 1409, als der Neapolitaner schon mit 15,000 Pferden und vielem Fußvolk auf sanesischem Gebiet stand, nicht mehr als 396 Lanzen, jede von drei Reitern, in ihrem Dienst hatten. Aber sie waren reich an Geldmitteln und durften deshalb um Truppen nicht verlegen sein. Ladislaus war ganz erstaunt, daß ihr Gesandter, Bartholomäus Valori, sein Verlangen, daß Florenz die nun in Pisa eröffnete Kirchenversammlung auflöse und seine Herrschaft im Kirchenstaate anerkenne, mit Festigkeit abwies. „Welche Waffen wollt Ihr denn meiner Macht entgegenstellen?“ höhnte

er. „Eure eigenen!“ antwortete der Florentiner, und seine Republik machte das Wort wahr. Paul Orsini, Sforza Attendolo, Braccio und viele minder bedeutende Führer wurden in Sold genommen, und Florenz schützte mit diesen rasch herbeigezogenen Truppen nicht blos die eigenen Grenzen, sondern versetzte den Krieg auch auf das feindliche Gebiet. Nun das Kriegsglück ihn verließ, suchte Ladislaus in der Versöhnung mit Gregor XII. eine neue Stütze, die ihm freilich wenig half, da die Kirchenversammlung von Pisa beide Päpste abgesetzt hatte, und der dort neuerwählte, angeblich einzige, in Wahrheit dritte Papst, Peter von Candia oder Alexander V., im Kirchenstaate Anhang fand. Gregor entfloh heimlich auf neapolitanischen Galeeren nach Gaeta; Ladislaus, aus den Grenzprovinzen vertrieben, hoffte wenigstens Rom zu behaupten, das aber am 31. December 1409 Paul Orsini die Thore öffnete.

Nach der Eroberung Roms überließen die Feldherren den vertriebenen König vorläufig seinem Schicksal und widmeten sich ihren eigenen Geschäften. Während Paul Orsini im Namen des Papstes Tivoli und Ostia einnahm, feierte Sforza Attendolo seine Vermählung mit Antonia, einer Tochter des Herrn von Cortona, verfolgte Braccio seine alten Pläne auf Perugia. Mit Hilfe seiner dortigen Freunde drang er in die Vorstädte, legte Leitern an die Mauern, und würde seine Absicht schon damals erreicht haben, wenn nicht Tartaglia, dem Perugia seine Vertheidigung anvertraut hatte, in einem unvermutheten Ausfall seine Leute in Verwirrung gebracht und ihn so zum Rückzuge gezwungen hätte. Da die bedrohte Stadt nun auch den Grafen von Carrara in ihren Sold nahm, so verminderte sich für Braccio die Hoffnung auf Erfolg. Er verlor darum seine Zeit nicht, wie er überhaupt darin vor allen Feldherren der Zeit sich auszeichnete, daß er schnell, als dürfe er um alles in der Welt keinen Augenblick verlieren, von einem Plan zum andern übersprang und im nächsten Moment mit einer Energie handelte, als verfolge er längst gehegte Entwürfe. Einen Theil seines Heeres fuhr er fort, zu gewinnbringenden Streifzügen gegen Perugia zu verwenden, mit einem andern Theil machte er sich Foligno tributpflichtig, setzte Bernhard von Varano als Herrn von Camerino ein und unternahm neben

alledem noch einen, wiewohl vergeblichen Sturm auf seine Stammburg Montone.

Die Ankunft Ludwig's II. von Anjou, den Florenz und der Nachfolger des Papstes Alexander, Johann XXIII., unterstützten, vereinigte die großen Bandenführer Braccio, Sforza und Orsini unter denselben Fahnen. Das Zusammenwirken dieser Drei verschaffte den angiovinischen Waffen das unbedingteste Uebergewicht, wie sich in der Schlacht am Ufer des Garigliano zeigte, in der Ladislaus mit seinem schönen Heer völlig unterlag. (19. Mai 1411.) Ueberschritten die Sieger den Fluß, um in kräftiger Verfolgung der Fliehenden vorzudringen, so fiel die Krone Neapels dem Anjou als reife Frucht vor die Füße. Sforza wollte so; allein Paul Orsini setzte sich dem mit aller Macht entgegen, und als der Andere Gewalt brauchen wollte, da tumultuirten die Soldaten insgesammt, entließen ihre Gefangenen und gaben ihnen sogar Waffen und Pferde zurück. König Ladislaus hatte sein Heer wieder, was er seiner rechtzeitigen Freigebigkeit verdankte, und war vor seinen Feinden um so sicherer, als diese in bitterster Feindschaft mit einander haderten. Orsini warf sich nach Rocca Contratta, wo Sforza ihn belagerte; Braccio kam dem Erstern zu Hilfe, und dies dauerte, bis Sforza, entweder aus Unmuth, mit einem Orsini derselben Fahne zu folgen, oder ebenfalls in einer goldenen Schlinge gefangen, zu dem Neapolitaner überging. Dieser Schlag traf empfindlich, da Ludwig von Anjou Italien wieder verlassen, und der Papst auf Sforza, der durch ihn mit seinem Geburtsort Cotignola belehnt worden war, sicher gerechnet hatte. Zur Strafe ließ der Papst eine Puppe verfertigen, die mit dem rechten Fuß an den Galgen gehängt und mit der Inschrift versehen wurde: „Ich bin Sforza, Bauer von Cotignola."

Der gerechte Argwohn, den Johann XXIII. gegen Paul Orsini hegte, daß er den Krieg absichtlich ohne Resultat in die Länge ziehe, beschleunigte den Abschluß des Friedens zwischen ihm und Ladislaus. (25. Juni 1412.) Der Haß des Papstes gegen seinen Feldherrn war so heftig, daß er in einem geheimen Artikel den König ermächtigte, ja aufforderte, Paul Orsini in der Mark Ancona, wo dieser Güter besaß, zu überfallen und gefangenzunehmen. Einen bessern Vorwand, im Kir-

chenstaate selbst ein Heer auf dem Kriegsfuße zu halten, hätte Ladislaus nicht finden können. Den Orsini überließ er seinem Feldherrn Sforza; er selbst sammelte ein zweites Heer, das von einer Flotte unterstützt wurde, und war plötzlich vor den Thoren von Rom. (31. Mai 1413.) Die Ghibellinen in der Stadt brachen eine Oeffnung in die Mauern, durch diese drang Tartaglia bei St. Croce ein, und Johann XXIII. ergriff die Flucht, voreilig, da die festeren und bewohnteren Theile der Stadt noch zu ihm hielten.

Nachdem auch Orsini neapolitanische Dienste genommen hatte, war nur noch Braccio zu bekämpfen. Dieser hatte sich in Todi eingeschlossen und vertheidigte sich mit gewohntem Muth, hatte aber mit Meutereien der Bürgerschaft so viel zu thun, daß er die Stadt, unter der Bedingung freien Abzugs nach Frattola, übergab. Kaum war er fort, so rief ihn die Bürgerschaft zurück, und eine zweite Belagerung begann, woran sich das ganze neapolitanische Heer unter Orsini und Sforza betheiligte. Trotz der feindlichen Uebermacht und trotzdem, daß die Belagerer aus Haß sich in Eifer überboten, behauptete Braccio ein gewisses Uebergewicht, indem er sich nicht in Mauern einschließen ließ und bei seinen furchtbaren Ausfällen fast regelmäßig den Sieg davon trug. Einmal bedrängte er Orsini so gewaltig, daß dieser schon die Waffen strecken wollte und nur durch Sforza's Dazwischenkunft gerettet wurde. Diese so edelmüthig geleistete Hilfe versöhnte die beiden Feinde, die sich Treue schwuren, sich küßten und Arm in Arm miteinander lustwandelten. Orsini vergaß indessen seinen Schwur sehr bald; denn nach kurzer Zeit gelangten so schwere und begründete Anklagen gegen ihn an den König, daß dieser ihn gefangensetzen und mit Ketten beladen ließ. Vergebens war das Bitten der Hauptleute, das Murren des Heeres; Ladislaus wollte den Kopf des Treulosen fallen sehen. Ein geheimnißvolles Uebel, von dem der König befallen wurde, befreite Orsini nicht aus den Ketten, aber vom Tode, Braccio aus seiner belagerten Stadt. Ladislaus scheint an jener Krankheit gelitten zu haben, von der gewöhnlich angenommen wird, daß sie erst mit den von der Entdeckung Amerikas zurückkehrenden Caravellen des Columbus in die alte Welt gekommen sei. Mit ihm erkrankte auch seine Geliebte, die Tochter eines Arztes

aus Perugia. Ladislaus starb nach unsäglichen Schmerzen in Neapel, wohin er sich hatte bringen lassen. (6. August 1414.) Die Florentiner wurden dadurch von großer Gefahr befreit, wozu Machiavelli die Bemerkung macht: „Der Tod war für die Florentiner stets der treueste Freund, den sie hatten, und mächtiger hat er ihnen geholfen, als irgend eine ihrer Tugenden."

Auf Ladislaus folgte dessen Schwester Johanna II., damals vierundvierzig Jahre alt und Witwe des Herzogs Wilhelm von Oesterreich. Das Königreich war ruhig, theils wegen der Erschöpfung der Barone durch die langjährigen Fehden, theils weil die Kriege des verstorbenen Königs in dessen Händen eine bedeutende Kriegsmacht gesammelt hatten, die alles im Zaume hielt. Nun starb auch Ludwig von Anjou, und die alternde Königin konnte, wenn sie wollte, den Rest ihrer Tage in Ruhe verleben. Unglücklicherweise sprudelte in ihren Adern das heiße Blut der ersten Johanna; je älter sie wurde, desto stärker traten als Grundzüge ihres Charakters Ungestüm, Eitelkeit und Wollust hervor. Sie lebte öffentlich mit einem Menschen gemeinen Standes, einem ehemaligen Bedienten, Pandolf Alopo, der sie schon zu Lebzeiten ihres Bruders in ihrem Witwenstande getröstet hatte und jetzt die Würde eines Großkämmerers besaß. Sie hatte Sforza Attendolo zu sich bescheiden lassen, um mit ihm über eine Anwerbung zu unterhandeln, und schien an dem kräftigen, kühnen Mann besonderes Wohlgefallen zu finden. Der eifersüchtige Alopo hatte Alles zu fürchten, wenn die noch flüchtige Neigung tiefere Wurzeln schlug, und suchte deshalb seinen Nebenbuhler zu verleumden. Er flisterte der Königin ein, daß Sforza ein geheimer Anhänger der angiovinischen Partei sei und nur die Ankunft seiner Banden abwarte, um sich zum Herrn von Neapel und seiner Schlösser zu machen; eine furchtbare Verschwörung, für die er, Pandolf, tausend Beweise habe, sei im Begriff, auszubrechen; handle die Königin nicht schnell, so stürze sie mit dem Throne. Die sinnlich schwache Johanna wurde eingeschüchtert und antwortete: Alopo möge das Wohl des Staats sichern. Das nächste Mal, das Sforza in den Thurm Beverella trat, um mit der Königin zu reden, wurde er von Bewaffneten überfallen, gebunden

und in denselben dunklen Kerker geschleppt, in dem Paul Orsini seit vielen Monaten lag.

Der Rath der Königin und die Stadt baten dringend, des Feldherrn zu schonen, dessen Truppen der Stadt bereits nahe waren und den Tod ihres Führes gewiß nicht ungerächt hingehen ließen. Johanna ließ sich nicht erbitten. Das Einzige, was sie zugestand, war, daß ein ordentlicher Proceß eingeleitet, der Urtheilsspruch aber dem berühmten Rechtsgelehrten Stephan von Gaeta übertragen werden solle. Das war ein schlechter Trost für den unschuldigen Sforza; denn war der Doctor der Rechte aus Gaeta auch ein berühmter Mann, so stand er doch in einem völligen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Günstling der Königin. In der That trug man sich im Volke mit Gerüchten von einem Todesurtheil, das nur aus politischen Gründen, die von dem Processe unabhängig wären, nicht vollzogen würde. Es war der allgemeine Wunsch des Landes, daß Johanna sich wieder vermähle, und sie gab ihre Einwilligung. Alopo konnte nichts dagegen thun; sein Bemühen mußte sich darauf richten, daß ein solcher Gemahl gewählt werde, den er zu seiner Puppe machen könne. Der Rath wollte den Prinzen Juan, einen Angehörigen des auf Sicilien herrschenden aragonesischen Hauses, der dem Reich im Fall eines Krieges eine wirksame Hilfe verschaffen konnte. Diesen Bewerber, der zu viel Rückhalt hatte, um ein Schattenkönig zu sein, verwarf Alopo, und war für Jakob von Bourbon, Graf de la Marche, einen tapfern, aber machtlosen Ritter. Den Baronen gegenüber bedurfte er eine Stütze, die er in den Kellergefängnissen des Thurmes Beverella zu finden sicher war. Dorthin stieg er hinab und bot dem staunenden Sforza Leben, Freiheit und achttausend Ducaten monatlich als Großkronfeldherr des Reichs, wenn er ihn unterstütze. Sforza willigte sofort ein, verließ sein Gefängniß, erhielt noch zwölf feste Schlösser angewiesen, und war mit einem Schlage, auf sein Heer gestützt, der mächtigste Baron Neapels.

Ein so plötzlicher Glückswechsel erregte den Neid aller Großen, namentlich des Anführers der alten Soldaten des Königs Ladislaus, dessen Stolz genugsam in dem Namen: Julius Cäsar von Capua, den er sich gegeben hatte, hervortritt. Eine Verschwörung der angesehensten

Barone und Höflinge setzte sich den Sturz Alopo's und Sforza's zum Ziel; Julius Cäsar machte den Sprecher bei Jakob von Bourbon. So wie der bevorzugte Bewerber die Grenzen überschritt, hörte er bittere Klagen, deren Wirkung durch düstere Warnungen erhöht wurde. Julius Cäsar schloß seine Anklage des Günstlings mit den Worten: „Man will am königlichen Hofe von Neapel mit Euch so spielen, wie vordem mit dem ungarischen Andreas. Seid darum auf Eurer Hut; über Gut und Blut der treuen neapolitanischen Barone könnt Ihr jederzeit mit einem Winke Eurer Hand verfügen.“

Jakob von Bourbon wurde dadurch ganz gewonnen, daß die Verschworenen ihn als König behandelten, während er nach dem Heirathsvertrage nur Fürst von Tarent heißen und an den Regierungsgeschäften nicht Antheil nehmen sollte. Sforza, der zu seiner Begrüßung herbeikam, begrüßte ihn nur als Fürsten und verdarb es dadurch völlig mit ihm. Beim Uebergange über den Fluß Calore wollte man ihn aus einem Hinterhalt überfallen und tödten. Sforza merkte die Schlinge, ohne besonders gewarnt zu sein, ließ seine Leute vor der Furth ein Viereck bilden, ging in bester Ordnung durch den Fluß und warf sich drüben in gestrecktem Galopp in einen Seitenweg. Die Ankunft mehrerer seiner Geschwader hob sein Vertrauen, sodaß er die Vorsichtsmaßregeln vernachlässigte. Man kam nach Benevent, wo Jakob von Bourbon gleich einem König Hof hielt; Julius Cäsar fungirte als Ceremonienmeister. Als nun Sforza den Palast betrat, verspottete ihn der einführende Gegner; er antwortete, und nach kurzem Wortwechsel zogen Beide die Schwerter. Dieser Bruch des Burgfriedens hätte an Beiden gestraft werden sollen; in diesem Falle wurde Sforza als der einzige Schuldige angesehen. Man führte ihn aufs neue in das Gefängniß; eben so rasch wurden seine Truppen überfallen, zersprengt, gefangengenommen. Ein einziger Oberst, Santoparente, rettete sich mit einigen Fähnlein zu Lorenz Attendolo, der mit dem Reste des Heeres in einiger Entfernung lagerte.

Johanna hatte genug gehört, um ihren Gemahl als König zu empfangen, und ihm bei der Trauung die königlichen Attribute zuzugestehen. (September 1415.) Mit dieser Nachgiebigkeit erreichte sie

nur, daß Jakob seine Energie verdoppelte, Sforza in Ketten nach Neapel bringen ließ, Alopo nach furchtbaren Martern auf das Blutgerüst schickte und damit endete, sie selbst als seine Gefangene zu halten. Sforza, so wenig er verschuldet hatte, wurde ebenfalls gefoltert: man wollte den Befehl von ihm haben, daß seine Schloßhauptleute ihre Burgen dem König zu übergeben hätten. Er ließ sich foltern, ohne den Befehl zu geben, auf einen Umschwung hoffend, der wirklich rasch eintrat. Jakob und seine Franzosen waren nicht lange im Besitz der Macht, als sie die alte Erfahrung bestätigten, daß die Franzosen den Völkern, unter denen sie herrschend auftreten, unerträglich werden. Ihr Uebermuth beleidigte Jedermann, und das Murren wurde so laut, daß der König mit dem Feinde, den er am meisten fürchtete, einen Vergleich suchte. Gesandte von ihm gingen nach Tricarico, wo Sforza's Schwester Margaretha befehligte. Die kluge und mannhafte Frau, die schon zwei Söhne, Jakob und Foschino, bei den Fahnen hatte, sah mit Verdruß, daß Michael Attendolo als Anführer des Heeres sich auf Unterhandlungen einließ. Vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, mit dem bloßen Schwert in der Hand und von einer starken Wache begleitet, drang sie in das Haus, wo Michael mit den Gesandten sprach, und rief mit ihrer tiefen Stimme: „Hier gilt kein Michel und kein Hans und eben so wenig ein Geleitsbrief. Ihr waret Feinde und als Feinde seid Ihr in einen Ort gekommen, der mir gehört. Ihr seid daher meine Gefangene und bürgt mir mit Euerm Leben für die Sicherheit meines Bruders." Damit wurden die Gesandten abgeführt, deren nächste Sorge die war, Boten auf Boten an den König zu senden, alle mit der Bitte, daß der König, wenn er seine Freunde lebend wiedersehen wolle, Frieden mit der furchtbaren Dame schließen möge. Neue Abgesandte, denen Margaretha selbst einen Geleitsschein gegeben hatte, unterhandelten einen Vergleich dahin, daß Lorenz Attendolo dem König mit 900 Pferden diene, Sforza sein Gefängniß verlasse, aber den Umkreis des Castelnuovo nicht überschreiten dürfe. Michael Attendolo, der mit seinen Truppen freie Hand erhielt, verließ das Königreich, um im Dienst Braccio's Jesi und Rocca Contratta zu bewachen.

Michael Attendolo war der erste Bandenführer von Ruf, den Braccio für sich gewann. Diesem folgten mehrere andere, da Braccio einen unerhörten Sold bezahlte und Vortheile aller Art gewährte. Die Mittel dazu lieferten ihm die Städte, welche er im Namen des Papstes, aber auf eigene Rechnung bekämpfte. Forli kaufte sich durch einen Tribut los; Fano, Pesaro und Rimini, die sich vertheidigen wollten, mußten ihr Gebiet verwüsten lassen und sehen, wie alle vermögendere Einwohner gefangen fortgeführt und wie Schlachtvieh vor dem Heere hergetrieben wurden. Was ihm an dem Gelde, das er für seinen Zweck brauchte, noch fehlte, erlangte Braccio durch den Verkauf seiner Schlösser auf bolognesischem Gebiet an die Stadt für 82,000 Ducaten. Tartaglia war der einzige Condottiere, der sich mit Geld allein nicht kaufen ließ. Er verlangte außerdem die Schlösser Sforza's in Umbrien und der Romagna, und Braccio, der die 600 Lanzen des Stammlers nicht entbehren mochte, willigte nach einigem Zögern ein. Er mußte die Bahn der Treulosigkeit sofort um einen Schritt weiter betreten; denn Michael Attendolo durfte mit seinen 400 M. zu Pferd und 200 zu Fuß nicht in seiner festen Stellung gelassen werden. Er, der nichts ahnte, würde überrumpelt worden sein, wenn nicht ein Oberst in Braccio's Heer, Nicolaus Piccinino, ihn gewarnt und ihm eine Straße zum Rückzug nach Aquapendente geöffnet hätte. Dieser Streich entzündete die tödtliche Feindschaft zwischen Braccio und Sforza, die Beide überall in die Dienste der einander feindlichen Mächte führte, sodaß die folgenden Kriege Italiens nur als eine Aeußerung ihres gegenseitigen Hasses erscheinen.

Die gewaltigen Rüstungen Braccio's zielten auf Perugia, von dessen Mauern er zweimal zurückgetrieben worden war. Niemand kannte seinen Plan; man schrieb ihm die Absicht zu, Mittelitalien ganz verlassen und mailändischen Sold nehmen zu wollen. Die Einwohner von Perugia glaubten diesem Gerücht am ersten, und sie, die bisher stets gerüstet gewesen waren, kündigten jetzt den meisten ihrer Söldner den Dienst. Als Braccio seine Rüstungen beendigt hatte, versammelte er die perugianischen Verbannten, die in großer Anzahl bei seinem Heere waren, und machte sie mit seinem Plan bekannt. „Was ich so lange in meiner

Brust verschlossen habe," sprach er zu ihnen, „tritt jetzt an das Licht des Tages. Der theure Name Vaterland soll mir und Euch, die Ihr arm, verbannt, zum Tode verurtheilt seid, nicht länger Gefühle des Neides, des Hasses, der Furcht erwecken. Wir kehren jetzt dahin zurück, wo wir die frohe Kinderzeit verlebten; ein Ende hat das quälende Heimweh, das wir nicht länger tragen können. Die lieben Mauern werden uns lebend oder todt umfassen; denn dieses dritte Unternehmen ist unser letztes. Aber was spreche ich vom Tode? Seine innere Zwietracht hat den Feind bereits besiegt; für uns kämpfen die Zahl, die gute Rüstung, die Einigkeit, die Besonnenheit, die gerechte Sache. Als Sieger und Herren werden wir dahin zurückkehren, von wo die Parteiung uns vertrieben hat. Ihr, meine Genossen in Leiden und Verbannung, werdet in Kurzem die Theilnehmer meines Triumphes sein. Laßt Euch von Euren Herzen, nicht von meinen Worten, Rath ertheilen, und die lange Sehnsucht und Trauer hat mit einem Male ein Ende." *)

Einstimmiger Beifallsruf und Zusammenschlagen der Waffen antworteten Braccio, der mit weinendem Auge endete. Die Zelte waren im Nu abgebrochen; in wenigen Märschen überschritt man die Apenninen und erreichte Borgo, wo die Perugianer durch das Erscheinen des feindlichen Heeres innewurden, welche Gefahr ihnen drohe. In Borgo stieß Tartaglia zum Heer, das nun Todi besetzen und Perugia von allen Seiten einschließen konnte. Florentinische Gesandte, die einen Vergleich stiften wollten, verfehlten ihren Zweck gänzlich. „Wie kommt es," antwortete Braccio, „daß die Florentiner, die doch so oft und noch ganz neuerlich in dem Kriege des Königs Ladislaus von Perugia Verrath erfahren haben, freundschaftliche Gesinnungen für eine Stadt hegen, welche Ehre und Freundschaft ihrer thörichten innern Zwietracht zu opfern pflegt? Ich will ja auch Perugia nicht in Sclaverei bringen; wollt' ich's auch, ich glaube, ich könnt' es nicht; ich und meine Mitverbannten, wir wollen nichts, als die väterlichen Wohnungen, Rechte und Güter zurückhaben, von denen uns nicht eigene Schuld, nicht ein

---

*) Spirito, Il libro chiamato Altro Marte, B. 1., Kap. 12.

auswärtiger Feind vertrieben hat, sondern die Laune einiger Verrückten, die es freut, uns mit unsern Frauen und Kindern im Unglück zu sehen. Gern kehrte ich durch einen Vergleich zurück; aber wie kann ich von wahnsinnigen und grausamen Menschen Nachgiebigkeit erwarten? Da wir nun, von Allem entblößt, den Krieg zu unserm Handwerk haben machen müssen, so wollen wir durch Krieg uns zurückgewinnen, was Gott der Allgerechte jedem Menschen bei der Geburt gewährt: ein Dach, ein Grab, ein Vaterland!'

Nach der Abreise der Gesandten wurde Perugia mit Wall und Graben enger eingeschlossen und mehrfach bestürmt. Die Vertheidigung war gleich kräftig; selbst Ausfälle wurden gemacht, obgleich die Thore vermauert waren. Die Bürger ließen sich an Seilen von den Mauern herab, um nur einmal ins Handgemenge zu kommen. Viele schossen mit vergifteten Pfeilen, bis der Rath, dem Braccio mit furchtbarer Vergeltung drohte, den Gebrauch unehrlicher Waffen bei Todesstrafe untersagte. Die letzte Hoffnung der Perugianer war Karl Malatesta, Herr von Rimini; freilich eine traurige Hoffnung, denn die Bürger wußten recht gut, daß ihr Helfer, sobald er sie befreit habe, sie seiner eigenen Herrschaft unterwerfen werde. Dieses Loos konnten sie nicht abwenden; Malatesta war ein mächtiger Herr, und das Heer, mit dem er zum Entsatz kam, war um ein Bedeutendes stärker, als jenes der Belagerer. Braccio hatte zwei Vortheile: einmal, daß er das Schlachtfeld aussuchen, dann, daß er den Feind, der einen Marsch zu machen hatte, ruhig lagernd erwarten konnte. Man war im Juli; die Sonne schien heiß auf die staubigen Straßen, um so günstiger war für Braccio, daß seine Leute ruhten, während die Feinde von erstickenden Staubwolken eingehüllt daherzogen. Eine Stunde von der Stadt entfernt, zwischen Perugia und Assisi, nahm er Stellung und vertheilte sein Heer in viele kleine Geschwader, denen er Fußgänger beigab, die den Reitern frische Waffen reichen, die Gestürzten wieder in die Sättel heben und die feindlichen Pferde verwunden sollten. Die Verbannten von Perugia legte er als Hinterhalt in ein Gehölz zur Seite der Straße; die Anhöhen im Rücken des Heeres besetzte er mit Troßbuben, die in allerlei Waffenstücken den Rückhalt vorstellten. Alle Weiber des Lagers mußten

sich mit gefüllten Wasserkrügen versehen, um von Geschwader zu Geschwader zu gehen und die Dürstenden mit einem frischen Trunk zu erquicken.

Karl Malatesta theilte sein Heer in drei große Treffen. Das erste befehligte Angelo della Pergola, das zweite Ceccolino de Michelotti, das dritte er selbst. Sobald er der Feinde ansichtig wurde, gab er das Zeichen zur Schlacht, und das erste Treffen sprengte mit dem lauten Feldgeschrei: „Karl, Karl!" vorwärts. Die ersten Geschwader Braccio's bestanden aus alten Soldaten, die es verstanden, in scheinbarer Unordnung zu fliehen und doch im rechten Augenblick ihre Reihen neu zu bilden. Sie zerstreuten sich, als wären sie zersprengt; in hitziger Verfolgung sprengte Pergola hinterdrein, trennte sich weit von den beiden andern Treffen, wurde dann plötzlich ernstlich angegriffen und geworfen. Ceccolino nahm die Fliehenden auf; zum zweiten Male prallten die Geschwader aufeinander und das zweite Treffen wurde ebenfalls in Unordnung gebracht. Mit Malatesta's Ankunft kam die Schlacht zum Stehen und wurde nun zu jenem Hinundherdrängen von Reitermassen, von dem selten eine rasche Entscheidung zu erwarten ist. Die Reisigen Braccio's fanden volle Wasserkrüge, so oft sie in einzelnen Zügen ermattet zurückritten; die Reiter Malatesta's erquickte Niemand; Hitze und Staub arbeiteten furchtbarer an ihnen, als die Lanzen und Schwerter der Feinde; nach siebenstündigem Marsch und Gefecht gingen ihre Kräfte zur Neige. Jetzt gab Braccio ein Zeichen; der Hinterhalt in dem Walde brach hervor, und damit war die Entscheidung gegeben. Die Feinde warfen die Pferde herum; aber wie weit hätten sie mit den ermatteten Thieren kommen können! Fast alle, auch Ceccolino und Malatesta selbst, wurden gefangen; Angelo della Pergola rettete sich allein mit 400 Reitern.

Die Schlacht wurde von Braccio am 7. Juli 1416 gewonnen; dreizehn Tage später öffnete Perugia seine Thore. Er ließ die Verfassung bestehen, nur daß er sich zur Spitze der republikanischen Behörden machte, schlichtete die alten Streitigkeiten und machte die Bürger durch versöhnende Milde sich geneigt. Neue Siege über Paul Orsini, der bei Calfiorito sein bewegtes Leben endete, über die Städte Mala-

testa's und mehrere kleinere Barone vergrößerten seine Macht und seinen Länderbesitz. Perugia wurde der Mittelpunkt der neuen Herrschaft; dorthin hatten die unterworfenen Städte und Gebiete ihren Zins zu senden; hier strömte zur Zeit der großen Kriegsspiele die ganze waffenfähige Jugend zusammen. Die milde Regierung und der Glanz, den sie um Perugia verbreitete, gewannen die Gemüther in dem Grade, daß Niemand eifriger als die Bürger an den Kriegsspielen theilnahm, die Braccio anordnete, um sein Heer aus eigenen Leuten ergänzen zu können. Die Zeitgenossen erzählen viel von diesen Spielen, wobei selbst die Knaben ausrückten und mit kindlichen Waffen, Gang und Tritt alter Soldaten nachahmend, die Glieder streckten. Früh Morgens rückten die Jünglinge aus; wenn die Sonne höher stieg, füllten die Scheingefechte der Knaben die Zeit der Ruhe; am Nachmittag und bis zum Abend bewegten sich die Fähnlein der Bürger unter eigenen Obersten und Hauptleuten gegeneinander, oder es turnirten die Ritter.

Braccio wollte keineswegs auf der höhern Machtstufe stehen bleiben, auf die er sich mit der Eroberung von Todi, Perugia, Rieti und Narni geschwungen hatte. Die jetzt für ihn begeisterten Bürger unterstützten ihn, daß er bis in die Nähe von Rom vordringen und auf die ewige Stadt selbst einen Anschlag machen konnte. Es war die Zeit der allgemeinen Kirchenversammlung von Constanz; die drei Gegenpäpste hatten abdanken müssen; ein neuer Papst war noch nicht gewählt; die Römer lebten wie in einer Republik und wollten auch die Formen einer solchen haben. Der römische Legat, Cardinal Isolani, war noch von Johann XXIII., den das Concil abgesetzt hatte, zum Statthalter ernannt worden; dieses halb ungesetzliche Verhältniß nahmen die Parteien in Rom zum Vorwande von Unruhen, ebenso benutzte es Braccio zur Förderung seiner Pläne. Am 9. Juni 1417 stand er vor den Thoren und forderte Einlaß in die Stadt, die er für den künftigen Papst besetzen zu wollen erklärte. Sein Heer und der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt erzwangen ihm den Eingang. Die Anhänger der päpstlichen Macht flüchteten in die Engelsburg, wo noch von Ladislaus' Zeiten her eine neapolitanische Besatzung lag; die Stadt erkannte ihn als Schirmherrn der Kirche an. Die Engelsburg, deren

Belagerung er ohne Zögern begann, konnte sich nicht lange halten. Hilfe konnte nur von außen kommen, und von Niemand war solche zu erwarten, als von Sforza Attendolo, Braccio's Todfeind. Das Schicksal Roms hing von zwei Häuptern von Miethsoldaten ab.

Sforza war nicht lange in der erträglichen Haft geblieben, die seine Schwester Margaretha ihm verschafft hatte. Jakob von Bourbon fuhr fort, die Neapolitaner sich zu entfremden; seiner Gemahlin Johanna schenkte er größeres Vertrauen, seit sie Julius Cäsar von Capua, der dem undankbaren König nicht mehr dienen wollte und ihr im Namen der unzufriedenen Großen Eröffnungen machte, an ihn verrathen und so dem Henker überliefert hatte. Johanna erhielt mehr Freiheit als früher, und durfte sogar die Feste der neapolitanischen Großen besuchen. Eines Abends wollte sie ein Hochzeitsfest verlassen; da traten ihr die anwesenden Barone unter der Anführung von Ottino de' Caraccioli entgegen, erklärten ihr, daß sie die Tyrannei ihres Gemahls nicht länger dulden würden, und führten sie mit halber Gewalt in das Schloß von Capua. Jakob von Bourbon warf sich in das Schloß dell' Uovo, und erschien noch furchtbar genug, daß man mit ihm unterhandelte und ihm, der der königlichen Gewalt entsagte und die Franzosen entfernte, den königlichen Titel und sein Fürstenthum Tarent ließ. Sforza, aus dem Kerker befreit, wurde als Großkronfeldherr an den Hof gezogen. Dem neuen Günstling, Johann Caraccioli, war er aber wie dem früheren zu schön und kräftig; deshalb wurde das Hilfegesuch des Cardinallegaten beifällig aufgenommen und Sforza in den Kirchenstaat geschickt.

Die tödtlichen Fieber, die an den Ufern der Tiber in den heißen Sommermonaten vorherrschend sind, hatten die Reihen in Braccio's Heer bedeutend gelichtet, als Sforza mit frischen Truppen ankam. Braccio durfte es auf keine Schlacht ankommen lassen und räumte am 26. August 1417 Rom, in dessen Mauern Sforza am nächsten Tage einzog. Auf dem Rückzuge trennten sich die beiden Bandenführer; Braccio schlug die Straße von Perugia ein, Tartaglia ging nach Toscanella. An dem Letzteren wollte Sforza seinen Haß vor allen sättigen und bediente sich dazu einer List, die auf den ungestümen Charakter seines Feindes wohl berechnet war. Während er mit seinem Heer im

Hinterhalt blieb, schickte er eine schwächere Abtheilung unter die Mauern von Toscanella, um Tartaglia zu necken. Es war vorauszusehen, daß der aufbrausende Soldat den Anblick der Feinde nicht lange ertragen, daß er aus der Stadt fallen und die Fliehenden mit großer Hitze verfolgen werde. So geschah es in der That. Tartaglia folgte blindlings bis an den Ort, wo Sforza im Hinterhalt lag, und sah sich plötzlich von Feinden umgeben, die vorn und von beiden Seiten aus dem Boden zu wachsen schienen. Statt sich durch diesen Ueberfall einschüchtern zu lassen, ordnete er seine Leute, ermuthigte sie durch eine kurze Anrede und setzte seinen Angriff mit verdoppeltem Ungestüm fort. Es kam ein Augenblick, in dem Sforza, um seine Leute von der Flucht zurückzuhalten, sein Banner mitten unter die feindlichen Geschwader werfen mußte. Diese That durchzuckte die Ermattenden wie ein Blitzstrahl, und da gleichzeitig der sechzehnjährige Franz Sforza die ersten Proben jener Tapferkeit gab, die ihn später so hoch erhob, so mußte Tartaglia doch zuletzt die Flucht ergreifen. Ganz blutig und zerschlagen erreichte er Toscanella, dessen Thor sich in dem Augenblicke hinter ihm schloß, als die Lanzen der ersten Reiter Sforza's nach dem Thorwart zielten. Sforza hatte diese Waffenthat zu bereuen; der Stoß in die Luft, den er gegen Tartaglia führte, gab Braccio Zeit, Terni, Orvieto, Spello und ganz Umbrien zu erobern.

Caraccioli wünschte, daß Sforza im Felde unglücklich sein solle, und verweigerte ihm deshalb die Hilfsmittel, um die jener bat, wie überhaupt jede Unterstützung. Darüber ergrimmte der Großkronfeldherr, schloß mit seinen Gegnern Tartaglia und Braccio einen Waffenstillstand auf sechs Monate und setzte sich in den ersten schönen Tagen des Frühjahrs 1418 gegen Neapel in Bewegung. Er gedachte, Caraccioli zu stürzen, um selbst an dessen Stelle zu treten, verrechnete sich indessen in einem wichtigen Punkte. Die niedern Volksclassen der Hauptstadt, bei denen er eine feindliche Gesinnung gegen den Günstling voraussetzte, liebten im Gegentheil diesen, der für ihren Unterhalt, wie für ihr Vergnügen, in der freigebigsten Weise sorgte, und hörten dem Feldgeschrei: „Es lebe die Königin, nieder mit dem Großseneschall!" womit Sforza in Neapel einrückte, in mürrischem Schweigen zu. So lange die blitzenden

Waffen und die wehenden Fahnen der Reiter ihnen ein Schauspiel gewährten, verhielten sie sich ruhig; als aber die Leute Sforza's in ihren Quartieren waren, erhob sich ein Murren, das zu den Tönen der höchsten Leidenschaft anschwoll. In der Nacht bewaffneten sich die ärmeren Quartiere, und dieses weichliche Volk, das nur im momentanen Wuthrausche der Energie fähig ist, schlug die abgehärteten Soldaten, die ihm gegenüberstanden, aus der Stadt. Sforza lernte seine Verbündeten besser wählen und einigte sich mit dem unzufriedenen Adel. Aus einem Lager in der Nähe der Stadt schnitt er die Zufuhr ab, das beste Mittel, die Neapolitaner von ihrer Vorliebe für Caraccioli abzubringen. Die Königin wurde zu einem Vergleich gezwungen, der Caraccioli auf die Insel Procida verbannte und Sforza die Bezahlung seiner Rechnungen für Kosten und Schäden verschaffte. Nach wenigen Monaten waren beide Theile ihrer Freundschaft überdrüssig: Johanna, weil sie sich nach ihrem Günstling sehnte, Sforza, weil ihm die Fortschritte Braccio's im Kirchenstaate keine Ruhe ließen. Johanna belehnte ihren Großkronfeldherrn mit der eigentlich päpstlichen Besitzung Benevent, und der neue Papst Martin V. scheint seine Einwilligung gegeben zu haben. Sforza hatte mithin ein materielles Interesse, nach Rom zu gehen; den Platz, den er räumte, ließ Caraccioli nur so lange kalt, als er zur Reise von Procida nach Neapel brauchte.

Seit Martin V. in Italien war, behauptete Braccio, für den abgesetzten Johann XXIII. zu fechten. Er dehnte seine Streifzüge über die Grenzen bis nach Lucca aus, der Bannstrahl des Papstes kümmerte ihn wenig. Die Nachricht, daß Sforza auf dem Marsche sei, erreichte ihn in seinem festen Lager bei Rocca di Spoleto. Um die Vereinigung mit Tartaglia zu suchen, ging er bis Todi zurück, und wendete sich von dort gegen den See von Bolsena, wo sein Gefährte eintreffen sollte. Der Weg von Rom nach Siena führt über Viterbo hinaus zu einem Bergrücken, der auf der einen Seite in dem steilen Felsengipfel von Montefiascone endet, auf der andern Seite sich allmälig abfallend zu dem See von Bolsena herunterneigt. Wer auf diesem Kamme steht, beherrscht die ganze Gegend; aus diesem Grunde strebten beide Gegner, sich auf diesem Punkte zuvorzukommen: Sforza, um sich zwischen Tar-

taglia und Braccio zu stellen, Braccio, um seinem Verbündeten die Hand bieten zu können. Die gegenseitigen Heere gingen von etwa gleichen Entfernungen mit derselben Anstrengung aller Kraft aus, und so kam es, daß, als Sforza den südlichen, Braccio den nördlichen Abhang erstiegen hatte, die beiden Schlachtreihen oben auf der Höhe sich begegneten. Tartaglia, der mit zwei erlesenen Geschwadern seinem Heere vorauseilte, brachte das Treffen für Braccio zur Entscheidung. Sein plötzliches Erscheinen in der linken Flanke der Feinde stürzte diese in eine Verwirrung, die nicht wieder gutzumachen war. Sie flohen nach allen Seiten, kaum daß der verwundete Sforza fast ohne Begleiter Viterbo erreichte. (20. Juni 1419.) So glänzend dieser Sieg war, so dürftige Früchte brachte er. Den Flüchtigen, die sich in Viterbo zu einem ansehnlichen Haufen sammelten, führte Franz Sforza neue Truppen zu; der alte Sforza zog andere Bandenführer an sich heran: Angelo della Pergola, den Grafen von Carrara, Guidantonio von Montefeltro, und bezwang sogar seinen Haß gegen Tartaglia, mit dem er Unterhandlungen eröffnete. Die Feinde verschwägerten sich: Sforza's Sohn, Johann, wurde mit der Tochter Tartaglia's verlobt, und dieser stieß mit seinen Truppen zu dem sforzesischen Heere. Gegen ihre vereinten Kräfte war Braccio im Nachtheil, und verlor Assissi und Chiusi. Die letzte Stadt gewann er so schnell wieder, wie er sie verloren hatte. Mit einem Eilmarsche, wobei seine Truppen in einem Tage acht deutsche Meilen zurücklegten, stand er plötzlich vor den Thoren, überrumpelte die schwache Besatzung und zog mit derselben Schnelligkeit vor Assissi. Damit Sforza keinen Entsatz bringe, ließ Braccio in Todi und allen andern Orten, die ihm gehörten, große Freudenfeuer anzünden, die Häuser erleuchten und die Trompeten blasen, als ob Assissi bereits gefallen sei. Sforza ließ sich wirklich täuschen und kehrte mitten auf dem Marsche um, worauf Assissi nach kurzer Belagerung sich ergab.

Während dieser Unternehmungen war die schlechte Jahreszeit herangekommen, die die Heere wie gewöhnlich in Winterquartieren verbrachten. In der Zeit der Waffenruhe versöhnte Martin V. sich mit Braccio, aus keinem andern Motiv, als um Caraccioli, dem Günstling Johanna's, ge-

fällig zu sein. Die Todfeindschaft zwischen diesem Mann und Sforza blieb noch immer dieselbe, und Martin wurde dem Hof von Neapel wohlgefällig, indem er Sforza fallen ließ. Die Florentiner, mit denen Braccio im besten Vernehmen stand, halfen mit zu der Versöhnung, der man eine gewisse Feierlichkeit geben wollte, zu welchem Zweck der Parteigänger Johann's **XXIII.** nach Florenz beschieden wurde, um sich aus dem päpstlichen Bann zu lösen. Am 23. Februar 1420 war ganz Florenz in Bewegung, um den Einzug des Mannes zu sehen, dessen Name seit zehn Jahren in Jedermanns Munde war. Die Schaulust erhielt durch den Glanz, den Braccio entfaltete, ihre volle Befriedigung. Den Zug eröffneten und schlossen 400 Reisige, auserlesene Leute auf großen, von Stahl und Gold funkelnden Pferden, im reichsten Waffenschmuck. Abgeordnete der Städte Braccio's ritten diesem voran, er selbst war von seinen berühmtesten Feldhauptleuten, von seinen Lehnsträgern und den Räthen der Republik Florenz umgeben. Man erkannte ihn an seiner hohen Gestalt, an seinem ovalen, stark gerötheten, aber eine anmuthige, mit Ernst gepaarte Würde aussprechenden Gesicht, an seinem Purpurkleide, das mit Gold und Silber durchwirkt war. Die Tausende, die sich auf den Straßen drängten, auf den Balkons standen, an Säulen hingen, an Mauervorsprüngen klebten, begrüßten ihn mit dem Jubelruf: „Braccio, Braccio!“ und mit Liedern, die, vom Augenblick erzeugt, ihren Gegenstand um vier Jahrhunderte überlebt haben.*) Vor dem Palast der Gemeinde, wo der Papst Braccio erwartete, machte der Zug Halt. Braccio stieg vom Pferde, kniete vor dem Papst nieder und erhielt dessen Segen, worauf Beide sich zu geheimer Unterredung zurückzogen. Im Verlauf der nächsten Tage einigten sie sich zu dem

*) Nach Ercole Ricotti's Zeugniß singt man in Florenz noch heut zu Tage eines der Lieder, die der Volksmund im Jahre 1420 fand, um den Einzug Braccio's zu feiern. Der Anfang lautet:

Braccio der starke Held
Besiegt die ganze Welt.
(Braccio valente
Che vince ogni gente.)

Vertrage, daß Braccio seine sämmtlichen Besitzungen behalte und als päpstlicher Vicar das aufrührerische Bologna unterwerfe.

Braccio blieb dem Vertrage treu, indem er sein Heer vor Bologna führte und die Stadt dem Papste unterwarf. (Juli 1420.) Martin V. dagegen sagte sich von ihm und von seiner eigenen bisherigen Politik los. Alle Schriftsteller stimmen darin ein, verletzte Eitelkeit als den Grund dieser Systemsveränderung zu bezeichnen. Mag nun, wie Einige sagen, der Uebermuth des Großseneschalls Caraccioli ihn geärgert haben, oder ist es ihm unerträglich gewesen, wie Andere wollen, daß Braccio in Florenz mehr Ehre erwiesen wurde, als ihm selbst, genug, er berief Sforza zu sich und verabredete mit ihm, den Kronprätendenten Ludwig III. von Anjou, den Sohn des verstorbenen Ludwig's II., gegen Johanna von Neapel zu unterstützen. Da Martin V. noch kurz vorher die Königin feierlich belehnt hatte, so konnte er ihr Recht auf den Thron nicht anfechten und mußte sich darauf beschränken, Ludwig III. und dessen Nachkommen für den (ganz sichern) Fall, daß Johanna kinderlos sterbe, als rechtmäßige Erben des Throns anzuerkennen. Ludwig wurde herbeigerufen, und zauderte nicht, zu kommen; Sforza's Aufgabe war, ihm den Weg zu seinem Königreiche zu bahnen. Sowohl der Papst als der König überschütteten ihn mit Freundschaftsbezeigungen und Geschenken; Ludwig ernannte ihn zu seinem Vicekönig und Großkronfeldherrn, vergaß auch nicht, das nöthige Geld zu geben; Martin belehnte ihn insgeheim mit Gebiet und Stadt Viterbo. Sforza ergänzte sein Heer und machte sich auf den Marsch; Fahne und Feldherrnstab der Königin schickte er noch unterwegs an sie zurück. Zum zweiten Male verrechnete er sich in der Stimmung der untern Classen; die Lazzaroni vertheidigten sich, und er mußte sein Lager vor der Stadt, vor dem Thor von Capua, aufschlagen. Es wird erzählt, daß er eine Unterredung mit Johanna gesucht habe, eines Tags mit wenigen Begleitern an den Thurm gegangen sei, den sie bewohnte, und sie ans Fenster habe rufen lassen. Als die Königin am Fenster war, fährt der nicht beglaubigte, aber wegen der Persönlichkeit der handelnden Personen glaubwürdige Bericht fort, warf er ihr mit harten Worten vor, daß er so viel Böses von ihr habe leiden müssen. Johanna antwortete anfänglich halb mit Bitten, halb mit Drohungen;

als aber Sforza mit seinen Grobheiten fortfuhr, griff die Königin in das reiche Schatzkästlein der neapolitanischen Volkssprache und bediente ihn so zungenfertig mit derselben Waare, daß Sforza vor diesem Platzregen von Schimpfworten ganz betäubt zurückwich. Seine Leute legten Pfeile auf die Bogen und jetzt räumte Johanna den siegreich behaupteten Schauplatz.

Um dem Thronerben, den der Papst ihr aufdrang, einen Erben ihrer eigenen Wahl entgegenstellen zu können, nahm sie den König Alfons V. von Aragonien an Kindesstatt an. Gleichzeitig wurden mit Braccio Unterhandlungen angeknüpft, auf die dieser um so bereitwilliger einging, als er sowohl über den Papst, als über Sforza Klage zu führen hatte. Aber er zögerte und zögerte, verlangte Garantien: den Besitz von Capua und Aquila, die Großkronfeldherrnwürde, und war, als er Alles erlangt hatte, noch immer nicht marschfertig. Ihm fehlten die 200,000 Goldgulden, die Johanna als Handgeld zugesagt und zu schicken vergessen hatte. Schneller war der Spanier auf dem Platze; schon am 7. September 1420 schiffte er seine Mannschaft im Hafen von Neapel aus. Der Rest des Jahres verging ruhig, einen Sturm ausgenommen, den Sforza an der Hafenseite unternahm, mehr um die Waffen der Spanier zu erproben, als um einen wirklichen Vortheil zu erstreiten. In diesem Gefecht wurde Squarcia von Monopoli, ein tapferer Oberst Sforza's, zum Gefangenen gemacht und auf die Galeere geführt, auf der der König Alfons an der Schlacht theilnahm. Alfons verlangte von ihm, daß er ihm Sforza zeige. Squarcia suchte mit den Augen hin und her und bezeichnete endlich einen Mann, der mit Staub und Blut bedeckt im dichtesten Gewühl der Fechtenden stand. „Wahr und gewiß," rief Alfons aus, „Dein Feldherr ist der tapferste Soldat dieser Zeit und Jeder muß ihm nachstehen. Geh und melde ihm meine Worte." Squarcia wurde in Freiheit gesetzt, und der König befahl seinen Stückknechten, nicht dahin zu schießen, wo Sforza sei. Dieser erwiderte die Höflichkeit, indem er das Geschütz auf die königliche Galeere zu richten untersagte.

Vom nächsten Jahre (1421) erwartete die Partei der Königin entscheidende Ereignisse, da Braccio, nachdem ihm für seine 200,000 Gold-

gulden Bürgschaft gestellt war, mit 3000 Pferden nach Neapel kam, und Jakob Caldora, der mächtigste Baron und Bandenführer des Königreichs, von Ludwig von Anjou, abfiel. Dieser erhielt keinen andern Zuzug, als durch Tartaglia und dessen 500 Pferde. Alle ihre Vortheile zerstörte Johanna selbst durch ihren Wankelmuth, durch ihren Argwohn gegen Alfons, durch ihre blinde Vorliebe für Caraccioli. Dank ihren Fehlgriffen blieben die Resultate des Feldzugs weit hinter den großen Rüstungen zurück. Nicht einmal Acerra, vor dessen Mauern Braccio und Alfons das ganze Jahr sich abmühten, konnte bezwungen werden, und im freien Felde wurde ebenso wenig ausgerichtet, wenn man nicht das als Sieg betrachten will, daß die beiden Genannten den Tartaglia in den Verdacht des Verraths brachten. Alfons sandte ihm schöne Pferde und andere Geschenke, Braccio behandelte die Gefangenen von Tartaglia's Abtheilung mit ebensoviel Schonung, als er gegen Sforza's Leute hart war. Sforza hatte, trotz feierlicher Versöhnung und Verlobung der Kinder, seinen Haß noch tief im Herzen, und nicht sobald verschaffte ihm ein Waffenstillstand freie Hand, als er seine Rache an Tartaglia sättigte. In dem Augenblicke, als dieser in Aversa von der Last und Hitze des Feldzugs auszuruhen gedachte, wurde sein Haus von Soldaten umzingelt, er selbst halbnackt aus dem Bette gerissen und vor Richter gestellt, welche Sforza ernannt hatte. Die Folter entriß ihm mehr Geständnisse, als man nöthig hatte, um ein Todesurtheil daraus zu schmieden, und Tartaglia's Haupt fiel auf dem Marktplatze von Aversa. Neunzehn Jahre hatte Sforza seinen Groll mit sich herumgetragen, ehe er ihm diese Befriedigung verschaffte. Ludwig von Anjou verlor durch diese Handlung der Rache viele tapfere Soldaten. Tartaglia's Leute vergaßen den geliebten Führer nicht; vergebens ließ Martin V. sie einen neuen Eid schwören, vergebens gab man ihnen höhern Sold, vergebens ernannte man die zuverlässigsten Hauptleute und Obersten. Sie ließen Eid, Geld und Officiere im Stich und gingen bis auf den letzten Mann zum Feinde über.

Das nächste Jahr 1422 zeigt uns eine gänzlich veränderte Parteistellung: der Papst begünstigt Alfons und die Königin wendet sich von diesem ab. Hier wie dort ist es dasselbe Motiv: Martin V. berechnend,

daß der Spanier die Obmacht behaupten wird und sucht deshalb dessen Freundschaft, Johanna stellt dieselbe Betrachtung an und beginnt, ihn zu fürchten. Für Sforza, der ohne Geld und mit wenigen Soldaten in einem feindlichen Lande stand, war dieser Umschwung ein Glücksfall. Die Königin suchte ihn zu gewinnen, und Braccio, der wahrscheinlich schon im Begriff stand, sie zu verlassen, übernahm die Unterhandlung. Die Jugendfreunde und Glücksgenossen waren auf dem Höhepunkte ihrer Feindschaft angelangt. Bis zu dem neapolitanischen Kriege hatten sie ihren Leuten die gleichfarbigen Feldbinden gelassen, die sie früher als Beweis ihrer Kameradschaft gemeinschaftlich angenommen hatten, und erst auf dem Marsche nach Neapel hatte Braccio, zum Zeichen, daß er mit Sforza nichts mehr gemein haben wolle, seinem Heere neue Farben gegeben. Sie trafen sich in einem lieblichen Wäldchen, zwischen Pietra und Guianello, in dem das große Banner Braccio's wehte. Ihre Unterredung dauerte mehrere Stunden, und wendete sich bald auf die gemeinschaftlich verlebte Jugend, auf die Seite an Seite gefochtenen Schlachten. Die Vertraulichkeit soll sogar so weit gegangen sein, daß der Eine dem Andern vertraut hätte, wann und wie er ihm zu schaden bemüht gewesen wäre. Sforza wurde entweder in dieser, oder in einer zweiten Unterredung, die am folgenden Tage stattfand, gewonnen. Am zweiten Tage war er von seinen Söhnen begleitet, und gab Braccio auf der Straße von Umbrien mehr als eine Stunde weit das Geleit. Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, Fahnen wurden geschwenkt, als die Feldherren Abschied nehmend sich umarmten. Sforza begab sich nun nach Gaeta zur Königin, die ihn auf das Liebreichste empfing und mit Manfredonia belehnte. Es traf sich, daß der Kanzler, der bei der Investitur thätig war, das Buch nicht finden konnte, aus dem er den von Sforza zu leistenden Lehnseid vorzulesen hatte. Der Mann wurde ängstlich, da rief die Königin ihm zu: „Bemüht Euch nicht weiter; wir wissen bereits, wie Sforza Eide schwört und bricht.“

Der noch nicht ganz entschiedene Bruch zwischen der Königin und Alfons wurde durch Sforza's Ankunft beschleunigt. Der Argwohn des Spaniers wurde dadurch nicht beschwichtigt, daß der Condottiere ihm in die Hand gelobte, er werde ihm so gut wie der Königin, „welcher von bei-

den Theilen seine Dienste zuerst in Anspruch nehmen würde," willfährig sein. Ehe man es sich von ihm versah, bemächtigte er sich der Person Caraccioli's, und auch die Königin würde verhaftet worden sein, wenn der damit beauftragte Hauptmann sich nicht gar zu ungeschickt benommen hätte. (22. Mai 1423.) Johanna entkam in den capuanischen Thurm; Alfons schloß sie hier ein und begann eine regelrechte Belagerung gegen seine zärtliche Mutter. Die Einschließung war nicht so eng, daß nicht Boten in das Lager von Benevent gelangen konnten, wo Sforza stand. Seine Antwort, „es sei nichts zu fürchten, so lange er lebe," klang fast vermessen, da er nur über 600 Reiter und 300 zu Fuß verfügte, denen der Leichtsinn der Königin es an Allem hatte fehlen lassen. Mit einem zerlumpten Heere kam er vor Neapel an. Die Spanier erwarteten ihn ritterlicher Weise in Schlachtordnung vor ihren Schanzen. Sforza zeigte seinen Truppen die wohlgenährten, schöngeputzten Soldaten drüben und gab das Feldgeschrei: „Auf die reichen Kleider, auf die schönen Pferde!" Die Spanier warteten den Angriff nicht ab; sie glaubten mit Mauren zu thun zu haben, die sich ohne Mühe niederreiten ließen. Im Augenblick war ihr erstes Treffen gesprengt; das zweite nahm die Fliehenden auf, und der Kampf wurde heiß. Die eine Partei war zahlreicher, die andere kriegsgeübter; auf keine Seite neigte sich die Wage. Mitten im Gefecht ersah Sforza eine Stelle, wo sich die Mauer, welche seinen Feinden die eine Seite deckte, niederwerfen ließ; er zog zwei Geschwader aus dem Getümmel, durchbrach mit ihnen jene Schranke und machte einen Seitenangriff. Der Ueberraschung wurde der Preis zu Theil, der der beharrenden Tapferkeit versagt geblieben war. Die vier Treffen der Spanier wurden aufgerollt, Alfons vermochte die Verwirrung nicht zu lösen, ihn selbst riß der Wirbel in der Flucht mit sich fort. Die überaus reiche Beute war die kleinere Folge des Siegs; wichtiger war, daß die Königin befreit wurde und, ihrem Groll ganz nachgebend, Ludwig von Anjou für ihren Sohn erklärte. Damit der Krieg rasch zu Ende geführt werde, sammelte Sforza ein großes Heer, zu dem er seinen Sohn Franz, Foschino und Michael Attendolo, alle seine Obersten und Hauptleute einberief. Die gesammten Streitkräfte des Königreichs wurden zu einem Kriegszuge

gegen die Abruzzen aufgeboten; es galt aber auch keinem geringeren Feinde, als dem furchtbaren Braccio.

Seitdem der Genannte den Kriegsdienst Johanna's verlassen hatte, war er mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Die Unterwerfung von Citta di Castello geschah nebenbei; als dies besorgt war, benutzte Braccio sein Heer zu einem Friedenswerke, welches darin bestand, die Gewässer des trasimenischen See's theilweise in einen Canal abzuleiten, der den doppelten Nutzen hatte, die Gefilde von Cortona gegen Ueberschwemmungen zu schützen, und die Felder des Gebiets von Perugia zu bewässern. Bei der Nachricht von dem Zerwürfnisse Johanna's mit Alfons erklärte er sich für den Letzteren, der ihn zum Fürsten von Capua machte. Natürlich war diese Ernennung an die Bedingung thätiger Hilfsleistung geknüpft, und Braccio zögerte nicht, seinen Fürstenhut zu verdienen. Entweder aus Kriegerstolz, oder aus Berechnung hielt er vor Aquila an, um die Hauptstadt der Abruzzen, die ihm die Thore verschloß, zu unterwerfen, und ließ sich auf eine Belagerung ein, welche bereits in den elften Monat dauerte, als Sforza zum Entsatz herbeieilte.

Braccio erwartete seinen ebenbürtigen Gegner am Flusse Pescara, dessen diesseitiges Ufer er durch Schanzen und Pfahlwerke unangreifbar zu machen suchte. Zwölf Tage standen sich beide Heere, nur durch den Fluß getrennt, gegenüber; Braccio eines Angriffs gewärtig, der ihm einen gewissen Sieg versprach, Sforza mit der Hoffnung, daß der Feind ungeduldig werden und den Fluß überschreiten werde. Da dies nicht geschah, beauftragte Sforza seinen Sohn Franz, weiter unten nach dem Meere zu den Uebergang zu versuchen, während er selbst die Aufmerksamkeit des Feindes durch Scheinangriffe ablenken werde. Franz fand den gesuchten Punkt in der Mündung selbst, wo Braccio weder den Fluß ungangbar gemacht, noch das jenseitige Ufer durch Pfahlwerk befestigt hatte. Sein Bericht befriedigte den Vater, der das Uebersetzen selbst leiten wollte; ein Fähnlein Reiter folgte ihm. Auf dem andern Ufer standen wenige Posten, die zurückzuwerfen eine leichte Mühe war. Aber es traf Verstärkung ein; Sforza, der mit hinübergegangen war, bekam einen schweren Stand, sodaß er vom andern Ufer Verstärkung verlangte. Inzwischen war der Uebergang gefährlich geworden; es hatte sich ein

Sturm erhoben; die Wogen des Meeres drangen mit dem Getöse des Donners in die Mündung des Flusses, und dieses Brausen, der Anblick der schäumenden Wellen erschreckte die tapfersten Herzen. Sforza sah seine Reiter am andern Ufer unschlüssig hin und hersprengen; sein Winken wurde nicht beachtet, und doch war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Uebergangspunkt behauptet werden sollte. In seiner Ungeduld sprengte er selbst in den Fluß zurück, um den Weg zu zeigen, neben ihm ritt sein Page. Wie sie nun in der Brandung sind, gleitet der Knabe vor Erschöpfung aus dem Sattel; Sforza greift nach ihm, um ihn zu sich auf das Pferd zu ziehen; in diesem Augenblicke bricht sein eigenes Thier mit den Hinterfüßen zusammen, er verliert ebenfalls den Sattel, der Page in der Todesangst reißt ihn mit sich herab. Für den schwer gewappneten, von einem Sterbenden umschlungenen Mann gab es keine Rettung. Die schäumenden Wogen rollten ihn unaufhaltsam dem Meere zu; noch einmal sahen Franz und die Reiter auf beiden Seiten des Flusses ihn die Hände erheben; dann war er für immer verschwunden. Verzweifelnd stürzten sich der Sohn und Viele mit ihm in den Fluß, nicht einmal die Leiche fanden sie. (4. Januar 1424.)

Der Bauer von Cotignola besaß die Macht eines Fürsten, als er, durch menschliche Waffen unbesiegt, der wilden Naturkraft unterlag. Man kann nicht sagen, daß er durch glänzende Eigenschaften oder getragen von genialer Begabung auf diese Höhe gelangt sei. In den höhern Gaben des Geistes war ihm Braccio überlegen, der auch der Mann der großen Entwürfe und der tief angelegten Pläne war, wovon Sforza nichts wußte. Dieser hatte seine Kraft in der sorgfältigsten Behandlung der gewöhnlichen Geschäfte, überhaupt des Nächstliegenden, in der Emsigkeit, womit er sich den kleinen Mühen seiner Laufbahn unterzog. In seinen politischen Berechnungen war er schwach; in seinen taktischen Erwägungen betrog er sich nicht. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, im Felde der Erste zu sein; um nach einer Krone zu streben, hatte er zu sehr die Denkweise seines ehemaligen Standes beibehalten. Es war als sei er sich bewußt, daß ihm nicht mehr zukomme, als die Rüstung zusammenzufügen, in der sein Sohn um den höchsten Preis kämpfen könne. Die Kriegskunst seiner Zeit brachte er nicht weiter,

aber die Disciplin verdankte ihm viel. Seine energische Kraft drückte sich auch in seiner Ordnungsliebe aus, in geistigen Kämpfen verließ er sich, in Ermangelung höherer Eigenschaften, auf seine List und Schlauheit. Von seinen Soldaten war er angebetet, im Gefecht machte sein furchtbarer Arm eine Leere um ihn. Ein Hufeisen zerbrach er ohne Mühe mit der Hand; die längste und schwerste Lanze faßte er an der Spitze mit den Fingern und hob sie von der Erde auf. Von hoher Gestalt, war er gleichwohl schmächtig, in den Hüften auffallend schmal, und die kleinen tiefliegenden Augen, die buschigen Augenbrauen, die Olivenfarbe seines Gesichts gaben ihm etwas Finsteres, Unheilverkündendes. Er stand in seinem fünfundfunfzigsten Jahre, als er ertrank.

Neuntes Kapitel.

Franz Sforza übernimmt das Heer seines Vaters. — Schlacht von Aquila, Braccio hungert sich in der Gefangenschaft zu Tode. — Piccinino und Carmagnola. — Philipp Maria Visconti. — Die Schweizerschlacht von Arbedo. — Carmagnola in venetianischem Dienst. — Bund gegen Mailand. — Schlacht von Maclodio. — Die Kämpfe um Cremona. — Flottenschlacht auf dem Po. — Carmagnola wird des Verraths angeklagt und zwischen den Säulen des heil. Marcus hingerichtet. — Ob er schuldig war?

Drei Eilboten, die einander auf dem Fuße folgten, benachrichtigten Braccio von dem Schicksal seines Nebenbuhlers. Dieser Tod erschütterte ihn tief; man sah ihn wohl eine Stunde lang gesenkten Hauptes und schweigend auf dem Wege nach Aquila zurückreiten. Astrologische Berechnungen und Wahrsagungen mögen auf seine Niedergeschlagenheit nicht ohne Einfluß gewesen sein. Es wird erzählt, daß Beide, als sie noch in Alberich's von Barbiano Heer Zeltgenossen waren, sich das Horoskop hätten stellen lassen. Da sei Sforza gesagt worden: er möge sich vor Flüssen in Acht nehmen und den Montag als einen verhängniß-

vollen Tag betrachten; für Braccio aber habe der Ausspruch gelautet; daß er seinen Genossen nur kurze Zeit überleben werde. Der auf Sforza bezügliche Theil der Vorhersagung war nun eingetroffen, und Braccio theilte zu sehr die Vorurtheile seiner Zeit, um nicht zu fürchten, daß auch sein Geschick die Worte des Astronomen bewahrheiten werde.

Das seines Führers beraubte feindliche Heer wurde von ihm nicht beunruhigt, sodaß Franz Sforza Vorkehrungen treffen konnte, sich dieser werthvollsten Hinterlassenschaft seines Vaters zu versichern. Er war der jüngste aller Unterfeldherren, Niemand hatte gegen ihn Verpflichtungen, viele Hauptleute waren ihm verfeindet und hatten noch ganz neuerlich auf einem Zuge in Calabrien eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Die Schnellkraft und Umsicht, die er bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, führten ihn zu seinem Ziele. Ehe die Soldaten recht zur Besinnung kommen konnten, waren sie in Rotten und Fähnlein zusammenberufen, aufs Neue in Eid und Pflicht genommen und auf dem Rückmarsche ins Innere des Königreichs. Der Zug berührte die Schlösser und Lehen des Vaters, deren Besitz Franz mit diesem Geleit am sichersten antrat, worauf er sein Heer nach Aversa zur Königin führte. Johanna empfing ihn huldreich, bestätigte ihn in seinem Besitz und erlaubte ihm, den Beinamen seines Vaters, der bis dahin mehr ein Kriegsname gewesen war als Familiennamen zu führen.

Johanna hatte ihren Feldherrn sehr nöthig, um in den Besitz ihrer Hauptstadt zu gelangen. Für Alfons, der nach Aragonien zurückgekehrt war, behauptete dessen Bruder, der Infant Don Pedro, Neapel unter dem Beistande guter Kriegshauptleute: Bernardino's della Carda, degli Ubaldini, Jakob Caldora's und Orso Orsini's. Zur See war die Stadt belagert durch eine genuesische Flotte von vierzehn großen Schiffen und zweiundzwanzig Galeeren, welche Philipp Maria Visconti, der neue Herr der Dogenstadt, geschickt hatte; die Landseite war frei. In diese Lücke trat Franz Sforza mit seinem Heer ein; die Stadt wurde eng eingeschlossen, was bei dem bekannten Wankelmuth der Bewohner sehr bald die Folge hatte, die alte Anhänglichkeit an Johanna und das Haus Anjou wach zu rufen und den Haß gegen die stolzen Spanier zu verschärfen. Don Pedro, dem diese Stimmung nicht ent-

ging, war entschlossen, Feuer in die Häuser zu werfen und sich in die Festen zurückzuziehen; Jakob Caldora widersetzte sich dem. Es ist möglich, daß der Condottiere in patriotischer Regung so handelte; gewiß ist, daß er seit längerer Zeit keinen Sold erhalten hatte und darauf speculirte, in Johanna's Dienst mit Sforza's ehemaligem Amt beschenkt zu werden. Ein Freund, der im Lager des feindlichen Heeres als Gefangener lebte, machte den Mittelsmann; als man sich geeinigt hatte, öffnete Caldora den Belagernden die Thore. (12. April 1424.) Don Pedro schloß sich mit den Spaniern im Castell Nuovo ein, wo er bis zu seiner Abreise nach Aragon unbelästigt blieb. Caraccioli wollte nicht das gänzliche Verderben der Gegenpartei, weil Ludwig von Anjou in diesem Falle zu übermüthig geworden sein würde.

Inzwischen setzte Braccio die Belagerung von Aquila fort. Die Bewohner wiesen alle seine Aufforderungen zur Uebergabe zurück und vertheilten ihre Lebensmittel, soviel nach einer mehr als jährigen Belagerung noch übrig waren, auf eine solche Weise, daß bis zum 1. Juni kein Mangel eintreten konnte. Bis zu diesem Termine würden sie sich halten, meldeten sie der Königin; wenn bis dahin kein Entsatz käme, müßten sie die Stadt übergeben. Martin V. und der Herzog von Mailand schickten Verstärkungen für das Heer, das Johanna zur Befreiung der Stadt bestimmte; den Oberbefehl übernahm Jakob Caldora als der älteste Kriegshauptmann. Franz Sforza war unter den Unterfeldherren; er und sein Verwandter Michael Attendolo stellten gemeinschaftlich fünf Geschwader, jedes 200 Helme stark. Aquila wird ringsum von hohen und steilen Bergketten umgeben, die nach der Stadt zu schroff abfallen und zwischen ihrem Fuß und den Mauern nur eine nicht eben breite Ebene lassen. Diese Bodenbildung war für Braccio so vortheilhaft, daß er mit seinem fast zweimal schwächeren Heer der Ankunft des Feindes ruhig entgegensehen durfte. Um zur Stadt zu gelangen, mußte Caldora das steile St. Lorenzgebirge durchziehen; war er glücklich durch dessen Engpässe gelangt, so hatten seine schweren Reiter auf schroffen und gewundenen Pfaden im Angesicht des Feindes in die Ebene hinabzusteigen. Diese doppelte Aufgabe war so schwierig, daß ein vorsichtiger Feldherr das Unternehmen ganz aufgeben konnte,

und eben das war es, was Braccio fürchtete. Seiner selbst und seiner Truppen gewiß, wollte er den Krieg mit einem Schlage zu Ende bringen und sandte an Caldora einen Trompeter mit folgender Botschaft: „Fürchte Dich nicht vor den Gebirgen; alle Päſſe ſind auf meinen Befehl frei und ſicher. Ich erwarte Dich in der Ebene am Fluß; haſt Du ein Herz, ſo ſtellſt Du Dich da zur Schlacht.“ Caldora, der dies für eine Prahlerei hielt, antwortete in gleicher Weiſe: „Nicht Deiner Gnade, ſondern meinen Waffen vertraue ich, was die Bewältigung des Gebirgs betrifft. Flieh'ſt Du nicht, erwarteſt Du mich zur Schlacht, ſo iſt es Dein Untergang.“

Dieſe Prahlerei verhinderte nicht, daß Caldora jedes Mittel verſuchte, der Stadt ohne eine Schlacht Lebensmittel zuzuführen oder einen andern Weg ausfindig zu machen. Als ihm Beides mislang, worüber der von der Stadt geſtellte Termin völlig ablief, mußte er ſich wohl zum Marſch durch das Lorenzgebirge entſchließen. Nicht ohne Bangen ſahen ſeine ſchweren Reiter, wie ſie ihre Pferde auf den ſteilen und engen Pfaden nach ſich zogen, auf den beherrſchenden Höhen feindliches Fußvolk. Sie konnten ſich nicht erklären, weshalb kein Angriff erfolgte: der Grund war der, daß Braccio, auf den völligen Untergang ſeiner Feinde bedacht, ſein Fußvolk ins Gebirge geſchickt hatte, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden. Der weitere Marſch den Bergesabhang hinab in die Ebene blieb ebenfalls unbeläſtigt; Braccio erwartete ſeinen Gegner unten im freien Felde, wie er zugeſagt hatte. Sein Plan war klug entworfen. Das Flüßchen, welches bei Aquila fließt, war aufgeſtauet worden; ſein Waſſer überſchwemmte die Ebene, welche Caldora betreten mußte. Waren die vom Klettern ermüdeten Thiere des Feindes in dieſen Moraſt verwickelt, ſo wollte Braccio ſeinen Angriff mit höchſter Kraft ſeiner friſchen Menſchen und Pferde machen; die Geworfenen würde ſein Fußvolk im Gebirge empfangen haben. Von Aquila beſorgte er nichts, da ſein beſter Oberſt, Nikolaus Piccinino, die Zugänge zur Stadt mit 240 Helmen bewachte.

Am 2. Juni 1424 begann Braccio die Schlacht. Der Anfang war ſeinen Berechnungen angemeſſen; das feindliche Heer gab dem wüthenden Anprall ſeiner geſchloſſenen Geſchwader Raum, wankte und

wich in halber Unordnung gegen das Gebirge zurück. Das Fußvolk Braccio's war auf dem Kamme des Gebirgs Zeuge dieser Niederlage; es sah das Winken seines Feldherrn, einen Rückenangriff zu machen, wich aber in Folge eines sonderbaren Misverständnisses nicht von der Stelle. Caldora gewann Zeit, seine Leute zu sammeln; die Zuversicht auf die größere Zahl kehrte zurück, das Gefecht kam ins Stehen, und in diesem Augenblicke ließ Michael Attendolo seine leichten Fußgänger vorrücken, denen er den Befehl gab, sich in das Getümmel zu mischen und die Pferde der Gegner von untenauf zu erstechen. Das unritterliche Verfahren machte in kurzer Zeit dreihundert Reisige Braccio's unberitten; der Uebrigen bemächtigte sich Verwirrung, während die Neapolitaner ungestüm vordrangen. Nikolaus Piccinino sah das Wogen des Gefechts näher kommen, wollte seinen Gefährten Hilfe bringen und verließ den wichtigen Posten, den er unter allen Umständen hätte halten sollen. Die Einwohner von Aquila bemerkten diesen Fehler nicht sobald, als sie aus der Stadt fielen und 6000 Mann stark Braccio im Rücken angriffen. Zu viel stürmte auf dieses tapfere Heer zugleich ein; der Andrang solcher Feindesmassen raubte dem Tapfersten den Muth, Viele flohen, der Kern der Geschwader sammelte sich um eine Anhöhe, auf der die Fahnen aufgepflanzt waren. Dort focht auch Braccio, noch immer bemüht, durch Zuruf und Beispiel das Glück des Tags herzustellen. Wie er vor den Reihen hinritt und Alles zu einem letzten Angriff ordnete, kamen die Feinde an ihn heran, unter den Vordersten Ludwig Antilocchi, ein Verbannter aus Perugia, der ihn an seiner Gestalt und an seiner Rüstung erkannte. „Du bist Der," schrie der Verbannte, „der mich für immer von meiner Vaterstadt entfernt halten will?" Zugleich führte er einen Stoß gegen ihn, der Braccio am Halse traf, daß er schwer verwundet vom Pferde auf den Boden sank. Mit seinem Fall war die Schlacht beendet; seine Soldaten brachen das Gefecht ab und flohen nach allen Seiten. Der Gefangene wurde in das Zelt Caldora's gebracht und Alles für ihn gethan, was seine Lage erheischte. Aber für alle Aufmerksamkeiten und Trostworte hatte er keinen Laut, keinen Blick; auch seine gefangenen Soldaten, die man mit ihm ohne Zeugen sprechen ließ, konnten mit den flehentlichsten

Bitten nicht von ihm erlangen, daß er sie beachte, oder Speise und Trank zu sich nehme. Seine Wunde war nach dem Ausspruch der Aerzte nicht tödtlich; sein Kummer, und daß er jede Nahrung versagte, machte seinem Leben ein Ende. Am dritten Tage benachrichtigte ein lautes Wehgeheul der Gefangenen das Lager, daß Braccio von Montone aus dem Leben geschieden sei.

Braccio war ein ritterlicher, hochherziger Krieger, ein Staatsmann, der sich die Achtung der feinen Politiker seiner Zeit erzwang. Sein kleines Reich, das er durch das Glück seiner Waffen gegründet hatte, hielt er mit solcher Klugheit zusammen, daß es die Basis einer größern Macht werden konnte. Als er starb, hegte er große Entwürfe und sann auf die Gründung eines Reichs, zu dem der Kirchenstaat und Neapel die Bestandtheile hergeben sollten. Es geht die Sage, daß er bei seiner letzten Trennung von seiner Gemahlin Nicola von Varano dieser einen Schrein übergeben habe, den sie nicht öffnen dürfe, als bis er zurückgekehrt oder todt sei. Nach der Schlacht bei Aquila habe sie ihn geöffnet und ein Scepter und einen Wittwenschleier gefunden. Die Deutung kann nur eine sein: Braccio von Montone wollte als König, oder gar nicht zurückkehren. Im Felde war sein erster Angriff unwiderstehlich; die von ihm erfundene Taktik, Geschwader auf Geschwader ansetzen zu lassen, die ermatteten zurückzunehmen und mit gesammelten Kräften zu neuem Anprall vorzuschicken, entschied die meisten Schlachten für ihn. Prachtliebend und von hoher schöner Gestalt, der Gabe der Rede mächtig, klug und gewinnend, verdankte er seiner Persönlichkeit Erfolge, die seinem Nebenbuhler Sforza, wegen des Mangels dieser Eigenschaften versagt blieben. Auch Braccio war von ungewöhnlicher Körperstärke; Tage, Wochen und Monate kam er aus der Rüstung nicht heraus, sodaß die Kleider, die er darunter trug, mit dem Stahl und Eisen oftmals wie verwachsen waren.

Sforza, der unbesiegt starb, während Braccio unter dem moralischen Druck einer Niederlage zusammenbrach, war auch darin glücklicher, daß seine Macht auf seinen Sohn forterbte. Braccio's Reich ging mit seinem Tode aus den Fugen. Perugia öffnete am 29. Juli 1424 dem Papst Martin V. die Thore, unter der Bedingung, daß die

Verbannten von der Partei der Raspanti nicht zurückkehren dürften, und daß das Schloß Montone der Wittwe und den beiden Söhnen Braccio's bleibe. Die übrigen Städte des Kirchenstaats unterwarfen sich ebenfalls; die neapolitanischen Lehen Braccio's zog Johanna, als durch Felonie verwirkt, ein. Den Beraubten verfolgte der Haß seiner Gegner noch über das Grab hinaus. Der Papst grollte ihm persönlich, weil Braccio oft geäußert hatte, er werde Martin V. noch soweit bringen, daß er ihm für einen Heller hundert Messen lesen müsse. Das mochte hingehen, daß der Kirchenfürst seine Freude über den Tod seines Feindes durch dreitägige glänzende Umgänge an den Tag legte; aber er ging weiter, er verschaffte sich den Leichnam des im Bann Gestorbenen und ließ ihn unweit Roms in eine unsaubere Grube werfen. Dort blieb die Leiche, bis Nikolaus Fortebraccio sie mit Gewalt raubte und in Perugia in dem dortigen Grabmonument Braccio's beisetzte. Auch der Wittwe hielt Martin V. nicht, was er den Bürgern von Perugia gelobt hatte. Er ließ sie in Montone belagern und trotz tapferster Vertheidigung mußte Nicola sich endlich ergeben. Sie begab sich nach Camerino zu ihren Brüdern, wo sie bald darauf in Kummer über ihr Misgeschick starb. Ihr ältester Sohn Oddo nahm, mit Nikolaus Piccinino und mit 400 Helmen oder zwölfhundert Reitern, bei den Florentinern Dienste, starb aber wenige Monate nach dem Vater. Der zweite Sohn, Karl, der zur Zeit der Schlacht von Aquila ein zarter Knabe von zwei Jahren war, erhielt das Geschlecht Braccio's von Montone.

In dem einen Punkte war Braccio glücklicher, als Sforza, daß sein Name in dem Kriegswesen jener Zeit sich länger erhielt. Die eine der beiden Kriegsschulen, nach denen die Söldner sich bezeichneten, nannte man nach ihm, die andere nicht nach Sforza Attendolo, sondern nach Franz Sforza. Das Haupt der ersten wurde zur Zeit Nikolaus Piccinino, der Oberst, dessen Unachtsamkeit viel zum Verlust der Schlacht von Aquila beigetragen hatte. Dieser Mann war der Sohn eines ehrlichen Fleischers in Perugia und sollte ein dem väterlichen verwandtes Handwerk, das Wollengeschäft, ergreifen. Als der Vater starb, hatte er einen Traum, in dem ihm entweder der heidnische Mars, oder der christliche St. Georg erschien und ihm so deutliche Winke über seine

eigentliche Bestimmung gab, daß er sich für den Krieg entschied. Die Mutter gab ihre Einwilligung. Mit einem Oheim, Biagio von Calisciana, schlug er den Weg nach der Romagna ein; Beide traten in den Dienst eines Ritters Bartholomäus von Sesto, der eine als Bube, der andere als Diener. Da er sich durch Tapferkeit und Geschick auszeichnete, wurde Nikolaus nach kurzer Frist zum Reisigen befördert, und Bartholomäus gewann ihn so lieb, daß er ihm seine eigene Tochter zur Frau gab. Drei Pferde mit vollständiger Rüstung bildeten die Mitgift der jungen Frau, die indessen nicht lange in ihrem neuen Stande blieb. Die Geburt eines Sohnes, Jakob, der sich später einen großen Namen machte, kostete ihr das Leben; denn Piccinino, der die Frucht für eine ehebrecherische hielt, erschlug die vermeintliche Sünderin, nahm aber ihren Sohn an Kindesstatt an. Natürlich verließ er zugleich die Genossenschaft seines Schwiegervaters und nahm anderswo Dienste; zuerst bei einem gewissen Wilhelm Mecca, und als dieser im Gefecht gefallen war, bei Braccio. Bei dem Letztern stieg er rasch auf, wurde Befehlshaber über fünf, zehn, zuletzt hundert Pferde. In raschem, schnellem Entschluß kam er fast seinem Herrn gleich: rastlos thätig und immer der Erste bei der Hand, einer der besten Fechter und Führer des Heeres, unterstützte er Braccio bei allen Unternehmungen auf das Beste und war namentlich das Hauptwerkzeug des unter den Mauern von Perugia gewonnenen Sieges. Er rettete Braccio, als dieser eines Tags, von überlegenen Feinden in einem Kloster eingeschlossen, schon im Begriff war, sich zu ergeben. Von den Thaten, die man von ihm erzählte, hatte besonders eine den Beifall der Kriegswelt, die er ausführte, als er in einem kleinen Flecken belagert wurde. Er hörte dort, daß bei den Belagerern starke Vorräthe von Tuch und Geld angekommen seien, schlich sich mit ein paar Rotten nach dem Orte durch, wo das Magazin war, nahm das Geld, das Tuch, welches er seinen Soldaten mit dem Lanzenschafte zumaß, und war in seine Mauern zurückgekehrt, ehe das feindliche Heer seine Anwesenheit bemerkte. Braccio gab ihm seine Nichte zur Frau; als der berühmte Feldherr gestorben war, wählte ihn das verwaiste Heer einstimmig, neben Oddo von Montone zum Anführer. Mit 60,000 Gulden erkaufte er von Caldora freien Abzug

nach Toscana und gelangte glücklich aus dem Kirchenstaate, Dank sei es der Hochherzigkeit Franz Sforza's, der von dem Hinterhalte wußte, den der Neapolitaner den Abziehenden gelegt hatte, und ihnen so weit das Geleit gab, bis sie über die gefährliche Stelle hinaus waren. Eine neue Gefahr harrte Piccinino's beim Val di Lamone, durch das er auf den ausdrücklichen Befehl der Florentiner seinen Weg nehmen mußte. Was er befürchtete, traf ein: wie die Reisigen sich auf Wegen, die der Winter grundlos gemacht hatte, durch die Gebirgspässe wanden, fielen die streitbaren Bauern der Gegend über sie her und würgten nach Herzenslust. Hier fiel Braccio's Sohn, Oddo, der lieber sterben, als sich ergeben wollte; Piccinino ließ sich als Gefangener zu Manfredi, Herrn von Faenza, führen. Diesen hatte er bald überredet, mit Florenz einen Bund zu schließen, erhielt nun natürlich seine Freiheit, sammelte in Kurzem sein versprengtes Heer, warb neue Söldner an und führte den Florentinern mehr Soldaten zu, als er vor seiner Niederlage im Val di Lamone gehabt hatte. Eine Differenz über die Führung des Oberbefehls machte seinem Verhältniß zur Republik ein schnelles Ende. Er ging sogar zu Feindseligkeiten auf eigene Hand über und machte den Florentinern viel zu schaffen. Wie freuten sich diese, als ihnen Kundschaft zugetragen wurde, daß ihr Feind in einem einzeln stehenden Hause von Lugnano Quartier genommen habe und so sorglos sei, daß er nicht einmal Wachen ausgestellt habe. In einer Nacht umstellte Nikolaus von Tolentino das Haus mit Bewaffneten und warf Feuer ein. Flammen und Rauch erweckten Piccinino, und mit einem Blick seine Lage übersehend, stürzte er sich im nächsten Augenblicke in einen Abgrund hinter dem Hause, den die Feinde als ungangbar nicht besetzt hatten. Das Glück wollte, daß er unbeschädigt auf dem Grunde ankam, auf der andern Seite des Flusses einen Trompeter fand. Dieser mußte zum Angriff blasen, worauf die Feinde, die ein ganzes Heer im Anzuge glaubten, Hals über Kopf nach Florenz zurückeilten. Piccinino ging nun nach Mailand zu Philipp Maria Visconti.

Die Kämpfe in Oberitalien, die uns jetzt beschäftigen werden, knüpfen sich an einen berühmten Namen. Franz Bussone, nach seinem piemontesischen Geburtsort gewöhnlich Carmagnola genannt, von

unbekannter Herkunft, diente einem Herrn als Kühjunge und entlief diesem, verlockt von einem Abenteurer, dem er zu den Fahnen Facino Cane's folgte. Ein starker Geist in einem starken Körper, Beharrlichkeit, Unerschrockenheit in jeglicher Gefahr waren die Gaben, die ihm in kurzer Frist das Wohlwollen des Bandenführers erwarben. Dennoch gab ihm Facino Cane nie mehr als zehn Pferde, weil er seinen Ehrgeiz nicht erwecken wollte. „Der ist so geartet," sagte er von Carmagnola, „daß er die Ehre nur ein wenig schmecken darf, um gleich unersättlich zu werden. Nichts ist schlimmer auf der Welt, als bäuerische Anmaßung." Als Facino starb, gesellte sich Carmagnola einen Augenblick lang zu Hektor Visconti, dem Hauptmann ohne Furcht, gab aber bald dem Dienste des Herzogs Philipp Maria den Vorzug.

Am 19. Juni 1412 war Philipp Maria unter allgemeinem Jubel als Herzog von Mailand ausgerufen worden. In seinem Charakter waren die Eigenschaften seines Vaters Johann Galeazzo abgeschwächt repräsentirt. Er hatte dieselbe Lüsternheit nach Eroberungen, und es fehlte ihm doch an Muth, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen und einer Gefahr ins Auge zu schauen. Seine Politik war ebenso treulos und in Schlangenwindungen gehend, wie die des Vaters; wie dieser betrog er unaufhörlich Freunde und Feinde und versteckte unter jeder seiner Handlungen einen Nebenzweck, welcher dem, was er zu erstreben schien, häufig schnurstracks zuwiderlief. Endlich finden sich auch bei ihm, neben einem gemeinen und grausamen Charakter, Züge von unerwarteter Großmuth. Aber Philipp Maria besaß weniger Willenskraft, als der Vater; er verstand seine Entwürfe nicht so geschickt zu leiten, seine Mittel nicht so gut zu wählen, hatte nicht die Kenntnisse Johann Galeazzo's in der Verwaltung und war ebensowenig befähigt, das Volk zu blenden, als seine Liebe zu erwerben. In der Wahl seiner Feldherren hatte er ein seltenes Glück; daher schreiben sich seine Erfolge.

Bei der Belagerung von Monza, in der sein Herzogshut auf dem Spiele stand, wurde Philipp Maria auf Carmagnola aufmerksam. Er bemerkte dort einen gewöhnlichen Reisigen, der Hektor Visconti bis in die feindlichen Reihen hinein verfolgte und zum Gefangenen gemacht haben würde, wenn die Kräfte seines Pferdes ausgereicht hätten. Er

schenkte diesem Manne ein Fähnlein Reiter, und da Carmagnola immer mehr Beweise von Tapferkeit und Klugheit gab, ließ er ihn immer höher steigen, bis er ihm den Oberbefehl über sein Heer ertheilte. Der Bandenführer Philipp Maria's gewann nun alle die Besitzungen wieder, welche die Bandenführer Johann Galeazzo's an sich gerissen hatten. Das ganze Land zwischen Tessin, Adda und Alpen, Monza, Alessandria, Trezzo, Parma, Brescia, Bergamo, Cremona, Piacenza, Reggio kehrten unter mailändische Hoheit zurück. Die Lombardei war noch nicht ganz unterworfen, als sich dem Herzog die Aussicht eröffnete, Genua zu seinen andern Besitzungen zu schlagen. Mehrere Patrizierfamilien, die Guarci, Montaldi und Andere, verließen 1417 die Stadt und begaben sich zu Philipp Maria, dessen Hilfe sie in Anspruch nahmen. Die Markgrafen von Montferrat und Carreto öffneten die Alpenpässe für ein Heer, das Carmagnola befehligte und mit dem er mehrere Jahre das genuesische Gebiet verwüstete (1418—1421), bis sich Genua unter denselben Bedingungen, welche die Franzosen gewährt hatten, ergab. Philipp Maria gewährleistete der Stadt ihre Verfassung und ihre Freiheiten, der letzte Doge, Campo Fregoso, wurde mit der Herrschaft über Sarzana entschädigt; Carmagnola übernahm als Statthalter die Regierung.

In demselben Jahre 1421, in dem Genua sich ergab, erfolgte die gänzliche Bewältigung der Lombardei, mit Einschluß von Bellinzona, worauf Uri und Obwalden Rechte zu haben glaubten, die sich aus einem mit dem Freiherrn von Sax abgeschlossenen Kaufvertrage herschrieben. Die Schweizer waren nicht einig, ob sie ihre Erwerbung auf italienischem Boden behaupten sollten, oder nicht; Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus versprachen endlich Hilfe. In schlechter Ordnung bewegte sich das Aufgebot gegen das feindliche Land; während ein Theil noch auf dem Gotthard stand, die Schwyzer bei Poleggio Halt machten, gingen die vier Banner von Luzern, Unterwalden, Uri und Zug auf Bellinzona los. Sie waren zusammen 3000 Hellebarden stark; Carmagnola erwartete sie im Lager von Arbedo mit 6000 Pferden und 18,000 Mann zu Fuß. Am 30. Juni 1422 war die Schlacht. Die italienischen Reiter glaubten das feindliche Fußvolk im ersten Jagen niederreiten zu können; allein die mit Riesenkraft geführten Hellebarden der Schweizer

belehrten sie eines Bessern. Vierhundert Pferde waren im Nu gefallen; die Schweizer hieben den Thieren nach den Beinen, und es wird sogar erzählt, daß dieser und jener Schweizer ein Pferd bei den Vorderfüßen ergriffen und mit sammt dem Reiter niedergeworfen habe.*) Carmagnola ließ seine Reiter absitzen, und jetzt entbrannte der eigentliche Kampf. Die Ueberzahl erdrückte die Schweizer; sie wollten sich ergeben; der Schultheiß von Luzern steckte die umgekehrte Hellebarde in die Erde, zum Zeichen, daß man den Kampf aufgebe. Der starke Verlust seiner Reiter hatte Carmagnola wüthend gemacht; er wollte kein Quartier geben; die Schlacht wurde fortgesetzt. Da kamen 600 Schweizer herbei, die im Missox-Thale Futter geholt hatten, und griffen mit lautem Geschrei die italienische Nachhut an. Carmagnola, in der Meinung, daß die bei Poleggio lagernden Schweizer im Anzuge seien, brach die Schlacht ab. Von den Schweizern waren 396 gefallen, von den Italienern dreimal so viel. Bellinzona ging übrigens an Mailand verloren; der Gewinn der Schweizer bestand in dem Schrecken, den ihre Tapferkeit, ihre Körperkraft, der riesenhafte Bau ihrer Leiber verbreiteten. Die Leiche eines der größten Schweizer, der mit einer Lanze im Leibe noch gefochten hatte, nahm Carmagnola mit nach Mailand, damit der Herzog das Wunder sehe.

In den nächsten Kriegen Philipp Maria's mit den Florentinern, die aus seinem Streben entstanden, in Toscana festen Fuß zu fassen, befehligte die Mailänder nicht Carmagnola, sondern Angelo della Pergola. Die Florentiner kämpften sehr unglücklich: sechs Niederlagen folgten aufeinander, die schlimmsten bei Zagonara,**) Anghiari, Faggiuola.

---

*) Simonde de Sismondi, Hist. des republiques ital. du Moyen-age, chap. 63. — Andreae Billic. Hist. Mediol. L. III.

**) Machiavelli, dessen florentinische Geschichte ganz im Geiste der Alten geschrieben ist, hat keinen Anspruch auf Autorität, so oft er über das ihm in den Tod verhaßte Söldnerwesen schreibt. Von der Schlacht von Zagonara, die nach allen Zeugnissen eine sehr blutige war, sagt er: „Und bei dieser Niederlage, die durch ganz Italien berühmt wurde, fand Niemand den Tod, als Ludwig von Obizzi mit Zweien der Seinigen, die vom Pferde fielen und im Schlamme erstickten.“ Ebenso wahrheits-

Florenz mußte das Bündniß Venedigs suchen, und dazu bot ein aus Mailand verbannter Flüchtling seine Hand, der kein anderer war, als Carmagnola, dem der Herzog seinen Thron verdankte.

Der große Reichthum Carmagnola's, die Liebe seiner Soldaten zu ihm, hauptsächlich aber das Bewußtsein, diesem Manne Alles zu verdanken zu haben, schadeten ihm bei dem argwöhnischen und kleinlichen Philipp Maria. Er, der mit Ehren überhäuft worden war, wurde unmittelbar nach der Schlacht von Arbedo nach Genua in ehrenvolle Verbannung geschickt. Er ging gern, da man ihm den Befehl der gegen Neapel bestimmten Flotte zugesagt hatte; doch als die Schiffe ausgerüstet waren, überschickte der Herzog nicht ihm, sondern Guido Torelli den Commandostab. Die Vorstellungen, welche er dagegen machte, wurden von den ihm feindseligen Räthen Lampugnano und Riccio dazu benutzt, ihn noch mehr bei dem Herzoge anzuschwärzen. Man wollte ihn, der alle Staatsgeheimnisse kannte, verderben, vorläufig aber machtlos machen, zu welchem Zwecke von ihm gefordert wurde, daß er dreihundert Reiter entlasse, die er für seinen persönlichen Dienst hielt. In diesem Geschwader waren die theuersten Freunde und Waffengenossen Carmagnola's, lauter Männer, die ihm in allen Gefahren treu geblieben waren und seine schönsten Siege erfochten hatten. Seine Bitten, ihm diese Freunde zu lassen, erhielten keine Antwort; die Umgebung des Herzogs unterschlug seine Briefe. In der Ahnung, daß dies geschehe, machte er sich selbst nach Mailand auf den Weg und forderte im Schlosse Biagrasso Audienz. Zum ersten Male wurde ihm der Eintritt in die herzoglichen Gemächer verweigert; er bestand auf seinem Willen; man antwortete nicht; nun erhob er die Stimme so laut, daß Philipp Maria jedes Wort hörte. Er kenne seine Feinde, rief er unter den kräftigsten Betheuerun-

---

widrig berichtet er über die Schlacht von Molinella (1467), in der nach den geringsten Angaben Dreihundert, nach den höchsten Tausend fielen. Seine Worte sind: „Nun kam es zu einem ordentlichen Gefecht, das einen halben Tag anhielt, ohne daß ein Theil vom Platze wich. Nichtsdestoweniger fand Niemand seinen Tod; es wurden blos einige Pferde erstochen, und jede Partei nahm der andern ein paar Gefangene ab."

gen; es seien die neidischen Räthe, von denen eine Verschwörung ausgehe, deren Opfer er sein solle; aber man möge sich hüten: mit Thränen werde man einst daran denken, daß man ihm heute die Thüren verschließe. Die heftige Scene verwirrte die Höflinge dergestalt, daß Niemand an seine Verhaftung dachte. Einmal aus dem Schlosse, verlor Carmagnola keinen Augenblick Zeit und war so schnell in Ivrea auf savoyischem Gebiet, daß sein Feind Lampugnano, der ihm eifrig nachsetzte, ihn nicht erreichen konnte. Amadeus von Savoyen wurde durch ihn von allen Anschlägen des Mailänder Herzogs unterrichtet und empfing den Rath, in einem Bündniß mit den Republiken Venedig und Florenz Schutz zu suchen. Von Savoyen ging Carmagnola auf einem Umwege, den er machte, um nicht schweizerisches Gebiet zu betreten, durch die penninischen Alpen nach Trient und erreichte in einer Verkleidung mit zwanzig Dienern Venedig. Der dortige Senat war zu vorsichtig, um ihm sogleich das volle Vertrauen zu schenken, welches er forderte. Sein Zwist mit dem Herzog konnte ein erheuchelter sein; es war vorgekommen, daß Räthe der Visconti Zuflucht bei dem Feinde suchten, um dessen Geheimnisse kennnen zu lernen und zu verrathen. Vor der Hand erreichte Carmagnola nur, daß ihn Venedig mit 300 Lanzen in Sold nahm. Nach dem Vertrage hatte er sechstausend Ducaten jährlich zu empfangen und dafür auf seine Kosten hundert Pferde zu erhalten, „um damit in Friaul, in der Mark von Treviso und wo es dem Senat sonst gefalle, Dienste zu thun.“ Ein Versuch Philipp Maria's, Carmagnola in Treviso zu vergiften, benahm den Venetianern jeden Argwohn und gab den Vorstellungen ihres Feldherrn größern Nachdruck. Am 14. December 1425 wurde der Senat berufen, um eine Entscheidung zu fassen; die Gesandten von Florenz und von Mailand, auch Carmagnola, waren eingeladen, um jeder für seine Sache das Wort zu nehmen.

Lorenzo Ridolfi, der florentinische Gesandte, erhielt zuerst das Wort. „Dieser Krieg hat uns arm gemacht,“ begann er; „Italien ist mit dem Schmucke und den Edelsteinen unserer Frauen und Töchter überschwemmt, wir haben Alles verkauft, was wir Werthvolles hatten, um kämpfen zu können. Unsere Ausgaben laufen höher, als auf zwei Millionen Goldgulden; hätten wir ganz Florenz verkaufen wollen, Niemand würde uns

so viel dafür gegeben haben. Wenn wir unterliegen, werden die Venetianer zunächst unterjocht werden. Liebt Ihr die Freiheit, die den Stolz Eurer Stadt ausmacht, wollt Ihr frei bleiben, so vereinigt Eure Waffen mit den unsrigen. Theilt mit uns die Sorge für das Gemeinwohl, so lange uns noch Kraft und Muth bleiben, unsere Würde zu vertheidigen. Nicht darum verlangen wir Verbündete, um die ganze Last des Kriegs auf sie zu wälzen; wir werden vielmehr mit ihnen theilen, und so schwer unsere Bürde bereits auch ist, den größten Theil davon tragen." Der mailändische Gesandte, der zunächst das Wort erhielt, rechtfertigte seinen Herrn gegen die Vorwürfe der Florentiner, indem er die Rechtmäßigkeit des Kriegs auseinandersetzte. Er berief sich auf die lange Freundschaft der Visconti für die Venetianer, die auch jetzt keine Veränderung erlitten habe, nun die Staaten aneinander grenzten. Carmagnola, an den die Reihe jetzt kam, zerstörte Alles, was sein Vorgänger gesagt hatte, durch seine Enthüllungen über die versteckte Politik und die geheimen Ränke Philipp Maria's. Ausführlich schilderte er den Charakter des Herzogs, dessen Grundlage ein unruhiger Ehrgeiz bilde, der weder der Macht seines Staats, noch der Kraft seiner Seele, noch den Talenten seines Geistes entspreche. Während Philipp Maria seinen Schatz leer schöpfe und den Haß des Volks auf sich lade, schließe er sich in seine Gärten ein, wo er sich von seinen Jägern Geschichten erzählen lasse, Feste und Vergnügungen aller Art anordne. „Er hält meine Frau*) und Töchter in seinen Gefängnissen zurück," schloß der Carmagnole, „und glaubt auf diese Weise Herr über mich zu sein; aber mein Vaterland ist überall, wo ich mich frei fühle. Diese Stadt, welche den Kaufleuten aller Völker und aller Glaubensparteien eine Zuflucht eröffnet, wird auch mir eine solche gewähren. Ich verstehe auch mein Handwerk, das Euch von Nutzen sein kann: es ist der Krieg. Gebt mir Waffen, laßt sie mich gegen Den führen, der mich unglücklich gemacht hat, und Ihr werdet sehen, daß ich Euch zu vertheidigen und mich zu rächen verstehe." Johann Franz von Gonzaga, Herr von Mantua,

*) Seine Frau Antonia stammte aus dem Geschlecht der Visconti, war aber freilich von unehelicher Geburt.

schloß die Reihe der auswärtigen Redner mit einem Hilfegesuch an die Republik. Der Senat schwankte; der Doge Franz Foscari riß die Zaudernden mit sich fort. „Laßt uns den Florentinern helfen," rief er aus, „da Gott mit ihnen ist und sie so muthig kämpfen. Möge alle Welt wissen, daß unsere wahren Verbündeten und Freunde die sind, welche sich gleich uns der Freiheit weihen. Ueberall, wo für die Freiheit gekämpft wird, möge auch der venetianische Name genannt werden."

Florenz und Venedig schlossen ein Bündniß, das beide Republiken verpflichtete, jede eine Flotte zu stellen und auf gemeinschaftliche Kosten sechzehntausend Pferde und achttausend Mann zu Fuß unter den Waffen zu halten. Alle Eroberungen, welche die Venetianer in der Lombardei machen würden, sollten ihnen verbleiben. Der Markgraf von Ferrara, der Herr von Mantua, Siena, der Herzog Amadeus von Savoyen und der König Alfons von Aragonien traten dem Bunde bei; am 17. Januar 1426 erklärten die Verbündeten an Mailand den Krieg.

Carmagnola wollte die Feindseligkeiten mit einem Ueberfall auf Brescia eröffnen, wo er viele Anhänger hatte, und wo außerdem die Feinde des Herzogs, die sogenannten Welfen, sehr zahlreich waren. Brescia bestand damals aus vier Quartieren, deren jedes seine eigene Befestigung hatte. Eines derselben, welches am tiefsten in der Ebene lag und daher die geringste strategische Bedeutung hatte, war in der Gewalt der Welfen, und dieses wurde ihm am 17. März 1426 geöffnet. In der Belagerung der andern drei Quartiere unterstützte ihn Nikolaus von Tolentino, der florentinische Feldherr, der, um die Stadt einzuschließen, einen Graben von mehr als einer Stunde Länge, zwanzig Fuß Breite und zwölf Fuß Tiefe zog. Jedes Quartier mußte besonders belagert werden; trotz dieser Schwierigkeit machten die Belagerer Fortschritte, was sie besonders ihrem groben Geschütz*) verdankten, auf das die Mauern der Stadt nicht eingerichtet waren. Nun kam auch das mailändische Heer herbei, das unter dem Oberbefehl Angelo's della Pergola viele berühmte Bandenführer vereinigte: Karl Malatesta, Guido

*) Die Kanonen wurden in dieser Zeit sowohl allgemein, als wirksam; die Feuerwerker gewannen jetzt Uebung.

Torelli, Nikolaus Piccinino, Franz Sforza. Das Entsatzheer belagerte seinerseits die Belagerer, ohne indessen gegen deren Schanzen etwas ausrichten zu können. Es war keine Einigkeit unter den vielen mailändischen Generalen; vor ihren Augen nahm Carmagnola ein Thor, eine Straße nach der andern, und sie waren Zeuge, wie ganz Brescia stückweise in seine Hand fiel. Mit der alten Citadelle, die am 20. November 1426 die weiße Fahne aufsteckte, war die Eroberung der Stadt vollendet.

Der Friede, den Philipp Maria nach dem Verlust von Brescia mit Venedig abschloß, wurde von ihm ebenso schnell eingegangen, als gebrochen. Die Mailänder boten ihm 20,000 Mann, auf ihre Kosten zu unterhalten; auf diese Mannschaft vertrauend, begann er im Frühjahr 1427 die Feindseligkeiten aufs neue. Carmagnola hatte das Heer verlassen, um sich von einer Krankheit herzustellen, die ihm ein Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte, und in seiner Abwesenheit erfochten die Mailänder einige Vortheile. Er selbst ließ sich von Piccinino vor Gottolengo locken und erhielt eine Schlappe, die ihm fünfzehnhundert Gefangene kostete. Diese Lehre ließ ihn eine Vorsichtsmaßregel annehmen, die zu den ungewöhnlichen gehört. Sooft er künftig ein Lager bezog, bildete er ringsum aus zwei Reihen von Wagen eine Wagenburg, die von Bogenschützen bewacht wurde. Zu diesem Zwecke folgten seinem Heere beständig zweitausend mit Ochsen bespannte Wagen.*)

Als Carmagnola die Belagerung von Cremona vorbereitete, begab sich Philipp Maria persönlich zu seinem Heer, zum ersten Male seit seinem Regierungsantritt. Beide Theile strengten ihre Kräfte aufs äußerste an; jeden Tag erhielten beide Heere neue Verstärkungen, und es wird versichert, daß zuletzt 70,000 Bewaffnete um die Stadt ver-

*) Wenn Carmagnola seine Wagenburg von den böhmischen Hussiten annahm, so war seine Nachahmung eine höchst unvollkommene. Die Böhmen schützten ihre Wagen auf beiden Seiten mit abhängenden Brettern, verbanden sie untereinander mit Ketten und führten künstliche Evolutionen damit aus. Ihre beweglichen Wagenburgen waren der Schrecken der bepanzerten Ritter; die stolzesten Heere Europas ergriffen davor die Flucht.

einigt gewesen seien. Diese Masse beobachtete sich; kein Theil wagte es, den breiten Graben, durch den die Heere getrennt wurden, zu überschreiten. Der Eifer der mailändischen Generale, sich unter den Augen ihres Herrn auszuzeichnen, ließ sie endlich einen Angriff unternehmen. (12. Juli 1427.) Sie drangen in das venetianische Lager vor; doch die außerordentliche Hitze dieses Sommers hatte die Erde in Staub verwandelt, und die Hufe der Pferde regten so dichte Staubwolken auf, daß die verschiedenen Abtheilungen keine gemeinschaftliche Richtung einschlagen, sich nicht einmal gegenseitig erkennen konnten. Als man zum Rückzuge blies, ritten mehrere mailändische Fähnlein mitten in das venetianische Lager, wo sie zu Hause zu sein glaubten. Franz Sforza, Carmagnola, Franz von Gonzaga waren eine geraume Zeit von den Ihrigen getrennt, unter den Feinden; alle Drei würden gefangen genommen worden sein, wenn man auf zwanzig Schritte vor sich hätte sehen können.

Philipp Maria verließ nach diesem resultatlosen Scharmützel sein Heer, indem er hinsichtlich des Oberbefehls eine Verfügung traf, in der sich sein argwöhnischer Charakter abspiegelt. Er ernannte vier Oberbefehlshaber: Nikolaus Piccinino, Franz Sforza, Guido Torelli und Angelo della Pergola; jeder von ihnen sollte so viel als der andere gelten. Daß daraus Eifersüchteleien entstehen würden, wußte er, und das eben wollte er, damit keiner der Generale so mächtig werde, daß er ihn fürchten müsse. Die Streitigkeiten der Generale nahmen indessen einen solchen Charakter an, Carmagnola errang so viele Vortheile, daß der Herzog einen einzigen Oberfeldherrn ernannte, aber keinen der vier Generale dazu bestimmte, sondern Karl Malatesta, einen jungen, in jeder Beziehung unfähigen Mann. Carmagnola legte nun eine Schlinge, in die seine Gegner wider Erwarten schnell hineinliefen. Am 10. October 1427 nahm er dicht vor dem feindlichen Lager, kaum anderthalb Stunden davon entfernt, das Dorf Maclodio weg. Vor dem Dorfe dehnten sich Sümpfe aus, die jetzt von der Hitze etwas ausgetrocknet waren, sodaß sich über dem Schlamm eine festere Kruste gebildet hatte, welche Fußsoldaten und leichte Reiterei trug, wogegen schwere Reiter durchbrechen mußten. Carmagnola kannte jeden gangbaren Pfad, der durch die Sümpfe führte, und hatte überall hinter Bodenerhöhungen und Gebüsch

Hinterhalte gelegt; den gewundenen Weg, der die Hauptstraße bildete, ließ er anscheinend unbewacht. Die Wegnahme eines Dorfes unmittelbar vor der Schlachtlinie war ein Schimpf, der nicht ruhig hingenommen werden konnte; die mailändischen Soldaten forderten mit lautem Geschrei die Schlacht, Malatesta gab ihnen gegen den Rath seiner Generale nach.

Am 11. October rückte das ganze mailändische Heer auf der beschriebenen Straße durch die Sümpfe vor; auf der feindlichen Seite bewegte sich nichts. Kaum waren aber die Angreifer soweit vorgedrungen, daß sie nicht mehr rückwärts konnten, so wurden sie rechts und links von einem Pfeilhagel begrüßt, und zu gleicher Zeit zeigten sich auf beiden Seiten Fußvolk und leichte Reiterei. Wie die mailändischen schweren Reiter gegen diese Feinde vorrücken wollten und die Straße verließen, brachen sie mit den Pferden durch, immer tiefer einsinkend, jemehr sie ihre Thiere sich abzuarbeiten zwangen. Die venetianischen leichten Abtheilungen eilten hinzu und wagten sich selbst auf die Straße, wo sie die Pferde der Feinde niederstachen. Carmagnola, der diesen Moment wählte, um aus Maclodio vorzubrechen, fand leichte Arbeit. Eine feindliche Abtheilung ließ sich auf die andere werfen, in dem Eifer, sich zu retten verstopften die Fliehenden den engen Weg; wer sich davon abdrängen ließ, klebte im Sumpfe fest. Piccinino brach sich durch Feind und Freund einen Weg; auch Franz Sforza konnte sich noch durchschlagen; Malatesta mit fast 10,000 Reisigen gerieth in Gefangenschaft; das ganze Gepäck und fast unermeßliche Reichthümer gingen verloren. Gefallen war fast Niemand, und was die Gefangenen betrifft, so wurden sie, dem Gebrauche der Söldner gemäß, noch in derselben Nacht von Carmagnola's Soldaten in Freiheit gesetzt. Die Procuratoren von St. Marcus machten ihm darüber Vorstellungen; statt aller Antwort ließ er die Gefangenen zusammensuchen, die sich noch im Lager befanden, und entließ auch sie, Fünfhundert an der Zahl. Dies war genug, bei der argwöhnischsten Republik in der Welt in Miscredit zu kommen, und Carmagnola ließ es dabei noch nicht bewenden. Die Procuratoren verlangten von ihm, daß er nach der Vernichtung des feindlichen Heeres rasch gegen Mailand vorrücke; er schalt sie wahnsinnig, daß sie von ihm verlangten, eine so

volkreiche und wohlbefestigte Stadt anzugreifen und dabei eine Menge kleinerer Festungen in seinem Rücken zu lassen. Diese strategischen Gründe waren allerdings stichhaltig; aber Carmagnola, der seinen ehemaligen Herrn genau kannte, mußte wissen, daß Philipp Maria selbst durch einen Stoß in die Luft, sobald nur Mailand als Ziel gelte, so eingeschüchtert werden würde, um in die nachtheiligsten Friedensbedingungen zu willigen. Selbst jetzt, nun die Niederlage von Maclodio nichts als eine Geldeinbuße blieb, das Heer nach wenigen Tagen mit neuen Rüstungen und Waffen in alter Stärke im Felde stand, nahm der Herzog einen Frieden an, der den Venetianern Brescia, Bergamo und einen Theil des Gebiets von Cremona mit der Adda als Grenze verschaffte, Carmagnola seine eingezogenen Güter und seine Familie zurückgab. Die Verbündeten der Venetianern gingen leer aus: Philipp Maria gab das nichtssagende Versprechen, sich ferner nicht in die Angelegenheiten der Romagna und Toscana's einmischen zu wollen. Der Friedensvertrag wurde am 18. April 1428 unterzeichnet.

Je argwöhnischer die Venetianer gegen Carmagnola geworden waren, um so glänzender empfingen sie ihn bei seiner Rückkehr in ihre Stadt. Der Doge und der Senat holten ihn festlich ein und begleiteten ihn zu seinem Hause in der Stadt, sein Name wurde in das Buch des großen Raths eingezeichnet, eine Ehre, um welche Fürsten sich erfolglos bewarben, man schenkte ihm einen Palast in Venedig, ein Schloß mit 2500 Ducaten Einkünften auf dem Gebiet von Brescia, seine Condotta wurde mit fünfhundert Pferden erneuert, und endlich belehnte ihn der Doge auf dem St. Marcusplatze, wo eine glänzende Schaubühne errichtet war, mit den Grafschaften Chiari, Roccafranca und andern Gebieten, deren Gesammteinkünfte sich auf zwölftausend Ducaten beliefen. Den Pomp dieser Scene mit ihrem Kanonendonner, Glockengeläute und Hochrufen des Volks übertraf ein rührender Auftritt, den wir so wiedergeben, wie Sanuto in seinen bekannten Lebensbeschreibungen der Herzöge von Venedig ihn erzählt. In die von Gold und Edelsteinen strahlende Gesellschaft des Marcusplatzes mischte sich ein alter ärmlich gekleideter Mann. Es war Bartholomäus Bussone, der Vater Carmagnola's, der sich von den Grenzen Piemonts aufgemacht hatte, um

den Sohn auf dem Gipfel seines Ruhmes zu bewundern. Carmagnola war außer sich vor Freude, als er den Alten sah; er küßte ihn auf das zärtlichste, er vergoß Freudenthränen, als der Vater sich neben ihn setzte, und dieser mußte den Ehrenplatz in dem Schiff einnehmen, in dem Doge und Senat ihrem Feldherrn das Geleit gaben.

Alle kriegführenden Parteien bedurften der Ruhe, und namentlich hatten die Florentiner ihre Geldmittel in einem solchen Grade erschöpft, daß sie eine Vermögenssteuer von einem halben Procent ausschreiben mußten. Dennoch waren sie es, die aus Haß gegen Paul Guinigi, Herrn von Lucca, der im letzten Kriege auf der Seite des Visconti gekämpft hatte, neue Unruhen erregten. Auf ihr Anstiften begann Nikolaus Fortebraccio, (er war ein Sohn von Braccio's Schwester), das lucchesische Gebiet zu verwüsten. Die Lucchesen ahnten, von wo aus dieser Streich geführt werde, und da sie ihren Herrn haßten, so sandten sie zu den benachbarten florentinischen Vögten, erbaten sich Fahnen der Republik und steckten diese in ihren Ortschaften auf. Alle Grenzschlösser gingen über; die Stadt selbst gerieth in Gährung, und Florenz erließ nunmehr eine offene Kriegserklärung. (14. December 1429.) Obgleich die Republik in Folge ihrer Erschöpfung nicht mehr als 2000 Reisige besolden konnte, so kam Guinigi doch so ins Gedränge, daß Philipp Maria sich zu seiner Vertheidigung bereit erklärte. Franz Sforza war seit einem Jahr in Ungnade, weil er sich in den Gebirgen Liguriens von genuesischen Aufrührern hatte schlagen lassen. Er stand mit seiner Truppe seitdem in der Lomellina, am Zusammenfluß des Tessins mit dem Po, wo Philipp Maria ein scharfes Auge auf ihn hielt, vielleicht auch noch in einer andern Weise für ihn bedacht war. Das Gerücht behauptete wenigstens, daß in kurzen Zwischenräumen zwei Vergiftungsversuche gegen Franz Sforza gemacht worden seien. Man glaubte allgemein, daß er mit dem Herzog in keiner Verbindung mehr stehe; daher war er der Mann, den Philipp Maria für seinen heimlichen Krieg gegen Florenz am besten brauchen konnte. In dem Augenblicke, als Sforza auf seinen Befehl rüstete, machte der Herzog in ganz Italien bekannt, daß Sforza seinen Abschied verlangt habe, um nach Neapel zu gehen, und daß er darum für keine Handlung seines ehemaligen Kriegs-

hauptmannes sich verbindlich erkennen könne. Im Juli 1430 betrat Sforza mit 3000 Pferden und eben so viel Mann zu Fuß Toscana, entsetzte Lucca, nahm Buggiano, bedrohte Brescia und verlegte den Krieg auf das feindliche Gebiet. Dem, für den diese Thaten verrichtet wurden, kamen sie am ungelegensten: Paul Guinigi stand insgeheim in Unterhandlungen über den Verkauf von Lucca an die Florentiner. Dies wurde entdeckt, Paul gefangen genommen und nach Mailand geschickt, in dessen Kerkern er zwei Jahre später starb, — eines natürlichen Todes, was ausdrücklich hinzuzufügen die Chronisten für nöthig halten. Franz Sforza erhielt für seine Theilnahme an dieser That die Waffen und Pferde des Entsetzten. Die Lucchesen konnten erwarten, daß ein Krieg, der für ihre Befreiung von unrechtmäßiger Herrschaft geführt wurde, nach dem Sturze des Tyrannen ein Ende nehmen werde. Dem war nicht also; die Florentiner forderten anfangs Montecarlo und Pietra Santa als Friedenspreis, brachen dann die Unterhandlungen ab, und suchten Franz Sforza in ihr Interesse zu ziehen. Dieser nahm ihre 50,000 Goldgulden, erklärte dann aber, das sei die Bezahlung einer alten Schuldforderung, die sein Vater an die Republik gehabt habe. Es ist nicht klar, ob Vorstellungen der Gesandten, oder eine weitere Spende von 20,000 Gulden — mit diesen kämen die 70,000 Gulden heraus, die Simoneta als Gesammtsumme der Bestechung angiebt — ihn andern Sinnes machten; genug, er verließ die Lucchesen und wandte sich zunächst nach Mirandola, von da in den Kirchenstaat. Die Florentiner triumphirten zu früh über seinen Abzug; Piccinino, den Philipp Maria an Sforza's Statt schickte, brachte ihrem Heere eine gänzliche Niederlage bei.

Der Tod des Papstes Martin's V. raubte Philipp Maria einen mächtigen Verbündeten, an dessen Stelle in der Person des Venetianers Gabriel Condolmieri (Eugen IV.) ein Feind trat. Da die nächste Folge dieser Veränderung unfehlbar ein neues florentinisch-venetianisches Bündniß war, so wurde ein Feldherr wie Sforza zu einem wichtigen Manne. Er befand sich noch in der Romagna, wahrscheinlich mit der Absicht, nach Neapel zu marschiren und aus den dortigen Unruhen seinen Nutzen zu ziehen. Bei Cotignola erreichten ihn an demselben Tage

Gesandte des Herzogs von Mailand und der Republik Florenz. Beide Theile machten ansehnliche Gebote; versprachen die Florentiner höheren Sold, so verpflichtete sich der Visconti dagegen, dem Sforza seine uneheliche, damals siebenjährige Tochter Bianca zu verloben, und ihm schon jetzt deren Mitgift: Cremona und Castellazzo, Bosco und Fregaruolo auszuhändigen. Dem letzteren Gebot gab Sforza den Vorzug und führte sein Heer dem Herzog zu, der außerdem über den tapfern Piccinino verfügte.

Venedig, Florenz, der Markgraf von Montferrat und mehrere kleinere Herren waren die Mitglieder des neuen Bundes gegen Mailand. Am 30. Mai 1431 empfing Carmagnola im Dom zu Brescia den Commandostab als Generalcapitan, nachdem er die Feindseligkeiten schon früher eröffnet und eine böse Schlappe empfangen hatte. Er glaubte nämlich in den Plätzen Lodi und Soncino die Besatzungen für sich zu haben; diese zeigten seine Anträge dem Herzog an, und als er sich den 18. Mai vor der letztgenannten Feste zeigte, waren Franz Sforza und Nikolaus von Tolentino da, die ihn in die Flucht schlugen und ihm 1600 Gefangene abnahmen. Der nie entschlummerte Argwohn der Venetianer gegen ihren Feldherrn gewann nun seine ganze frühere Stärke; damit dieser nicht weiter schade, sollte bei dem beabsichtigten Angriff auf Cremona die Flotte die Hauptrolle übernehmen. Siebenunddreißig große Schiffe und hundert kleinere Fahrzeuge, die für dieses Unternehmen bestimmt waren, liefen in den Po ein und näherten sich der Stadt auf anderthalb Stunden; Carmagnola lagerte mit dem Landheer eine Stunde davon entfernt in der Richtung von Pavia. Die Mailänder hatten ihre Flotte, die aus mehr aber kleineren Schiffen bestand, etwas oberhalb Pavias; auch ihr Heer, das unter Sforza und Piccinino stand, und auf der Straße von Pizzighettone seine Zelte aufgeschlagen hatte, reichte der Flotte die Hand.

Nach dem Plan der mailändischen Kriegshauptleute sollte die Entscheidung durch die Flotte erzwungen werden. Ihre kleineren Schiffe eigneten sich besser für den Fluß, wie die mächtigen Fahrzeuge der Gegner, und wenn sie ihre Landtruppen auf die Flotte brachten, so gewannen sie in einem Kampfe, der Schiff gegen Schiff durch Entern und Handgemenge entschieden werden mußte, das unbestreitbare Uebergewicht

über die nur im Manövriren geschickten venetianischen Matrosen. Eine sehr gewöhnliche List, nämlich ein Ueberläufer, der den feindlichen Plan verrieth, täuschte Carmagnola vollständig hinsichtlich der Absichten seiner Gegner. Er glaubte, auf dem Lande angegriffen zu werden und traf Vorbereitungen, welche ihm in diesem Falle den Sieg versprachen. Während dessen schifften Sforza und Piccinino hinter dem Schleier eines dichten Nebels ihre besten Soldaten ein. Der venetianische Admiral Nikolaus Trevisano war besser unterrichtet, als der Befehlshaber der Landtruppen; er bat dringend um Hilfe, allein Carmagnola schlug ihm in seinem Wahn die kleinste Verstärkung ab. Die Täuschung, in der er befangen war, hörte nicht eher auf, als bis Eustachius Pasino mit der mailändischen Flotte durch ein geschicktes Manöver, wobei er freilich fünf Galionen einbüßte, die venetianischen Schiffe von dem linken Flußufer abgeschnitten hatte. Von einer Unterstützung durch das Landheer konnte keine Rede mehr sein; Trevisano mußte die Schlacht mit seinen Matrosen ausfechten. (23. Juni 1431.) Der Kampf hatte den Charakter einer Landschlacht; die großen venetianischen Schiffe lagen in Untiefen, die in Folge eines plötzlichen Fallens des Flusses ziemlich wasserleer geworden waren, ihre hohen, dicht aneinander gedrängten Borde ragten wie Schanzen empor. Beide Theile kämpften mit der äußersten Erbitterung; der alte Haß zwischen Genuesen, die den größten Theil der Mannschaften auf mailändischer Seite bildeten, und Venetianern suchte seine Befriedigung. An Zahl und Bewaffnung überlegen, erstiegen die Mailänder ein feindliches Schiff nach dem andern, hieben die Besatzung nieder, oder machten sie zu Gefangenen. Die Verzweiflung der Venetianer, auf ihrem eigenen Element besiegt zu werden, trieb sie, die Vertheidigung solange als möglich fortzusetzen; endlich mußten sie die Waffen von sich werfen. Achtundzwanzig große Galeeren und zweiundvierzig kleinere Fahrzeuge strichen die Flagge; 2500 Menschen waren getödtet worden; die Beute war unermeßlich. Man berechnet, daß Venedig auf die Flotte, welche hier vernichtet wurde, 600,000 Gulden verwendet hatte.

Trevisano hatte sich in einem Kahn gerettet und neutrales Gebiet erreicht; ihn traf die Rache Venedigs zuerst. Abwesend wurde er zum

Tode verurtheilt, „weil er zum Schaden des Staates sich habe schlagen lassen, weil er seine Pflicht vernachlässigt, wie ein Feigling sich betragen und seine Leute selbst zur Flucht aufgefordert habe." Carmagnola, dem eigentlich der Hauptvorwurf gemacht werden konnte, wurde nicht zur Verantwortung gezogen; aber es war von der übelsten Vorbedeutung, daß der Senat ihm mit einigen schönen Rennern ein Geschenk machte. Das Glück verschwor sich gegen ihn. In derselben Zeit, da ihn nur ein glänzender Sieg retten konnte, brach in seinem Lager eine ansteckende Pferdekrankheit aus und verdammte ihn zur Unthätigkeit. Indessen er kraftlos vor Cremona lag, fielen die Herzoglichen in das Markgrafenthum Montferrat, bemächtigten sich desselben und verjagten seinen Herrn. Das Erscheinen des flüchtigen Verbündeten in Venedig war eine neue Anklage gegen Carmagnola. Zu dem allen kam ein neuer Vorfall, der die Voreingenommenheit völlig überzeugte, daß er ein Verräther sei. Eines Tages — es war der 18. October — bemerkte einer seiner Obersten, daß das St. Lukasthor von Cremona nachlässig bewacht sei, machte einen plötzlichen Angriff und bemächtigte sich dieses wichtigen Eingangs. Er behauptete sich im Besitz wenn auch nicht des Thores, doch des dasselbe beherrschenden Thurmes, und schickte Boten auf Boten, daß Carmagnola komme und die Stadt einnehme. Dieser bewegte sich nicht von der Stelle, weil er in eine Schlinge zu fallen fürchtete; zwei Tage lang behauptete sich sein Oberst im Thurm und erhielt keine Unterstützung. Carmagnola wurde abgerufen; man übertrug ihm noch einmal die Vertheidigung der Republik: er sollte die Ungarn aus Friaul vertreiben. Mit seinen 4500 Reitern konnte er viel ausrichten; aber die Ungarn entzogen sich geschickt seinen Angriffen; er kam gar nicht zum Schlagen und hieß wieder und wieder ein Verräther. Das Volk, der Senat, der Doge erklärten sich gegen ihn; er war ein verlorener Mann.

Eine Anklage gegen ihn war eine beschlossene Sache; doch die Ausführung derselben hatte ihre Schwierigkeiten. Man fürchtete sein Heer, das an seine Person mit allen Banden der Verehrung und Liebe, an die Republik blos mit einem Soldvertrage gebunden war, dessen Bruch die weiten Gewissen der Söldner nicht eine Stunde beunruhigt haben würde. Der Rath der Zehn wagte nicht, die schwierige Frage für sich

allein zu lösen; er berief noch 20 Nobili in seinen Schooß, denen bei Lebensstrafe das tiefste Schweigen auferlegt wurde. Aus den gemeinschaftlichen Berathungen ging ein Brief hervor, den der Staatsschreiber Johann de Imperiis persönlich an Carmagnola überbrachte. Man halte nicht räthlich, schrieb der Rath der Zehn, den Krieg an den Ufern der Adda zwischen Sümpfen und Wäldern fortzusetzen; auch sei es bedenklich, Cremona ohne den Schutz einer starken Flotte zu belagern. Demnach scheine es gerathener, jenseits des Po's gegen Parma und Piacenza zu handeln, wo man außerdem den Gonzaga von Mantua für sich habe, der die Flußübergänge für Venedig öffnen, gegen Mailand schließen werde. So meine der Senat, doch wünsche man, ehe man zum Beschluß komme, den Oberfeldherrn persönlich zu hören. Carmagnola möge daher nach Venedig eilen, wo auch Gonzaga täglich erwartet werde.

De Imperiis fand den Grafen Carmagnola in Brescia. Das Nächste lassen wir Sanuto erzählen: „Wie der Carmagnole hörte, daß die Signoria nach ihm sende, machte er sich sogleich auf den Weg, um zu gehorsamen. Als er in die Nähe von Vicenza kam, gingen unsere Rectoren ihm entgegen, und in Padua nahm ihn Friedrich Contarini, der Hauptmann des Platzes, mit sich in seinen Palast, damit er dort die Nacht zubringe. Dem Grafen schien das ganz neu zu sein, daß man ihm mehr Höflichkeiten (carezze) erwies, als er sonst zu empfangen gewohnt war, wenn er bei früheren Gelegenheiten nach Venedig ging. Aber er sagte kein Wort. Am andern Morgen bei früher Zeit wurde er von dem Hauptmann ein Stück Weges begleitet. Aus Venedig gingen ihm die Herren der Nachtwache entgegen, mit allen ihren Wachen und Beamten, indem sie sagten, daß sie ihm entgegengeschickt seien, um ihm Ehre zu erzeigen. Als er nun hier angekommen war, empfingen ihn acht Edelleute und geleiteten ihn zum Markuspalaste, ohne daß er sein Haus zuvor betrat. Und als er am Ufer ausgestiegen war, wurden plötzlich die Thore des Palastes geschlossen, und Jedermann mußte hinausgehen, ausgenommen die zur Wache Befohlenen. Der Graf stieg mit den Edelleuten die Treppe hinan, trat ein und verweilte sich bei Leonhard Mocenigo, Procurator des Raths, und bei

mehreren anderen Nobilis des Collegiums, welche ihm sagten, daß der Doge am Lendenweh leide und ihn nächsten Morgens empfangen werde. Es war jetzt die Stunde zum Nachtessen gekommen. Während der Graf der Meinung war, in sein Haus zu gehen, ließ man den Seinigen, welche mit ihm gekommen waren, sagen, daß ihr Gebieter bei dem gnädigen Herrn Dogen speisen werde, und daß sie nach Hause gehen und speisen möchten, worauf man sie im Palast zurückerwarte. Darauf kam der Graf hinunter, in der Absicht, ebenfalls zu Nacht zu speisen und in die Barke zu steigen. Da sagte man ihm: „Herr Graf, kommt auf diese Seite," welche die Seite der Gefängnisse war. Der Graf bemerkte bald, daß es weit unter den Hallen fortging, und sagte: „Das ist nicht der rechte Weg." Und die Edelleute antworteten ihm: „Das ist genau der rechte Weg." Als er nun zu den Gefängnissen kam, sprach er: „Ich sehe, daß ich ein todter Mann bin," und stieß einen tiefen Seufzer aus. Jene trösteten ihn; er aber antwortete: „Man fängt keine Vögel, um sie wieder fliegen zu lassen." Und nachdem er im Gefängniß war, wollte er drei Tage hinter einander keine Nahrung zu sich nehmen." (7. April 1432.)

Vier Tage später erhielt das Untersuchungsgericht unbeschränkte Vollmacht, den Grafen, seinen Kanzler und jeden, auf wen sonst noch der Verdacht falle, irgend etwas gegen den Staat gethan, verhandelt und im Schilde geführt zu haben, der scharfen Frage zu unterwerfen. Bartholomäus Morosini und zwölf Andere stimmten dagegen. Bei der Frage: ob Carmagnola zu verhaften sei, hatte die Minderheit nur elf Stimmen betragen. Sanuto fährt fort: „Noch an demselben Abend wurde der Graf von den Abgeordneten des Rathes der Zehn in der Marterkammer befragt. Weil er nicht bekennen wollte, wurde das Seil gebraucht; da man aber wegen seines Armes, an dem er eine Wunde hatte, nicht scharf genug anziehen konnte, wurde ihm Feuer an die Füße gelegt, worauf er sogleich Alles bekannte und ins Gefängniß zurückgeführt wurde." Dies geschah am heiligen Abend vor Palmsonntag; bis zum Mittwoch der zweiten Woche unterbrach die heilige Zeit die weitere Verhandlung, aber am 23. April erhielt das Gericht die Weisung, bei Eidespflicht Tag und Nacht dem Processe zu widmen, und nach Verlauf

von elf Tagen wurden die Acten geschlossen. Einen Vertheidiger für den Angeklagten ließ man nicht zu.

Am 5. Mai versammelte sich das Gericht, um den Vortrag seines Berichterstatters zu hören und sein Urtheil zu fällen. Die Frage lautete: „Ob nach dem, was man gesehen und gehört, geeignet erscheine, gegen Franz, genannt Carmagnola, früher Generalkapitan des Heeres, wegen dessen einzuschreiten, was er zum Schaden und Nachtheil des Staats, wie aus den verlesenen Zeugnissen nnd Schriften hervorgehe, verhandelt und gethan habe?“ Sechsundzwanzig gegen eine Stimme bejahten die Frage. Durch neun rothe Kugeln sprach sich die Ansicht aus, daß der Fall noch nicht hinlänglich aufgeklärt sei. Nun war die Strafe zu bestimmen. Der Doge und sieben andere Beisitzer des Raths stimmten für schwere Haft; die neun rothen Kugeln kehrten auch bei dieser Frage wieder; neunzehn schwarze Kugeln entschieden für das Urtheil: „Daß der Graf Carmagnola, als offenbarer Verräther am Staat, an diesem Tage und zur üblichen Stunde, mit einem Knebel im Munde und mit gebundenen Händen, dem Brauche gemäß, auf den Platz geführt werde, um zwischen den beiden Säulen des heiligen Markus enthauptet zu werden; daß sogleich nach gefälltem Entscheid Drei vom Rath sich zu ihm begeben würden, um ihm sein Urtheil bekannt zu machen; daß seiner Gattin, zu ihren Lebensunterhalt eine Summe von 10,000 Ducaten verabreicht werde, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie ihren Wohnsitz innerhalb der Stadt Treviso nehme; daß jeder seiner unverheiratheten Töchter eine Mitgift von 5000 Ducaten auszuzahlen sei, von deren Zinsen inzwischen der Unterhalt der gedachten Töchter bestritten werden müsse; daß jedoch keine ohne Erlaubniß des Raths der Zehn einen Mann wählen, oder über mehr als tausend Ducaten letztwillig verfügen dürfe; daß dieselben Vortheile auch der an Malatesta verlobten Tochter, für den Fall, daß die Heirath nicht zu Stande komme, zu gewähren seien; endlich, daß das übrige Vermögen des Grafen (man schätzte dasselbe auf 300,000 Ducaten) dem Staatsschatz gehöre.“

Das Urtheil wurde an demselben Tage nach der Vesper vollzogen. Fromme von der Brüderschaft der gnadenreichen Maria geleiteten Carmagnola auf seinem Gange zu den verhängnißvollen Säulen; bei dem

dritten Schwerthiebe des Henkers rollte sein Haupt auf den Boden. Sein Körper wurde eine Zeitlang in Sta. Maria Gloriosa bei dem Scheine von vierundzwanzig Kerzen ausgestellt, dann nach Mailand geschafft und in der Kapelle der heiligen Jungfrau in St. Francesco Grande beigesetzt.*) Seine Wittwe beweinte ihn zwei Jahre lang in einem venetianischen Kloster und floh dann mit ihren Töchtern nach Mailand, wo sie an der Seite ihres Gatten ruht. Die Töchter erhielten die dortigen Güter ihres Vaters zurück; keine starb unvermählt.

Die Volksstimme Venedigs erklärte Carmagnola allgemein für schuldig; die Nachwelt hat den neun rothen Kugeln Recht gegeben. Die drei Punkte, die ihm allein zur Last fallen können: daß er nach der Schlacht von Maclodio nicht gegen Mailand gezogen, der Flotte auf dem Po keine Hilfe geleistet, Cremona nicht durch Unterstützung seines Obersten am Lukasthor genommen habe, stempeln ihn keineswegs zum Verräther. Im ersten Fall ließ er sich von Bedenken leiten, die hundert andere Feldherren in gleicher Lage theilen würden; bei der Flottenschlacht wurde er überlistet; im dritten Falle fürchtete er, eben so in einen Hinterhalt zu gerathen, wie kurz vorher bei Soncino. Hatte er sich verdächtig gemacht, so war doch das Verfahren gegen ihn ein ungerechtfertigtes, dem nicht einmal der allgemeine Unwille zur Entschuldigung dienen kann, der sich übrigens mit Recht gegen den Hohn und Trotz der Bandenführer der Zeit richtete.

---

*) Die lateinische Grabschrift lautet in freier Uebersetzung:
Der Du Kriegsfürst warst, ein mächtiger Führer im Streite,
Traf unverschuldet das Haupt Dir des Schicksals Tücke, so preise
Freudig im Geist, daß rein Du zurückließ'st herrliche Thaten;
Was das Geschick ihm gebeut, muß jeder hienieden erfüllen.

Zehntes Kapitel.

Franz Sforza erwirbt die Mark Ancona. — Er soll ermordet werden. — Piccinino im Kirchenstaat, neue Liga gegen Mailand. — Belagerung von Brescia, heldenmüthige Vertheidigung Franz Barbaro's. — Verzeichniß der Bandenführer des Jahres 1439. — Franz Sforza im Dienst der Liga. — Kämpfe um Brescia und Verona. — Feldzug von 1440. — Vitelleschi verräth den Papst und wird vergiftet. — Entsatz von Brescia. — Sforza ist, im Lager von Martinengo eingeschlossen, dem Untergange nahe. — Philipp Maria rettet ihn. — Motive des Herzogs. — Sforza erhält die Hand Bianca's. — Friede von Capriana.

In dem Jahre nach Carmagnola's Hinrichtung schlossen der Bund und Mailand ihren dritten Frieden, der, wie die beiden früheren, nach Ferrara benannt wird. Philipp Maria wollte weder seine Truppen entlassen, da seine Macht auf ihnen beruhte, noch den Sold fortbezahlen, und verfiel auf ein Drittes. Kurze Zeit nach dem Frieden erschien einer seiner Vertrauten, Simon Ghilino, bei Franz Sforza mit einer Botschaft, welche jener nicht unähnlich war, die Carmagnola das Jahr zuvor von Venedig erhalten hatte. Ghilino überbrachte Franz Sforza die Aufforderung, sich sofort in Mailand zu stellen; zögerte der Letztere, oder weigerte er sich, oder wollte er fliehen, so hatte der Bote ihn ohne Weiteres zu ermorden. Die Freunde machten Vorstellungen; von Mailand kamen Warnungen; Sforza achtete auf Beides nicht, sondern machte sich unverzüglich auf den Weg. Sein Gehorsam gefiel dem Visconti so, daß er seinen ganzen Sinn veränderte, vom höchsten Mistrauen zur unbegrenztesten Vertraulichkeit überging, Sforza als Sohn aufnahm und ihm seine geheimsten Pläne anvertraute. In langen Unterredungen wurde Sforza mitgetheilt, welchen Groll Philipp Maria gegen Eugen IV., den Freund der Venetianer und Florentiner, hege, und wie sich gerade jetzt eine Aussicht eröffne, dem feindlichen Papst auf das empfindlichste zu schaden. Es war die Zeit der Kirchenversammlung von Basel. Die in Basel versammelten Väter hatten in ihrer zweiten Sitzung eine Erklärung erlassen, daß ihr Concil über dem Papst stehe; sie hatten dem Papst die Ladung übermacht, binnen drei Monaten persönlich vor ihnen

zu erscheinen, endlich sich das Recht beigelegt, im Fall des Ungehorsams seine Entsetzung auszusprechen. Wenn nun, erläuterte der Visconti seinem Feldherrn, ein berühmter Heerführer, mit einem Wald von Lanzen hinter sich, als Beauftragter des baseler Concils den Kirchenstaat beträte, so könne nicht fehlen, daß er einen Anhang erhalten werde, vorzugsweise von Solchen, die dem Papst aus irgend einem Grunde feindlich seien. Von solchen Unzufriedenen ließ sich eine lange Liste aufstellen: es waren die Colonna und ihr ghibellinischer Troß in der Hauptstadt, die Städte und kleinen Dynasten, die ihre frühere Unabhängigkeit zurückwünschten, die ganze Mark Ancona, die der grausame und hinterlistige Legat, Johann Vitelleschi, bis zu offener Empörung gereizt hatte.

Zu den Instructionen, die Sforza erhielt und befolgte, gehörte auch das Komödienspiel, daß er sich vom Herzog seinen Abschied erbat, „weil er die väterlichen Besitzungen im Kirchenstaat nicht missen könne, die Jakob Caldora für Neapel mit Beschlag belegt habe.“ Der erbetene Abschied wurde in den gnädigsten Ausdrücken bewilligt; Franz Sforza zog alle seine Hauptleute an sich, verstärkte sich mit der Truppe seines Verwandten, Lorenz Attendolo, und überschritt die Grenzen der Mark Ancona. Gleichzeitig überfiel Nikolaus Fortebraccio den Kirchenstaat, ebenfalls von Philipp Maria angestiftet und unter derselben Maske eines Beauftragten der Väter von Basel. Sforza zeigte Briefe des Concils vor, deren es übrigens nicht bedurft hätte, um den beabsichtigten allgemeinen Aufstand hervorzurufen. Jesi, Potenza, Monteolmo, Recanati, Ascoli, Fermo und Ancona waren in kurzer Frist in seiner Gewalt; Fermo wählte er zum Hauptquartier; von dort erließ er seine Befehle, mit der Ortsangabe: „Aus unserem Schloß Fermo, Peter und Paul zum Trotz.“ Philipp Maria folgte diesen Erwerbungen mit lüsternen Blicken; jeder Ort, über dem das Banner Sforza's wehte, fiel ja ihm zu. So meinten auch die Bürger von Osimo, deren Gesandte vor Sforza erschienen, um dem Herzog den Huldigungseid zu schwören. Der Bandenführer antwortete aber: „Es ist hier weder von einem Herzog, noch von Mailand die Rede. Ich allein habe Euch besiegt und für mich erworben. Aergert es Euch zu sehr, daß Ihr mir gehorchen sollt, so kehrt in Eure Stadt zurück; ich will Euch dann schon zwingen.“ Seine

Fortschritte wurden immer reißender; schon überschritt er die Apenninen und unterwarf Todi, Toscanella, Otricoli, Terni und Suri, ohne daß Michael Attendolo, der päpstliche General, Miene gemacht hätte, seine Waffen zur Vertheidigung des heiligen Stuhles zu brauchen. Seinerseits war Fortebraccio nicht müßig; denn nachdem er Vetralla, Assisi, Montefiascone, Tivoli, Citta di Castello eingenommen und den Papst selbst in Rom belagert hatte, unterwarf er sich den schönsten Theil des Kirchenstaats.

Florenz und Venedig vermittelten für den bedrängten Kirchenfürsten. Fortebraccio wies ihre Anträge zurück. Sforza schloß einen Frieden, in Folge dessen er mit dem Titel eines Markgrafen von Ancona, mit der zeitweiligen Nutznießung seiner Eroberungen und mit einem Monatssold von 4000 Ducaten zu den Päpstlichen überging. Philipp Maria trug Sorge, daß dieser Abfall ausgeglichen werde: sein bester Feldherr, Nikolaus Piccinino, setzte sich nach dem Kirchenstaat in Bewegung und verschaffte Fortebraccio so sehr das Uebergewicht, daß der Papst, aus Rom vertrieben, in einer kleinen Barke, verkleidet, von den Steinwürfen des Pöbels verfolgt, nach Ostia fliehen mußte, von wo er sich nach Florenz rettete. Während seiner Abwesenheit ruhten die Waffen fast ganz, sehr zur Verwunderung der Italiener, die von den Heeren Franz Sforza's und Piccinino's, die sich längere Zeit in der Gegend von Rom gegenüberstanden, die Entscheidung erwarteten, welche von den beiden Kriegsschulen, die Sforza's, oder die Braccio's, die vorzüglichere sei. Das einzige wichtige Ereigniß dieses Krieges, der zuletzt mit Beihilfe der Liga gegen Mailand geführt wurde, ist die Schlacht bei Castell Bolognese, zwischen den Päpstlichen unter Nikolaus von Tolentino und den Mailändern unter Piccinino. Beide Heere wurden durch einen tiefen Fluß mit steilen Böschungen getrennt; an der einzigen die beiden Ufer verbindenden Brücke hielt man hier wie dort gute Wache. Eines Tages, als die Päpstlichen größtentheils in den Feldern zerstreut waren, um Lebensmittel herbeizuschaffen, legte Piccinino in dem vielfach durchschnittenen Boden auf seiner Flußseite Hinterhalte, und ließ einen heftigen Scheinangriff auf die Brücke machen. Die Päpstlichen eilten zur Vertheidigung herbei; das mailändische Fußvolk wich langsam, dann

schneller, endlich in größter Unordnung zurück; dadurch ließen jene sich verleiten, in Masse über die Brücke zu dringen, um einen großen Sieg zu gewinnen. Tolentino vermochte mit allen Befehlen dem tollen Beginnen nicht zu wehren; damit größeres Unglück verhütet werde, nahm er seine besten Geschwader und folgte über die Brücke nach. In der Nähe lagen Mailänder versteckt, die den Uebergang sperrten, sobald die letzten Päpstlichen hinüber waren, sodaß diese, als Piccinino seine zurückgehaltenen vollen Streitkräfte entwickelte, von ihrer Rückzugsstraße abgesperrt waren und, 3500 Pferde und 1000 Fußgänger stark, die Waffen streckten. (28. August 1434.) Tolentino suchte in gemeiner Kleidung zu entkommen, wurde aber erkannt, gefangen genommen, und zur Strafe dafür, daß er im letzten Kriege die mailändischen Fahnen verlassen, von einem der steilsten Felsgipfel des Val di Taro hinabgestürzt. In Folge der Schlacht von Castell Bolognese wurde zu Ferrara ein vierter Friede abgeschlossen, der Philipp Maria im Besitz von Bologna ließ.

Fortebraccio, den der Vertrag von Ferrara gleichwohl gut bedachte, weigerte sich, demselben beizutreten, und setzte den Krieg auf eigene Hand fort. Er belagerte Fiordimonte, eine Festung, deren Stärke in ihrer Lage auf einem hohen, von schroffen Abstürzen umgebenen Bergkegel bestand. Sforza hatte die Pflicht, der Stadt Hilfe zu verschaffen, verschmähte aber, in Person Entsatz zu bringen, und schickte an seiner Statt Manno Barile, einen alten Waffengefährten seines Vaters, mit 3000 Mann zu Pferd und 1000 zu Fuß. Fortebraccio bemerkte den Anzug dieses Heeres nicht; in der bergigen Gegend war es Barile leicht, der Stadt ganz nahe zu kommen, auf der dem Lager entgegengesetzten Seite den Berg zu ersteigen, die dortigen Wachen und Schanzen zu überwältigen und sich mit den Belagerten zu vereinigen. Die Belagernden wurden angegriffen, zurückgedrängt, in die Flucht getrieben. Wie sie hierhin und dorthin auseinanderstoben, erkannte Cristofaro von Forli, ein Schildknappe Sforza's, Fortebraccio an seiner glänzenden Rüstung, sprengte an ihn heran und schlug mit dem Schwerte nach ihm. Fortebraccio wehrte den Hieb ab und beschleunigte den Galopp seines Pferdes; Cristofaro sprengte mit nicht geringerer Eile hinterdrein. Der

ganze Berg wimmelte von Flüchtigen und Verfolgern; mitten durch diesen zerstreuten Schwarm nahm Fortebraccio seinen Weg, sein Feind ihm auf den Fersen. Dieser rief immerfort: man solle den Reiter vor ihm aufhalten; aber die Soldaten seiner Partei schauten nur verwundert auf, was diese Wuth zu bedeuten haben möge. Im blinden Jagen sah weder der Fliehende, noch der Verfolger, daß ein Abgrund vor ihnen sei, und Beide stürzten mit ihren Pferden fast gleichzeitig hinein. Cristofaro war mit einem Sprunge auf den Füßen, Fortebraccio lag mit dem einen Bein unter dem Pferde und konnte nicht sogleich in die Höhe. Wie sie nun gegen einander redeten, Cristofaro auf Uebergabe des Schwertes drang, Fortebraccio mit guten Worten Zeit zu gewinnen suchte, führte der Letztere tückischer Weise zwei Schwerthiebe auf seinen Verfolger, worüber dieser so ergrimmte, daß er ihm seinen Degen zwischen Nase und Wange in das Gesicht rannte, ihn so auf dem Boden festspießend. Als in diesem Augenblicke Alexander, der Bruder Franz Sforza's, hinzukam, schloß Fortebraccio die Augen, um den Verhaßten nicht zu sehen. Zwei Stunden lebte er noch; die Augen öffnete er nicht wieder, und man hörte von ihm auch kein Wort, keinen Laut der Klage.

Franz Sforza benutzte diesen Sieg so kraftvoll, daß wenige Wochen genügten, dem Papst die verloren gegangenen Besitzungen zurückzuverschaffen. Die neue Macht ließ Eugen IV. nur noch bitterer empfinden, daß die Mark Ancona im Besitz seines Feldherrn sei. Sforza war außerdem unnütz geworden; räumte man ihn durch Hinterlist aus dem Wege, so gewann man gewiß seine römischen Besitzungen, vielleicht sein Heer. Die weltlichen Angelegenheiten der Kirche leitete Balthasar von Offila, als Soldat eben so schlecht, wie als Staatsmann unredlich. Dieser Mann begann damit, sich bei dem Herzog von Mailand einzuschmeicheln und sich das Versprechen desselben geben zu lassen, daß ihm bei jedem Unternehmen Unterstützung werden solle. Von Sforza erlangte er durch das Vorgeben, einen größeren Zug zu beabsichtigen, daß dieser ihm einen Theil seiner Truppen überwies. Das Complot war halb gelungen; ganz war das Ziel erreicht, wenn Sforza ermordet und seine treue Truppe gleichzeitig niedergemetzelt wurde. Was Offila von den Gewohnheiten seines Opfers wußte, diente ihm zur Anleitung,

den weiteren Plan zu entwerfen. Das Hauptquartier Sforza's befand sich an einem Bache, der aus dem Reno abgeleitet war, neben einer Holzbrücke, die auf die Straße von Bologna führte. Ueber dieser Brücke erhob sich ein Thurm; unter diesem lag eine Mühle, in der Sforza des Morgens, ohne Rüstung und Waffen, mit seinen Soldaten zu plaudern pflegte. Offila legte in den Thurm zwölf Armbrustschützen, die nur die gelegene Zeit wahrzunehmen brauchten, um Sforza aus ihrem Versteck zu erschießen. Der Bedrohte war so glücklich, in dem Cardinal von Capua einen treuen Freund zu haben und durch diesen von dem Anschlage benachrichtigt zu werden. Aufgefangene Briefe lieferten ihm die erforderlichen Beweisstücke in die Hand. Diese las er seinen Soldaten vor, entflammte ihre Wuth aufs Aeußerste, führte sie gegen die Päpstlichen und zerstreute deren ganzes Heer. Offila, der unter den Gefangenen war, bekannte auf der Folter Alles, und erlitt seine Strafe in den unterirdischen Gefängnissen von Fermo, wo er in Ketten starb. Eugen IV. demüthigte sich mit kriechenden Entschuldigungen, und wollte nicht gewußt haben, was sein schändlicher Rathgeber gegen einen um die Kirche so verdienten Mann im Schilde geführt habe. Sforza ließ jedes Wort gelten; es war seiner damaligen Politik nicht angemessen, mit dem Papst in Streit zu gerathen. In seinem Geiste lebte längst der Gedanke, sich ein Fürstenthum zu erwerben, und zwar kein anderes, als das schöne Mailand, worauf seine Verlobung mit Bianca Visconti ihm ein gewisses Anrecht gab. Die ehelichen Nachkommen Philipp Maria's waren nicht mehr am Leben; eine außer der Ehe erzeugte Tochter blieb trotz Gesetz und Herkommen eine Erbin, vorausgesetzt, daß sie ihr Recht mittelst eines zahlreichen Heeres darthun konnte. Aber Sforza kannte seinen Schwiegervater zu gut, um nicht zu wissen, daß Bianca's Hand ihm stets unerreichbar bleiben werde, wenn der Vater ihn nicht fürchte. Darum schonte er den Papst, um das Gleichgewicht Italiens nicht zu stören, um im Besitz der Mark Ancona zu bleiben und seine Truppen als päpstliches Heer theilweise mit päpstlichem Gelde erhalten zu können. Daß er einen andern Mitschuldigen Balthasar's von Offila schonte, war eine Handlung der Großmuth. Nikolaus Piccinino hatte um das Complot gewußt und die

Hand dazu geboten. Bald darauf erboten sich zwei Elende gegen Sforza, seinen Feind zu ermorden; aber er wies sie unter Drohungen ab und benachrichtigte Piccinino. Dieser zeigte von da ab eine solche Ehrfurcht für Sforza, daß er zornig auffuhr, wenn in seiner Gegenwart ein böses Wort gegen diesen laut wurde.

Wenige Wochen später standen sich Beide mit den Waffen in der Hand gegenüber. Piccinino, nicht mehr im Dienste des Herzogs von Mailand, wie er sagte, zeigte sich an der florentinischen Grenze und forderte freien Durchmarsch nach Neapel. Da die Florentiner die Bedeutung dieser Forderung kannten, so antworteten sie rundweg verneinend und beeilten sich, Sforza vom Papst zu erbitten. Eugen IV. war sogleich bereit; Sforza brach seine Zelte nicht eher ab, als bis ihm die Bedingung zugestanden worden war: „daß er nicht gehalten sein solle, mit seinem Heer den Po zu überschreiten." Die Ereignisse des Feldzugs waren unbedeutend; der Entsatz Barga's, des Schlüssels zum florentinischen Ligurien, durch Sforza war die hervorragendste Waffenthat. (8. Februar 1437.) Piccinino wurde aus Toscana abgerufen, um die Venetianer zu bekämpfen, die eine Diversion gemacht hatten. Mit seiner Ankunft an der Adda wechselte das Kriegsglück; die siegreichen Venetianer geriethen ihrerseits in Bedrängniß; Florenz, das heißt Sforza, sollte helfen. Obgleich die Florentiner auf Lucca, den beständigen Gegenstand ihrer Wünsche und Bestrebungen, das von Sforza hart belagert wurde, verzichten mußten, so erfüllten sie doch die Bitte der verbündeten Republik. Sforza ging bis Reggio vor; dort blieb er stehen, und keine Bitte, auch nicht das Aufhören des venetianischen Soldes, brachte ihn einen Schritt weit vorwärts. Er berief sich auf seinen Vertrag, jenseits des Po's nicht zum Dienste verpflichtet zu sein, und weigerte sich auf das Bestimmteste, in eine Abänderung des Vertrags zu willigen. Der Kriegsschauplatz lag jenseits des Po's, mithin kam die Berufung auf den Vertrag der Weigerung gleich, überhaupt gegen Mailand zu fechten. Sein Stratagem glückte: Philipp Maria schenkte ihm seine volle Gunst wieder. Um so viel Treue zu belohnen, versprach er ihm zum dritten oder vierten Male Bianca's Hand, schenkte ihm zwei neue Städte, Asti und Tortona, und gab ihm die

Erlaubniß, Dienste zu nehmen, wo er wolle. Um diese hauptsächlich hatte Sforza gebeten, damit er Muße bekomme, seine eigenen Angelegenheiten in der Romagna zu besorgen. Florenz und Lucca ließen durch Sforza ihren Frieden mit dem Herzog und unter sich vermitteln. (28. April 1438.) Florenz behielt seine Erwerbungen; nachtheiliger waren die Bedingungen für die Lucchesen; doch erhielten auch sie später Alles zurück, mit Ausnahme von Montecarlo, Uzzano und Motrone. Die Venetianer setzten den Krieg gegen Mailand allein fort.

Was Sforza nach dem Kirchenstaat rief, war ein Angriff, den Taliano von Forli, in Gemeinschaft mit Franz, dem Sohne Piccinino's, auf seine dortigen Besitzungen gemacht hatte. Seine Gegenwart glich die erlittenen Verluste aus; neue Erwerbungen entschädigten ihn für seine Kriegskosten; da zeigte sich plötzlich eine unerwartete Gefahr, die ihn noch ein Stück Wegs weiter von Oberitalien wegrief: seine neapolitanischen Lehne wurden angegriffen. Das hatte Philipp Maria eingefädelt, und was er noch weiter that, kann als ein Meisterstück seiner Politik betrachtet werden. Sein Zweck war, die Venetianer zu isoliren, damit er Bergamo und Brescia zurückerhalte; um dazu zu gelangen, verschaffte er allen Staaten und den besten Bandenführern anderweitige Beschäftigung. Sforza wurde, wie gesagt, gegen Alfons von Neapel geschickt; damit er aber mit diesem nicht zu schnell fertig werde, vermittelte der Herzog, daß Franz Piccinino demselben Alfons Hilfe leiste. Es blieben noch der Papst und die Florentiner zu versorgen; für diesen Zweck war Nikolaus Piccinino bestimmt.

Kaum war der Friede mit Florenz geschlossen, so verließ Nikolaus mit allen seinen Fähnlein die Lombardei, als brenne ihm der Boden unter den Füßen. Aus seinem Lager zwischen Ravenna und Forli richtete er an alle Welt Briefe, die voll der bittersten Klagen über den Herzog waren. Das Thema blieb immer dasselbe: „Nachdem er am Serchio, an der Adda, am Po, an der Tiber für Philipp Maria gestritten und gesiegt, keine Mühe und Gefahr gescheut, am Hals und ganzen Körper schwere Wunden davongetragen habe, werde er in seinem Alter geopfert, der Subsistenzmittel beraubt, und müsse nun nach Sold umherlaufen. Dem Sforza, der doch sein Todfeind sei, gebe der Herzog

Geld, Städte, die eigene Tochter, und doch sei Sforza ein Verräther, während er, der treueste Diener, in Armuth und Ungnade habe scheiden müssen." Dem Papst schrieb er, indem er ihm und Florenz seine Dienste anbot: „mit letzten Kräften werde er dahin streben, daß die Macht des ehrlosen Sforza mit den Wurzeln ausgerissen werde."

Es würde unbegreiflich sein, daß der Papst den Antrag mit beiden Händen annahm, wenn man nicht in Erwägung zöge, daß die Todfeindschaft zwischen Sforza und Piccinino, den Häuptern der beiden entgegengesetzten Kriegsschulen, eine allbekannte Sache war. Es war natürlich, daß Piccinino die unleugbare Bevorzugung seines Feindes bitter empfinden mußte; ein Argwohn fand da nicht Raum. Piccinino erhielt 5000 Ducaten Handgeld, und es wurde in seine freie Wahl gestellt, ob er für bestimmten Sold im Kirchenstaat bleiben, oder mit einem größern Heer zu den Venetianern gehen wolle. Nun gingen sonderbare Dinge vor. Geheime Agenten Piccinino's durchstreiften die Städte, setzten sich mit den Unzufriedenen in Verbindung, fachten den Parteihaß an und verwiesen überall auf den mailändischen Herzog, der ein warmer Freund der Freiheit sei, auch die Macht nicht entbehre, den Bedrückten Gerechtigkeit zu verschaffen. Der Haß, den die schändliche Regierungsweise Eugen's IV. erregt hatte*), verschaffte den verrätherischen

---

*) Das wichtige Bologna war unter den vom Papst abfallenden Städten. Hier war aber vorher Folgendes vorgefallen. Der Legat ruft Anton Bentivoglio aus funfzehnjähriger Verbannung zurück; ihm ist verziehen. Wenige Tage später tritt Anton aus der Kirche, wird verhaftet, mit einem Knebel im Munde abgeführt und ohne Verhör, ohne Urtheil, auf dem Hofe seines eigenen Palastes enthauptet. An demselben Tage verläßt Thomas Zambeccari die Messe, wird ebenfalls gefangen, und vor dem Altar der Schloßkapelle gehängt. Keinen von Beiden ließ man beichten; das Volk sollte sehen, daß an Leib und Seele verloren sei, wer das Misfallen des päpstlichen Regiments errege. Es ist zu bemerken, daß der Legat selbst hinterher weder Bentivoglio, noch Zambeccari eines Verbrechens anklagte. Seine ganze Entschuldigung war: die Beiden hätten sterben müssen, weil sie, ihrer zahlreichen Anhänger wegen der Regierung besorgnißerregend geworden wären.

Einflüsterungen ein williges Gehör. Spoleto, Bologna, Imola, Forli, Borgo St. Sepolcro empörten sich; Ravenna und Bagnacavallo ließen sich mit Sturm nehmen; zwanzig der stärksten Städte des Kirchenstaats nannte Piccinino sein, und hatte keine längere Belagerung nöthig gehabt, keinen Kanonenschuß abfeuern müssen.

Piccinino wußte anfangs von diesen Vorgängen nichts; ja er nahm den Anschein an, als misbillige er die Aufstände. Als er diese Heuchelei aufgeben mußte, brachte er eine andere vor. „Der römische Bischof," verbreitete er in einer förmlichen Anklage, „habe ihn versucht, daß er die Dienste seines langjährigen geliebten Herrn verlasse; ja, er habe ihn sogar verleiten wollen, daß er sich durch den schändlichsten Verrath am Herzog brandmarke. Das sei eine neue Art von Kriegsführung, daß man den Generalen Geld schicke und ihnen schmeichle, um sie zu entehren und zu Rebellen zu machen. Was lasse sich noch auf Verträge und Schwüre geben, wenn das Haupt der Kirche sich solches Verfahren zu Schulden kommen lasse!"

Die einzige Antwort auf solche unerhörte Unverschämtheit war Krieg. Venedig, Florenz und der Papst erneuerten ihren Bund; Franz Sforza schloß mit Alfons von Neapel einen Waffenstillstand und übernahm die Führung des Heers. Piccinino übertrug nun seinem Sohne Franz die Vertheidigung der Stellungen im Kirchenstaat und brach mit seiner gewohnten Schnelligkeit nach der Lombardei auf, um die Venetianer kampfunfähig zu machen, während sein Sohn die anderen Feinde beschäftige. Er nahm Casalmaggiore in der Nähe von Cremona, setzte über den Oglio, bewerkstelligte seine Vereinigung mit Franz Johann von Gonzaga, griff Brescia im Rücken an, nahm alle Schlösser und Burgen der Venetianer in der Nähe und zwang den feindlichen Feldherrn Gattamelata, sich in die Mauern der Stadt einzuschließen. Auch der letzte Verbindungsweg, der durch die Gebirge führte, wurde besetzt, sodaß Gattamelata, um nicht mit seiner Reiterei abgeschnitten zu werden, um den Gardasee herum, auf Wegen, die noch nie ein Heer betreten hatte, den Rückzug suchte. Er verlor 800 Pferde; mit diesem Opfer rettete er sich.

Franz Barbaro, dessen Befehl Brescia anvertraut war, hatte als Krieger keinen Namen; sein Ruf schrieb sich von seiner Beredtsamkeit in der lateinischen Sprache her, von seinen Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten, von seinen diplomatischen Missionen. Aber der Laie in der Kriegskunst vertheidigte sich gegen den Meister mit einer Energie, welche dieser Belagerung in der Kriegsgeschichte keinen der letzten Plätze anweist. Die alten Parteiungen wollten Angesichts des Feindes mit gewohnter Heftigkeit hervorbrechen; Barbaro versöhnte die Streitenden und einigte sie zu gleichen Anstrengungen für die Vaterstadt. Die gesammte Bevölkerung stand unter den Waffen, oder schanzte; die waffenfähigen Männer waren in drei Abtheilungen getheilt, von denen abwechselnd eine unter Zelten auf den Mauern lagerte, die Alten, die Geistlichen, die Frauen und Kinder arbeiteten an den Werken und leisteten allerlei Handdienste. Alle Läden und Werkstätten waren geschlossen; das Wohl der Stadt war die einzige Sorge, womit Jedermann sich beschäftigte. Eine Pest hatte die Zahl der kräftigen Männer auf 2000 herabgebracht; nur für 800 waren Waffen vorhanden; die Lebensmittel waren knapp, und trotzdem verließ die Belagerten ihr freudiger Muth nicht einen Augenblick. Vom 24. September bis zum 16. December 1438 verging kein Tag, an dem Piccinino nicht einen Angriff machte, oder seine funfzehn Bombarden mit ihrem Feuer aufhörten. Wurden die Stürme auch abgeschlagen, so rückten die Belagerungsarbeiten doch vor; zu Anfang Decembers konnten die Belagerer auf mehreren bedeckten Wegen bis zum Graben gelangen; in die Mauern war an mehr als einer Stelle Bresche gelegt, die Minengänge reichten bis in die Stadt. Am 12. December sprengte Piccinino seine größte Mine und ließ sein ganzes Heer den Hauptsturm unternehmen. Vom Morgen bis zum Abend kämpften Belagerer und Belagerte in der Bresche, die zum Glück nicht ganz gangbar war; am nächsten Morgen erneuerte sich der Sturm noch einmal, mit solchem Verlust für die Mailändischen, daß Piccinino von seinem Versuch abstand. Am 16. December verbrannte er seine Lagerhütten und verwandelte die Belagerung in eine Einschließung. An jeder der drei Hauptstraßen wurde eine große Schanze aufgeworfen, das Gebirge so

bewacht, daß mehrere Zufuhren von Gattamelata's Heer in die Hände der Mailändischen fielen, der Po durch Pfahlwerke und Geschütze gegen die große Flotte von sechzig Galeeren gesichert, die unter Peter Loredano einzulaufen versuchte.

Die fernern Fortschritte Piccinino's trennten die Venetianer fast ganz vom Festlande, was die gute Folge hatte, daß die Liga ihre Rüstungen mit größerem Ernst betrieb. Ein Theil der bisherigen Verzögerungen kam auf Sforza's Rechnung, der noch immer zögerte, seinen Schwiegervater kräftig anzufassen, und seine Bedenken, den Po zu überschreiten, abermals hervorholte. Philipp Maria trieb mit ihm ein wirklich kindisches Spiel, das aber doch eine Zeit lang seine Wirkung that. Unaufhörlich schrieb er Sforza von der Heirath, von den Vorbereitungen, die ihn beschäftigten; der Tag der Vermählung wurde zweimal fest bestimmt; das Programm über die Spiele und Festlichkeiten war bereits ausgegeben; sogar die Kleider der Braut waren fertig, woran sich am wenigsten zweifeln ließ, da der Vater sie Jedermann zeigte. Indessen fand der Visconti stets neue Vorwände, den Vollzug der Vermählung hinauszuschieben, und Sforza überzeugte sich endlich, daß man sein Spiel mit ihm treibe. Seine Bedenklichkeiten, die Lombardei zum Kriegsschauplatze zu nehmen, waren mit einem Male verschwunden.

Lange hatte Italien nicht so starke Heere*) gesehen; seit langen

---

*) Wir geben nachstehend das vollständige Verzeichniß der Bandenführer, die im Jahre 1439 in Italien Krieg führten. Maria Sanuto (Lebensbeschreibungen u. s. w.) hat dasselbe mit gewohnter Sorgfalt aufgestellt. Dieses Verzeichniß ist in doppelter Beziehung wichtig, weil es einmal die Streitkräfte der einzelnen Staaten, weiter auch die Zusammensetzung der Heere genau kennen lehrt.

Verzeichniß aller italienischen Condottieri aus dem Jahre 1439.

I. Papst Eugen IV.

1.	Der Cardinal von Tarent	600 Pferde.
2.	Der Cardinal von Capua	400 „
3.	Der Graf dell' Anguillara	400 „
	Transport	1400 Pferde.

Jahren war kein so das höchste Interesse in Anspruch nehmender Krieg geführt worden, als der des Jahres 1439. Im Frühling verließ Sforza die Mark Ancona, durchzog rasch die Romagna, die Gebiete

---

Transport	1400 Pferde.
4. Der Graf von Aversa	600 =
5. Don Simonetto	600 =
6. Don Paolo della Molara	300 =
7. Don Otto dei Dotti	200 =
8. Don Gasparo di Cavadolo	500 =
9. Don Antonio del Rio	300 =
10. Don Gabriele aus Rom	300 =
Summe:	4200 Pferde.

II. Signoria von Venedig.

11. Der erlauchte Graf Franz Sforza, Generalcapitan	4000 Pferde.
12. Herr Michael von Cotignola . . .	1000 =
13. Der erlauchte Herr Gattamelata . . .	1500 =
14. Der Herr Marchese Thaddäus (von Este) .	1000 =
15. Don Cristofaro von Tolentino . . .	800 =
16. Don Pietro von Navarino	800 =
17. Don Giovannni von Tolentino . . .	500 =
18. Don Giovanni von Malavolta . . .	500 =
19. Don Ibetto	500 =
20. Don Cavalcabò	300 =
21. Der Graf Dolce	400 =
22. Don Scariotto von Faenza	300 =
23. Don Guido Rongone	300 =
24. Don Bartolomeo Colleoni	400 =
25. Don Jacopo Catalano	300 =
26. Don Pietro del Testa	200 =
27. Don Pietro Torello von Prato . . .	200 =
28. Don Nicolo von Brescia	300 =
29. Don Cattabriga	400 =
30. Don Giovanni Conte	400 =
31. Don Baldone von Tolentino	300 =
32. Herr Rinieri	600 =
33. Herr Sigismund	500 =
34. Herr Dominicus	600 =
Summe:	16100 Pferde.

von Forli und Ravenna, und ging in der Nähe von Ferrara über den Po. Gattamelata behauptete sich mit dem Rest des venetianischen Heeres hinter den Canälen von Padua; alles übrige war an

---

III. Der Herzog von Mailand.

35.	Der erlauchte Nikolaus Piccinino, Generalcapitan	2500	Pferde.
36.	Der Markgraf von Mantua	1500	=
37.	Herr Ludwig von St. Severino . . .	1000	=
38.	Der Graf Ludwig von Verme . . .	1000	=
39.	Don Borso von Ferrara	1000	=
40.	Don Taliani von Forli	1000	=
41.	Don Antonello von Stria	500	=
42.	Don Rusticino	400	=
43.	Don Francesco Piccinino	600	=
44.	Herr Dominico	600	=
45.	Der Herr von Faenza	500	=
46.	Herr Bailardino, Sohn	300	=
47.	Graf Karl Braccio	200	=
48.	Graf Peter, Sohn des Grafen von Urbino .	200	=
49.	Cristofaro's Sohn	300	=
50.	Herr Stephan	300	=
51.	Der Herzog von Atri	100	=
52.	Der Graf Troio und Antonio della Pergola .	150	=
53.	Der Sohn Cecco Matalanza's . . .	200	=
54.	Der Sohn Johann Zulo's . . .	100	=
55.	Don Sintorello	300	=
56.	Der Sohn des Herrn	300	=
57.	Don Nicolo Guerrero	200	=
58.	Herr Giberto von Carpi	300	=
59.	Don Rinaldo di Monte Albotto . . .	100	=
60.	Herr Almonazzo	300	=
61.	Don Donino von Parma	100	=
62.	Don Scaramuzza	100	=
63.	Don Gianmarco von Castell Nuovo . .	200	=
64.	Don Battista von Campofregoso . . .	200	=
65.	Don Belmanolo	200	=
66.	Don Pierino Turco	200	=
67.	Don Giovanni Buontrotto	200	=
	Transport	16050	Pferde.

den Feind verloren gegangen. Piccinino deckte sich bei Soave durch die Etsch und zog tiefe Gräben bis zu den Sümpfen des Flusses. Da die Kunst, im Angesicht des Feindes Brücken zu schlagen, noch zu den ungelösten Problemen gehörte, so war er in seiner Stellung unangreifbar.

	Transport	16050 Pferde.
68.	Don Sacramoro	300 "
69.	Don Antonio Zepo	200 "
70.	Don Renzo Colonna	300 "
71.	Der Graf Lazaro	100 "
72.	Der Sohn des Grafen Alberich	100 "
73.	Der Graf Franz della Mirandola	200 "
74.	Der Sohn von Roland Palavicino	100 "
75.	Der Herr von Correggio	100 "
76.	Zerstreute Abtheilungen	600 "
77.	Die Leibwache des Herzogs	600 "
78.	Don Annibale Bentivogli	200 "
79.	Don Obizzo von Carrara	100 "
80.	Don Zarpelone	200 "
81.	Don Bernardo Verzo	200 "
82.	Der Herr von Pesaro	100 "
83.	Der Herr von Fermo	100 "
84.	Don Moretto von St. Lazzaro	200 "
85.	Don Coronato	100 "
86.	Don Marco Visconti	400 "
87.	Don Visconte	400 "
	Summe:	19750 Pferde.

IV. Siena.

88.	Don Ardizzone von Carrara	400 Pferde.
89.	Don Antonello della Stera	300 "
90.	Don Renzo Colonna	300 "
	Summe:	1000 Pferde.

V. Florenz.

91.	Don Pietro Gianpaolo Orsini	1500 Pferde.
92.	Don Agnolo degli Agnati	600 "
93.	Don Bernardo von Atri	600 "
94.	Don Baldazzo	300 "
	Summe:	3000 Pferde.

Brescia war durch den Hunger der Uebergabe nahe gebracht; um der Stadt Hilfe zu bringen, wagte Sforza den Marsch durch die euganeischen Berge. Die Truppen Piccinino's, welche die dortigen Pässe

---

VI. Alfons von Aragonien.

95.	Herr Orso	2000	Pferde.
96.	Der Fürst von Tarent	1500	=
97.	Der Herzog von Sezza	1000	=
98.	Don Antonio und Raimund aus Calabrien	3000	=
99.	Don Cristofaro Gaetano	600	=
100.	Don Luca von Castello	500	=
101.	Don Rizzo von Monte Laro	500	=
102.	Don Menegazzo von Aquila	600	=
103.	Don Lodovico Michelossi	600	=
104.	Herr Josia	400	=
105.	Der Graf von Campobasso	400	=
106.	Der Graf von Montorio	600	=
107.	Der Graf von Caserta	400	=
108.	Der Graf von Nola	600	=
109.	Don Marino Bosso	400	=
110.	Der Fürst von Salerno	400	=
111.	Der Fürst von Capua	400	=
112.	Der Bruder von Stephan Colonna	300	=
113.	Don Pietro Megla	300	=
114.	Don Giovanni Cossa	300	=
115.	Der Bruder des Abts von Monte Casino	500	=
116.	Die Gräfin von Arci	300	=
117.	Don Ferrando Spagnuolo	400	=
118.	Der Sohn des Grafen Anton von Pisa	600	=
119.	Herr Michael von Ischia	300	=
120.	Der Graf Anton von Ponteadera	200	=
121.	Der Graf von Celano	300	=
122.	Der Sohn des Großseneschalls	400	=
	Summe:	17800	Pferde.

VII. Réné von Anjou.

123.	Don Ottolino Cajazzo	400	Pferde.
124.	Der Herzog von Malfi	200	=
125.	Der Graf Paris von Calabrien	200	=
	Transport	800	Pferde.

bewachten, ließen sich durch Scharmützel auf den Höhen beschäftigen; während dessen zog Sforza mit dem ganzen Heer im Thale vorbei. Die Eigenschaft der Führer aus der Schule Braccio's, schnelle Entschlüsse rasch durchzuführen, zeigte sich jetzt bei Piccinino im schönsten Lichte. Ohne eine Stunde zu zaudern, verließ er seine unnütz gewordene Stellung von Soave und zog sich hinter die Minciolinie, wo er Verschanzungen anlegte, die vom Gardasee bis Mantua reichten. Diese Linie wagte Sforza so wenig zu durchbrechen, wie die frühere durch die Etsch gedeckte, und wieder war es seine Aufgabe, den Feind zu umgehen. Zu diesem Zwecke bot sich ihm der Gardasee dar. Die Venetianer hatten hier eine Flotte, die im vorigen Jahre Brescia einige

---

	Transport	800 Pferde.
126. Don Cesare von Martinengo		400 "
127. Don Alessandro		600 "
128. Don Francesco Sanseverino		400 "
129. Don Jacopo Carmo		600 "
	Summe:	2800 Pferde.

Zusammenstellung nach Staaten.

Der Papst Eugen IV.	4200 Pferde.
Die Signoria von Venedig	16100 "
Der Herzog von Mailand	19750 "
Siena	1000 "
Florenz	3000 "
Alfons von Aragonien	17800 "
Réné von Anjou	2800 "
Summe:	64650 Pferde.

Das Fußvolk ist hierbei nicht mitgerechnet; ferner zählt die Liste nicht auf die Streitkräfte des Herzogs von Savoyen, der Markgrafen von Saluzzo und Montferrat, der Gemeinden Lucca, Genua (das sich 1436 befreit hatte) und Perugia. Die Vergleichung der Namen unserer Liste zeigt, daß alle Stände im Söldnerwesen vertreten waren, alte und neue Namen sich mischten. Den Titel Don legte die Mehrzahl der Bandenführer sich bei, der spanische Name klang vornehmer als das einheimische Signor. Die ältere Bezeichnung Messer verschwindet, auf der Liste Sanuto's steht sie einzig und allein vor dem Namen Michael's von Ischia.

Dienste geleistet hatte, aber von einem überlegenen Schiffsgeschwader, das Philipp Maria in Peschiera erbauen ließ, in die nördlichste Ecke des See's zurückgetrieben worden war und sich dort durch ein Pfahlwerk nothdürftig deckte. Um sie zu entsetzen, belagerte Sforza Bardolino auf dem östlichen Ufer des See's. Dieses Unternehmen rückte nicht vorwärts und mußte endlich aufgegeben werden. Die tapfere Vertheidigung der mantuanischen Besatzung, Krankheiten, die im Belagerungsheer ausbrachen, die Unachtsamkeit, oder Feigheit der Schiffsführer, für die alle Signale, heranzukommen, verloren waren — dies alles trug dazu bei, Sforza's Zwecke zu vereiteln. Diesem Mislingen folgte ein zweiter Unfall auf dem Fuße. Am 24. September schlug Piccinino im Gebirge eine Abtheilung, die zur Verstärkung der Flotte bestimmt war; am 26. griff er diese selbst an und nahm sie bis auf zwei Schiffe, denen es gelang, nach Peneda zu zu entkommen. Wollte Sforza Brescia entsetzen, so blieb ihm nichts übrig, als den Gardasee im Norden zu umgehen. Auf diesem Wege waren die meisten der Hindernisse vereinigt, die ein Heer überhaupt finden kann: ein feindliches Land, keine Lebensmittel, hohe Gebirge, reißende Ströme, schlechte Wege. Vor Nichts schreckte Sforza zurück; sein Gepäck schickte er nach Verona; das ganze Heer, die schwere Reiterei nicht ausgenommen, mußte ihn begleiten. Mit Mühe gelangte er an den nördlichen Endpunkt des See's, in das Thal der Sarca, dessen Ausgang durch die Burg Tenna geschlossen wird. Hier befand sich Piccinino selbst, der nicht sobald von dem Marsch seines Gegners in Kenntniß gesetzt worden war, als er mit seinen besten Truppen in Schiffen über den See gesetzt war und sich auf den Punkt geworfen hatte, ohne dessen Besitz der weitere Zug auf Brescia für Sforza eine Unmöglichkeit war. Der Letztere befand sich in der verzweifeltsten Lage; seine Angriffe auf das Schloß wurden abgewiesen, eine Schlacht im Thale vermied Piccinino. Dennoch, sei es nun Unbotmäßigkeit der Soldaten, sei es die eigene Hitze ihres Feldherrn, entspann sich am 9. November 1439 ein größeres Gefecht. Während die Heere kämpften, Schaar auf Schaar sich maß, erschienen plötzlich auf den Höhen im Rücken der Mailänder die Einwohner von Brescia, Felsblöcke in das Thal rollend. Von irgend einer Gefahr

war dieser Rückenangriff nicht begleitet; aber der unerwartete Anblick eines neuen Feindes übte eine so magische Wirkung, daß die Mailänder im Nu zerstiebten. Die Einen eilten zu den Schiffen auf den See; die Anderen flohen in das Gebirge; ein Theil, bei dem sich Piccinino selbst befand, warf sich in das Schloß Tenna. Das Schloß war zu schwach, um sich nach dem Verlust einer Schlacht halten zu können, und Piccinino fühlte sich hier um so weniger wohl, als auf seinen Kopf ein Preis von fünftausend Ducaten gesetzt worden war. Er hatte einen deutschen Pferdeknecht, dessen breiten Schultern eine schwerere Last, als der kleine, schmächtige, buckelige Körper des Generals unbedenklich anvertraut werden durfte. Man steckte Piccinino in einen Sack, diesen warf der Deutsche über die Schulter und ging, hier und da ein Stück Beute auflesend und in seinen Sack werfend, mitten durch das Lager und das von Feinden schwärmende Feld nach Riva, wo sich ein Schiffer fand, der die Fahrt nach Peschiera wagte und glücklich ausführte.*)

Auf seinem Schiff überlegte Piccinino, wie die Scharte sich auswetzen lasse. In Peschiera fand er die Kerntruppen Gonzaga's; mit diesen beschloß er, gegen Verona zu ziehen, von dessen sorgloser Bewachung durch die Venetianer ein Ueberläufer ihm Kunde gegeben hatte. Am nächsten Wochentage, der dem gänzlichen Verlust seines Heeres folgte (10. November), stand er vor den Mauern, legte die Leitern an und machte sich noch in derselben Nacht zum Herrn der Stadt, mit Ausnahme des Schlosses St. Felice und des Braidathores. Gonzaga, dem die Stadt zugesagt worden war, rettete sie vor Plünderung; das Gepäck von Sforza's Heer wurde unter die Soldaten vertheilt. Sforza wollte die Nachricht, daß Verona verloren sei, anfangs nicht glauben; als neue Boten die Hiobspost bestätigten, beschloß er, mit gleicher Schnelligkeit

---

*) Eine etwas abweichende Erzählung führt Ricotti a. a. O., III., 75 nach einer Chronik von Brescia (Manuscript) an. Danach hatte der Knecht, außer dem Sack, in dem er seinen Herrn trug, einen Spaten und eine Glocke, die er fortwährend läutete. Wurde er gefragt, was er trage, so antwortete er, es sei ein an der Pest Gestorbener, den er begraben solle. „Weiter wurde dann nicht gefragt," bemerkt die Chronik naiv.

wie sein Gegner zu handeln. Bitten und Drohungen besiegten den Widerwillen der Soldaten, in der bittern Winterkälte einen Marsch durch das Gebirge zu machen. Noch war es sehr zweifelhaft, ob man die Stadt erreichen werde; Alles hing davon ab, ob man einen berühmten Paß, die sogenannte Clause der Etsch, wo höchstens zwei Pferde nebeneinander gehen konnten, vom Feinde besetzt finden werde. Allerdings befehligte hier ein den Venetianern ergebener Gutsherr, Jakob Marancio; aber Frau und Kinder dieses Mannes waren in Verona in der Macht des Feindes, und Gonzaga hatte ihm sagen lassen, das Leben seiner Angehörigen sei dafür verantwortlich, daß er die Clause gut vertheidige. In diesem treulosen Zeitalter schlug Marancio die der Republik Venedig geschworene Treue höher an, als das Leben von Frau und Kindern, und übergab die Clause. Sforza konnte seinen Marsch fortsetzen; was ihn jetzt noch hinderte, war die furchtbare Kälte, in der viele seiner Soldaten Ohren und Nasen, Hände und Füße erfroren. Drei Tage nach dem Verlust von Verona brach er durch die noch besetztgehaltenen Stellungen in die Stadt. Piccinino verlor die Straßenschlacht und seine Eroberung; einer seiner Obersten, Taliano von Forli, war durch nichts zu bestimmen, an dem Gefecht theilzunehmen. Sollte man es glauben, daß Philipp Maria selbst diese Niederlage herbeiführte? Und doch war dem so. Der Herzog misgönnte dem Gonzaga den Besitz der Stadt; er fürchtete, daß Piccinino zu berühmt werden möchte, und hatte aus diesen Motiven Taliano den gemessensten Befehl gegeben, dafür zu sorgen, daß Verona an den Feind komme. Für Sforza hatte der Sieg im Ganzen keinen Nutzen; der Hauptaufgabe, Brescia zu entsetzen, war er um keinen Schritt näher gekommen. Wir sehen ihn daher von Verona auf derselben Straße, auf der er gekommen war, zurückmarschiren und zum zweiten Male das Schloß Tenna belagern. Diese kleine Feste, der Piccinino sich nicht hatte anvertrauen mögen, wurde aber von dem Eis und Schnee des Gebirges so wohl vertheidigt, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Inzwischen gelang es Sforza, zwei seiner Obersten auf Nebenwegen nach Brescia zu senden, und da somit die Stadt aufs Neue versorgt war, begab er sich in die Winterquartiere.

Der Feldzug von 1439 hatte sich auf die Lombardei beschränkt; für das nächste Jahr hatten Philipp Maria und Piccinino den Plan, Toscana und die Mark Ancona zum Kriegsschauplatze zu machen. Piccinino bewirkte diese Abänderung durch seine Vorstellungen, daß er, Florenz bedrohend, Sforza nach sich ziehen werde, daß dann nicht das mailändische, sondern das florentinische Gebiet die Kriegskosten trage. Diese richtige Berechnung war indessen nicht die, durch welche er sich leiten ließ. Er wurde alt; sein Ehrgeiz fand längst keine Befriedigung mehr darin, als bloßer Söldner zu dienen; das Glück Sforza's, mit dem er sich mindestens messen zu können glaubte, ließ ihm keine Ruhe; auch er wollte, wie jener, ein mächtiger Fürst und unabhängig von den Launen und Ränken eines Philipp Maria werden. Sein Ehrgeiz und sein Haß wurden zugleich befriedigt, wenn er sich in den Besitz der Mark Ancona und der übrigen Güter Sforza's brachte. Ein Einverständniß mit Johann Vitelleschi, dem vertrautesten Minister Eugen's IV., machte ihm dies möglich. Dieser Günstling, dem selbst nach dem päpstlichen Stuhl gelüstete, spann insgeheim die schlimmsten Ränke gegen seinen Herrn, suchte diesen zu Fehlern aller Art zu verleiten und durch schändliche Grausamkeiten verhaßt zu machen. Unter Anderm hatte er bei einem Kriege gegen Neapel bewirkt, daß jedem Soldaten, der einen Olivenbaum umhaue, ein hunderttägiger Ablaß versprochen wurde.

Im Februar 1440 verließ Piccinino die Winterquartiere mit sechstausend Pferden, setzte am siebenten dieses Monats über den Po, erreichte Toscana, wo die im Solde der Republiken stehenden Malatesten von Rimini zu ihm übergingen, und spielte den Meister in der Ebene. Unruhigen Blicks verfolgte Sforza diese Fortschritte; seine Besorgnisse für seine römischen Besitzungen nahmen ihn so ganz ein, daß er sein Heer und den Entsatz von Brescia im Stich ließ, um in Venedig persönlich die Erlaubniß zu holen, Piccinino nachzusetzen. Bald konnte er sich beruhigen. Die Florentiner fingen Briefe Vitelleschi's an Piccinino auf, sandten diese an Eugen IV. und überzeugten ihn, mit welchen Plänen sein Günstling umgehe. Antonio Redo, Befehlshaber der Engelsburg, bemächtigte sich des Verräthers; mittelst eines kleinen Pulvers beseitigte man die Verlegenheit, das Blut eines vornehmen Prie-

sters vergießen zu müssen. (18. März.) Der Verlust dieses Verbündeten bestimmte Piccinino, nicht den Kirchenstaat, sondern Florenz die Schwere seiner Waffen fühlen zu lassen. Er drang bis auf zwei Stunden von der Stadt vor, und nur die Bitten eines florentinischen Verbannten, auf den er Rücksichten zu nehmen hatte, ließen ihn seine Verwüstungen einstellen. Derselbe Rathgeber führte ihn gegen das Casentino, in dessen unfruchtbaren Bergen er mit der Belagerung kleinerer Nester unbegreiflich viel Zeit verlor, bis er endlich ganz wüthend abzog, „weil seine Pferde keine Steine fressen könnten." Viel zu spät für seine Pläne kam er nach dem Kirchenstaat; es gab keine Partei mehr für ihn. Die Bürger von Perugia, auf die er noch am meisten gerechnet hatte, gaben ihm höflicher Weise zu verstehen: es wäre besser, sie führen fort, ihn als ihren Mitbürger zu lieben, als daß sie anfingen, ihn als ihren Tyrannen zu haßen. Nach solchen Erfahrungen überzeugte er sich von der Nutzlosigkeit fernerer Bestrebungen und wendete sich nach Toscana zurück.

Das florentinische Heer lagerte bei Anghiari, einem großen Flecken am Fuße der Apeninnen, welche hier das Thal der Tiber von dem Thal der Chiana trennen. Der Ort liegt eine Meile von Borgo St. Sepolcro entfernt, auf einem Hügel; unten im Thal fließt die Tiber in einem tiefen Bett zwischen steilen Ufern, die nur an einer Stelle durch eine Brücke in Verbindung standen. Es war den 29. Juni; die Sonne brannte heiß; die sorglosen Florentiner hatten sich zerstreut, um unter Bäumen und hinter Büschen Schatten zu finden. Niemand dachte an einen Feind; Michael Attendolo war der Erste, der in der Richtung von St. Sepolcro eine Staubsäule bemerkte, die immer dichter und höher wurde, wie sie sich heranbewegte. Auf seinen Ruf stürzte Alles nach der Brücke; die Päpstlichen nahmen links, die Florentiner rechts Stellung, Attendolo mit seinen besten Leuten besetzte die Brücke selbst. Im ersten Angriff erzwang Franz Piccinino den Uebergang und drängte Alles, was ihm entgegen stand, bis an die Anhöhe zurück, auf der Anghiari liegt. Nun mischte sich aber das Fußvolk der Verbündeten ein, und es entstand ein Kampf, den man nicht anders als ein Hinundherdrängen nennen kann. Man hämmerte mehr mit den eisernen Handschuhen aufeinander

los, als mit den Schwertern, und die großartige Prügelei schlug immer mehr zum Nachtheil der Herzoglichen aus. Auf der Seite der Verbündeten war der Boden frei; auf jener Seite hinderten Gräben und Buschwerk die Mannschaften, die überdies in Hitze und Staub einen langen Marsch gemacht hatten. Als die Brücke wieder verloren gegangen war, hielt Piccinino es für angemessen, die Seinigen, so viel er deren häbhaft werden konnte, zurückzuführen.

Auf diese sogenannte Schlacht von Anghiari paßt vollkommen der Spott, womit Macchiavelli die Paukereien der Miethsoldaten zu überschütten pflegt, obgleich er auch hier übertreibt und von einem einzigen Todten spricht, der auch nicht gestorben sein würde, wenn er nicht so ungeschickt gewesen wäre, beim Sturz vom Pferde den Hals zu brechen. Nach anderen, in dieser Beziehung zuverlässigeren Quellen, hatten die Verbündeten zehn Todte und hundertundneunzig Verwundete, Piccinino vierzig Todte und vierhundert Verwundete. Mit den Gefangenen, die Piccinino verlor, hatte es nicht viel auf sich; die Kameradschaft duldete auch in diesem Falle nicht, daß man sie behielt. Zweiundzwanzig Obristen, vierhundert Officiere, eintausendvierhundertvierzig Reisige, welche ein Lösegeld zu bezahlen vermochten, dreitausend Gemeine waren am Abend gefangen worden, und am nächsten Morgen fand der florentinische Bevollmächtigte, Nero Capponi, noch sechs Obersten vor. Die Kaltblütigkeit dieses Patrioten wurde auf eine noch härtere Probe gesetzt. Er wußte, daß die fünfzehnhundert Reiter, mit denen Piccinino in Borgo St. Sepolcro war, in einem Zustande der Unordnung seien, der ihnen fast jeden Widerstand untersage, und befahl den Angriff. Einmüthig weigerten sich die Soldaten; ihnen schien nichts dringlicher zu sein, als die Beute zu sammeln und in Sicherheit zu bringen. Der ganze Morgen verging in ärgerlichen Verhandlungen; endlich saßen die Reisigen auf und ritten — nach Arezzo, wo sie ihre Beute verkauften. Es versteht sich, daß die entlassenen Gefangenen sich bei ihren Fahnen wieder einstellten, und daß Piccinino, indem er aus Arezzo Waffen und Pferde zurückkaufte, in wenigen Tagen das alte schlagfertige Heer hatte. Er setzte seinen Weg nach der Lombardei fort; die Florentiner beschäftigte die Wiedereinnahme der Schlösser, die er mit Besatzungen versehen hatte.

In der Zwischenzeit hatte Franz Sforza, seit er für seine unteren Besitzungen nicht mehr zu fürchten brauchte, große Thätigkeit entwickelt. Die Wegnahme der mailändischen Flotte auf dem Gardasee und der bedeutendsten Schlösser an dessen Ufern war die Einleitung des directen Marsches zum Entsatz von Brescia. Sein Heer von 40,000 Mann fand den Weg frei; Gonzaga schloß sich in Mantua ein; Taliano von Forli und Ludwig von Verme räumten das Land in dem Maße, wie Sforza vorrückte, und zogen sich hinter die Linie des Oglio zurück. Brescia war frei; auch die Ogliolinie wurde genommen, der Krieg ganz auf mailändisches Gebiet versetzt. Mit der Einnahme von Peschiera und aller Schlösser, die Philipp Maria auf dem veronesischen Gebiet gewonnen hatte, schloß für Sforza dieser Feldzug. Sein Heer bezog nach rühmlich vollbrachten Thaten die Winterquartiere.

In der Zeit der Waffenruhe trug der Markgraf Nikolaus von Este Franz Sforza Botschaft aus Mailand zu. Philipp Maria ließ „seinem Schwiegersohn" vorstellen, wie wenig es seinem eigenen Interesse angemessen sei, den Schwiegervater völlig zu Grunde zu richten: Sforza sei ein Glückssoldat; als solcher brauche er nicht blos Freunde, sondern auch mächtige Feinde, um seine Wichtigkeit nicht einzubüßen. Natürlich erschien auch die Hand Bianca's in der Perspective, und diesmal war es Ernst mit der Heirath; denn die Braut befand sich bereits in Ferrara, um Sforza sofort übergeben zu werden, sobald er die mailändischen Farben annahm. Unglücklicherweise wußte Sforza, daß Bianca zu einem ganz andern Zweck in Ferrara war, nämlich um Leo von Este, dem Sohn und Erben desselben Markgrafen, der bei ihm unterhandelte, die Hand zu geben. Er gab die stolze Antwort: „Wenn er den Krieg, den er für die beiden Republiken führe, zu einem glücklichen Ende geführt habe, werde er mit seinen Freunden berathschlagen, ob die Anträge des Herzogs annehmbar seien." Er hatte die venetianischen Proveditoren von der ganzen Verhandlung unterrichtet, ging aber doch nicht ohne Besorgniß in die argwöhnische Stadt, wo man ihn zu Besprechungen über den nächsten Feldzug sehen wollte. Große Feste erwarteten ihn; die tapferen Brescianer erhielten davon den Antheil, den sie verdienten. Franz Barbaro und hundert Edelleute aus Brescia wurden der Signo-

ria vorgestellt; der Doge umarmte sie mit Thränen in den Augen. Die hundert Edelleute wurden für sich und ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit; die Bürgerschaft erhielt die Einkünfte, welche der Staatsschatz bis dahin aus den Mühlen von Brescia gezogen hatte, d. h. 20,000 Ducaten jährlich.

Diese Festlichkeiten störte die böse Nachricht, daß Piccinino noch im Winter (13. Februar 1441) die Feindseligkeiten erneuert, Adda und Oglio überschritten und bei Chiari 8000 Reiter Sforza's geschlagen habe. Es war nahe daran, daß der schlaue Feldherr das ganze feindliche Heer aufgelöst hätte. Seine Agenten streuten nämlich aus: der Rath der Zehn habe gegen Sforza denselben Argwohn gefaßt, wie gegen Carmagnola früher, ihn deshalb nach Venedig gelockt und dort hinrichten lassen. Das Heer wußte nicht, was davon zu glauben sei; schon war einer der besten Obersten, Sarpellione, zum Feinde übergegangen, und es war Zeit, daß Sforza sich seinen Soldaten zeigte. Als er ankam, zog Piccinino sich zurück, und auch Sforza hielt sich ruhig, um die gute Jahreszeit herankommen zu lassen.

Am 25. Juni 1441 trafen sich die beiden Heere bei Cignano. Sforza wollte eine entscheidende Schlacht herbeiführen; Piccinino wich ihm aus, und vergeblich waren alle Künste des Erstern, ihn aus den Verschanzungen zu locken, in denen er sich wie eine Schildkröte in ihrer Schale deckte. Von Ungeduld verzehrt, warf sich Sforza plötzlich in eine andere Richtung, ging über den Oglio und berannte Martinengo, ein unbedeutendes Schloß zwischen Bergamo und Brescia. Piccinino folgte mit gleicher Schnelligkeit, und es gelang ihm, nicht blos eine Verstärkung von tausend Mann in den Ort zu bringen, sondern auch eine unangreifbare Stelle aufzufinden, in der er den belagernden Sforza seinerseits belagerte und ihm alle Lebensmittel abschnitt. Sforza, der weder das feindliche Lager, noch auch, in sicherer Erwartung eines Rückenangriffs, das Schloß angreifen konnte, gerieth in eine höchst kritische Lage. In seinem Lager waren über 30,000 Menschen; seine Reiterei hatte alles Futter der Umgegend verzehrt; die Futtersucher mußten drei Meilen weit danach gehen und verloren immer die Hälfte ihrer Mannschaft, trotzdem daß sie starke Bedeckung hatten. Die Lebensmittel gingen

auf die Neige; bei dem Feinde lebte man vollauf und in Freuden. Kein Tag verging, ohne daß das Lager durch einen falschen Lärm aufgestört, oder durch einen nächtlichen Angriff beunruhigt worden wäre. Einen Monat hatte diese unerträgliche Lage schon gedauert, und schon ließ sich der Tag berechnen, an dem das Heer in völliger Auflösung sich zerstreuen, oder die weiße Fahne aufstecken mußte. Sforza überließ sich den schwärzesten Betrachtungen; mit seinem Heer ging sein Ruhm, seine Zukunft verloren; er stürzte in einen Abgrund, aus dem keine Rettung war. Um so freudiger waren die Empfindungen Piccinino's, der sich schon als den Erben Sforza's sah. Der Eine wie der Andere hatte ohne Philipp Maria von Mailand gerechnet.

In einer dunkeln Nacht hob sich die Leinwand von Sforza's Zeltthür, und Anton Guidoboni von Tortona, einer der Vertrauten des Herzogs, trat ein. Simoneta hat uns seine Rede aufbewahrt, sie ist zu merkwürdig, um hier nicht eine Stelle zu finden. „Philipp, der mich zu Dir schickt," sagte der Abgesandte, „kennt Deine Klugheit und Erfahrung in Kriegssachen genau genug, um zu wissen, daß Du keine der Gefahren verkennst, welche Deine Lage für Dich, für die Venetianer und Florentiner hat. Der Mangel an Lebensmitteln gestattet Dir nicht, Martinengo länger zu belagern, und die Nähe seines Heeres läßt Dir keine Hoffnung, Dich ohne Niederlage zurückziehen zu können. Philipp hat mithin einen nahen und sichern Sieg in seiner Hand; allein er will diesen Sieg nicht, denn er, der stets Herr gewesen ist, kennt keine größere Unwürdigkeit, als wie ein Gefangener den Forderungen und Bedingungen seiner Diener unterwürfig sein zu sollen. Seine Angelegenheiten stehen aber gegenwärtig so, daß jetzt, mitten im Kriege, dieser Piccinino, den er so hoch erhoben hat, die Oberhoheit über Piacenza fordert; Ludwig von Sanseverino verlangt Novara, Ludwig von Verme Tortona, Taliano von Forli Bosco und Figaruolo, und so jeder Kriegshauptmann ein Lehn und ein Gebiet. Da er ohne Kinder und anscheinend ohne einen Nachfolger ist, wagen diese Menschen, bei seinen Lebzeiten sein Erbe zu theilen. Ehe mein Herr darein willigt, will er Dich, die Venetianer, die Florentiner begünstigen, vorausgesetzt, daß Du Alles zu ordnen verstehst. Er will dem Krieg ein Ende machen, und Du bist es, dem er

das Schiedsrichteramt über die Bedingungen aufträgt. Als Pfand übergiebt er Dir Alles, was Piccinino im Gebiet von Bergamo erobert hat, zuerst dieses Martinengo, das Du belagerst. Er giebt Dir die Hand seiner Tochter Bianca und als Mitgift Cremona mit ganzem Gebiet, zwei Schlösser ausgenommen. Mein Auftrag geht nun dahin, einen Geleitsbrief für seinen Geheimschreiber Eusebius Caymo zu fordern, der sofort ins Lager kommen und die letzte Hand an den Vertrag legen wird."

Es bedarf keiner Versicherung, daß Sforza Alles annahm. Schon in der folgenden Nacht wurden zwischen Caymo und Sforza die Friedensbedingungen verabredet, und als am folgenden Morgen die Bevollmächtigten von Venedig und Florenz mit den vornehmsten Officieren in das Zelt traten, um Kriegsrath zu halten, benachrichtigte Sforza sie lächelnd, daß Friede geschlossen sei. Caymo seinerseits gab Piccinino Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. In dem Augenblick, wo er nach der reifen Frucht seiner Siege greifen wollte, zurückgeschleudert, verweigerte Piccinino den Gehorsam. Aber dieser berühmte Feldherr war immer doch nur ein Bandenführer und als solcher machtlos gegen seinen Herzog. Als Caymo ihm drohte, daß er die Mailänder im Heer sammeln und mit Sforza's Truppen vereinigen werde, gab Piccinino nach. Die Heere schmolzen in eins zusammen; Spiele und Festgelage feierten die Versöhnung; selbst dem betrogenen leidenschaftlichen Feldherrn schmolz das Herz. Er suchte Sforza in dessen Zelt auf, küßte ihn und hielt ihn lange umschlungen.

Am 24. October 1441 wurde die Vermählung Sforza's mit der Visconti endlich vollzogen. Bianca war damals sechzehn Jahre alt und nicht weniger durch körperliche Schönheit, als durch geistige Gaben ausgezeichnet. Auch darin hielt der Herzog Wort, daß er Cremona und Pontremoli auf der Stelle an Sforza überlieferte. Dieser schrieb die Bedingungen des Friedens vor, der am 10. November desselben Jahres unterzeichnet wurde. Alles wurde auf den früheren Fuß zurückgestellt, wobei Niemand verlor, als der Markgraf von Mantua, der allen seinen Ansprüchen auf Peschiera, Lonado und Valeggio entsagen, Porto Legnago und Nogarola zurückerstatten mußte.

Elftes Kapitel.

Johanna II. von Neapel stirbt, René von Anjou und Alfons streiten um die Krone, Alfons bleibt Sieger. — Tod Nikolaus Piccinino's. — Philipp Maria Visconti stirbt. — Vier Bewerber um Mailand. — Die Mailänder rufen die Republik aus, Sforza tritt in ihren Dienst. — Krieg zwischen Mailand und Venedig. — Sforza erstürmt Piacenza, verbrennt die Flotte der Venetianer bei Casalmaggiore, vernichtet ihr Heer bei Caravaggio. — Sforza verräth Mailand. — Venedig und Mailand gegen Sforza. — Ein Volksaufstand in Mailand macht ihn zum Herzog der Lombardei.

Die Ereignisse im Königreich Neapel, zu denen wir jetzt für einen Augenblick zurückkehren müssen, kennen wir bis zur Schlacht von Aquila, die Braccio gegen Jakob Caldora verlor. Nach des Königs Alfons Entfernung aus dem Königreiche zeigte Caraccioli dieselbe Eifersucht gegen Ludwig III. von Anjou, die er früher gegen Alfons geäußert hatte, und endete damit, mit dem Letztern zu unterhandeln, ja eine Aussöhnung zwischen ihm und der Königin Johanna zu Stande zu bringen. Er glaubte seine Zukunft um so mehr gesichert zu haben, als er seinen Sohn mit einer Tochter Caldora's verlobt hatte; aber Johanna war jetzt über sechzig Jahre alt; ihr heißes Blut hatte sich abgekühlt, und sie setzte den Forderungen des eben so alten Günstlings, zu allen seinen Besitzungen noch das Herzogthum Amalfi und das Fürstenthum Salerno zu erhalten, ein hartnäckiges Nein entgegen. Daß er die Königin seinen ganzen Zorn fühlen ließ, sie schalt, körperlich mishandelte, würde ihm vielleicht nicht geschadet haben, da Johanna zu schwach war, um an Rache zu denken, wenn nicht am Hofe eine Todfeindin Caraccioli's gelebt hätte: Covella Ruffa, Herzogin von Suessa. In dem Charakter dieser Dame war Härte der vorherrschende Zug; sie tyrannisirte die Königin auf dieselbe Weise, wie der Günstling, bis Johanna, zwischen diesen gewaltthätigen Menschen hin- und hergeworfen, sich ihr ergab. Die Katastrophe, in die sie mit heißen Thränen willigte, sieht aus wie eine Copie der Ermordung des Königs Andreas. In der

Nacht des 17. August 1432 klopfte ein Page an die Thür von Caraccioli's Schlafzimmer, das im königlichen Palaste war, und schreckte ihn mit der Nachricht auf, daß Johanna, vom Schlage getroffen, dem Tode nahe sei. Caraccioli öffnete; die bereit stehenden Mörder stürzten ins Zimmer und erschlugen ihn auf seinem Bett mit Streitäxten und Schwertern. Johanna weinte heiße Thränen; nachdem diese ersten Regungen vorüber waren, verzieh sie den Mördern, zog alle Güter Caraccioli's ein, ließ seinen Sohn und alle Verwandten des Ermordeten ins Gefängniß werfen, und erlaubte, daß der Pöbel deren Paläste plündere.

Die Herzogin von Suessa wollte Alleinherrscherin sein; beide Kronprätendenten wurden entfernt. Ludwig von Anjou ließ sich nach Calabrien schicken; Alfons kehrte nach Aragonien zurück und versprach, solange Johanna lebe, das Königreich meiden zu wollen. 1434 starb Ludwig an einem Fieber zu Cosenza; am 2. Februar 1435 folgte ihm Johanna nach, durch ihre Ausschweifungen an Geist und Körper so geschwächt, daß sie in ihren letzten Lebensjahren eine hundertjährige Frau zu sein schien. Johanna hatte in ihrem Testament Réné von Anjou, den Erben Ludwig's, zum Thronfolger erklärt; Adel und Volk erkannten diese Verfügung an. Aber Réné war in Dijon Kriegsgefangener; Alfons konnte ihm zuvorkommen und sich eine Partei im Königreiche bilden. Ein Versuch, sich Gaetas zu bemächtigen, zerstörte seine keimende Macht. In Gaeta hatten die Genuesen beträchtliche Waarenlager; auf ihre Bitten rüstete Philipp Maria eine Flotte aus, die am 5. August 1435 in einem Seetreffen bei der Insel Ponza die spanische Flotte bis auf ein Schiff vernichtete und Alfons selbst zum Gefangenen machte. Dieser Sieg über Nebenbuhler zur See, die der grimmigste Kaufmannshaß verfolgte, erregte in Genua einen unbeschreiblichen Jubel; der rückkehrenden Flotte wurde der großartigste Triumph bereitet. Aber sie kam nicht; der Herzog ließ sie in Savona ankern, und die Gefangenen wurden von da auf geradem Wege nach Mailand geführt. Dort verständigte sich Philipp Maria mit Alfons vollständig, und die Genuesen, denen so sehr verlangt hatte, ihren Feind gedemüthigt in ihren Mauern zu sehen, erhielten den Befehl, ihn nach Neapel zurückzuführen, und gegen die Partei Anjou zu vertheidigen. Die Folge war

ein Volksaufstand, in dem Genua seine Freiheit wieder gewann. Von genuesischen Schiffen begleitet, ging René von Anjou nach Neapel, um seinem Gegner die Krone streitig zu machen. Er hatte kein Glück; selbst solange Caldora, der Vater, für ihn focht, gingen seine Angelegenheiten nicht vorwärts. Im November 1439 starb Jakob Caldora, ein Soldat ungewöhnlichen Schlags, auch darin seinen Genossen unähnlich, daß er, der Lehen und große Güter vollauf besaß, weder Herzog noch Fürst betitelt sein wollte, weil der Name Caldora schlechthin Alles besage. Anton Caldora, auf den das Heer des Vaters überging, ersetzte diesen in keiner Weise. Er fing damit an, jeden Dienst zu verweigern, bis er Geld erhalte; dann, als René die benöthigten Summen bei seinen Anhängern erhoben hatte, brach er eine Schlacht in dem Augenblicke ab, wo sie gewonnen war; endlich ging er zu Alfons über. Mit dem Verlust der Hauptstadt, in die die Spanier durch die Wasserleitung am Thor von Capua eindrangen (2. Juni 1442), gab René seine Sache verloren und ging nach Frankreich zurück. Von da an blieb Alfons die Herrschaft über Neapel bis zu seinem Tode unbestritten.

In diesen Kriegen um die neapolitanische Krone, deren Einzelheiten jedes Interesses baar sind, sehen wir für einen Augenblick Sforza auftauchen. Diese Theilnahme war das Werk Philipp Maria's, der gegen seinen mächtigen Schwiegersohn inzwischen einen gründlichen Haß gefaßt hatte, und ihn theils aus diesem Motive entfernte, theils um Alfons von Neapel zu schwächen. Sforza blieb nicht lange im Königreiche, aber doch lange genug, um Alfons ein Recht zu geben, seine neapolitanischen Lehen einzuziehen. Daß er so bald sich entfernen mußte, war wieder das Werk Philipp Maria's. Dieser trug dem Papst die Dienste seines Feldherrn Piccinino an, der ihm zu dem Besitz der Mark verhelfen werde. Auf diese Weise entledigte er sich Piccinino's, und raubte, wenn der Anschlag glückte, Sforza ein Gebiet, dessen achtjähriger Besitz seine Macht nicht wenig vermehrt hatte. Der Haß Philipp Maria's fand in dem Herzen Eugen's IV. ein Echo; Alfons schloß sich dem Bunde an, weil es ihm gefährlich schien, ein Beispiel bestehen zu lassen, wie der Sohn eines Bauers durch Klugheit und Tapferkeit sich zum Fürsten aufschwingen könne.

Eine im allgemeinen nicht mehr gefährliche Waffe, ein donnernder päpstlicher Erlaß gegen den Räuber und Kirchenschänder Sforza, übte ausnahmsweise eine volle Wirkung. Die Mark haßte ihren Fürsten; die Zwangsauflagen, mit denen er seine Kriegskosten bestritt, die Willkürlichkeiten, die er seinen Soldaten erlaubte, hatten die Gemüther erbittert. Bei Piccinino's Ankunft loderte der Brand aller Orten empor, und nicht lange, so war Sforza auf sein Heer beschränkt. Selbst diese Stütze schwankte; bei dem Anblick der dreifachen Uebermacht des Feindes gaben die meisten Sforza verloren, und die bewährtesten Freunde verließen ihn. An Zweien, Troilo Orsini und Peter Brunoro, nahm Sforza eine unwürdige Rache. Er schrieb ihnen in das Lager des Königs von Neapel, sie möchten sich noch eine kurze Zeit verstellen; bald werde der Augenblick kommen, Das auszuführen, was zwischen ihnen verabredet worden sei. Der Bote ließ sich fangen, wie ihm befohlen war; der Brief gelangte in die Hände des Königs und dieser fühlte sich über den vermeintlichen Verrath so empört, daß er seine beiden Hauptleute ohne Verhör in Ketten legen ließ. Zehn Jahre schmachteten sie in Valencia in einem Thurme; die aufopfernde Treue eines Mädchens befreite sie. Brunoro hatte in Veltlin eine junge Dirne, Bona mit Namen, erziehen lassen, die ihm in kriegerischer Kleidung folgte und stets an seiner Seite focht. Diese Frau machte es sich zur einzigen Aufgabe, den geliebten Freund zu retten. Sie ging von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof, wo Brunoro einmal in Diensten gewesen war, sammelte Zeugnisse über seine Treue, seine Tapferkeit, und reiste selbst nach Frankreich, um sich Empfehlungen der französischen Prinzen zu verschaffen. Neun Jahre wies Alfons sie zurück; doch ihre Treue ermüdete nicht, und im zehnten Jahre erlangte sie endlich die Freiheit des Geliebten und seines Unglücksgenossen. Beide traten, nachdem die Hand des Priesters sie verbunden hatte, in die Dienste Venedigs; bei der Vertheidigung von Negroponte gegen die Türken fiel Brunoro, und Bona starb wenige Tage darauf aus Gram.

Dieselbe Uebermacht der Feinde, die ihm einen Theil seines Heeres raubte, verschaffte Sforza die Unterstützung des Gegners, der ihn in diese Lage gebracht hatte. Philipp Maria wollte seinen Schwieger-

sohn schwächen, nicht vernichten; es erschreckte ihn, daß seine Bundesgenossen diesen Krieg so ernst nahmen, und er selbst war es, der die Florentiner und Venetianer aufforderte, ihren Feldherrn wirksamer zu unterstützen. Sforza bekam Luft; ein mehr glänzender als nützlicher Sieg, bei Montelauro am 8. November 1443 über Piccinino erfochten, war nach so manchen Schicksalsschlägen ein erster Sonnenblick des Glücks. Wie der Geschlagene alle seine Geisteskräfte anstrengte, die Scharte wett zu machen, erhielt er plötzlich Botschaft von Mailand: er möge rasch am Hof erscheinen, der Herzog habe die wichtigsten Dinge persönlich mit ihm zu verhandeln. Piccinino war dem Namen nach päpstlicher General, und konnte sich damit entschuldigen, daß er ohne ausdrücklichen Befehl seines Gebieters dessen Heer nicht verlassen dürfe. Der Fall war vorhergesehen; der Bote Philipp Maria's wandte sich an den Papst, dieser gab seine Einwilligung, und Piccinino hatte den letzten Vorwand für seinen Ungehorsam verloren.

Nikolaus Piccinino wollte sein Heer noch einmal um sich versammelt sehen; es ahnte ihm, daß er zu diesen tapferen Schaaren nicht wieder zurückkehren werde. Die Geschwader und Fähnlein traten zusammen; die Fahnen mit dem Zeichen der Schule Braccio's, dem schwarzen Widder im gelben Felde, entfalteten sich im Winde, unter dem alten Feldgeschrei: „Braccio, Braccio!" schritt Piccinino in den Kreis. Er ging von Rotte zu Rotte; jedem Hauptmann legte er die Bitte ans Herz, die Ehre der Truppe, die Zukunft seiner Söhne im Auge zu behalten. Dann faßte er den Kirchenlegaten an der Hand und zeigte auf die stolzen Reihen. „Was haltet Ihr von dieser schönen und zahlreichen Truppe?" fragte er. „Daß man die Welt damit erobern könnte," antwortete der Legat. „Und doch," begann Piccinino wieder, „sagt mir meine Ahnung, daß dieser große Körper wenige Tage nach meiner Abreise in Stücke zerbrechen wird, zum Schaden Roms, zum Nachtheil Mailands. Mancher wird über meine Reise Thränen vergießen; aber es muß sein; ein Anderer will es." Er wandte sich zu seinem Sohn Franz und ermahnte ihn, gerecht und milde zu sein, in der Schlacht seine Hitze zu mäßigen, der Kirche die Treue zu bewahren. Die Reihen drängten näher heran; für sie waren seine letzten Worte bestimmt. Thrä-

nen überströmten sein Gesicht; nur unter Schluchzen konnte er ihnen zurufen: „Meine lieben Freunde und Waffenbrüder, Ihr seht, wie schwer mir dieser Abschied wird. Die einzige Gunst gewährt mir, bis zu meiner Rückkehr meinem Sohn zu gehorchen, den ich Eurer Treue und Liebe empfehle. Meine Ehre, mein Blut, Eure Zukunft, das Heil der Kirche sind Euch anvertraut; handelt so, daß ich diese Fahnen, die ich Euch rein übergebe, aus Euren Händen mit Ehre und Sieg geschmückt zurückempfange." Mit diesen Worten riß er sich halb gewaltsam aus dem Kreise los, bestieg sein Roß und ritt gesenkten Hauptes auf der Straße nach Mailand fort, noch manchmal den Blick zurückwendend.

Was er geahnt hatte, trat so rasch ein, als von ihm verkündet worden war. Seine Obersten feindeten einander an; beim Herannahen Sforza's gewann die unvernünftigste Ansicht die Oberhand, in Folge davon verließ das Heer eine unangreifbare Stellung, und nahm bei Montolmo die Schlacht an. Der Legat ritt in den Reihen, indem er die Soldaten glücklich pries, im Kampfe für die Kirche die Seligkeit zu erwerben, während die Gegner der ewigen Verdammniß anheimfielen. Mit wirksamerer Beredtsamkeit erinnerte Sforza seine Soldaten an die Entbehrungen, die sie seit Monaten getragen hätten, und schilderte ihnen die Reichthümer, die sie im feindlichen Lager finden würden. Kaum begonnen, endete die Schlacht. Der bloße Anblick der Troßbuben Sforza's, die als vermeintliche Reserve mit Helm und Lanze auf den Bergen im Hintergrunde des Thals erschienen, jagte die Truppen Piccinino's in regellose Flucht. Sein jüngerer Sohn Jakob entkam; der ältere Sohn Franz wurde aus einem Sumpfe hervorgezogen und in das feindliche Lager geführt, wo sich auch der Legat einfand, dem die Soldaten in seiner Verkleidung aufs Uebelste mitgespielt hatten. Die meisten Obersten und Hauptleute, drei Viertheile der Soldaten waren gefangen. Sforza benutzte diesen Sieg, um seinen Frieden mit dem Papste zu machen. (10. Oktober 1444.) Die eigenthümlichste Bedingung des Friedensvertrags war die, daß die Feindseligkeiten bis zum 18. des Monats fortgesetzt, und daß alle Städte und Ortschaften, welche Sforza bis dahin unterwerfen werde, sein Eigenthum bleiben sollten. Er be-

nutzte die Frist so wohl, daß sämmtliche Städte der Mark, mit Ausnahme von Ancona, Osimo, Fabriano und Recanati, ihm die Thore öffnen mußten. Auch die genannten vier Städte erkannten seine Oberhoheit insoweit an, als sie die Gefälle, welche sie früher an die päpstliche Kämmerei entrichtet hatten, von nun an ihn bezahlten.

Der glänzende Empfang, der Piccinino in Mailand bereitet wurde, hatte seinen Trübsinn etwas gemildert, als die Nachricht der Niederlage von Montolmo ankam. Diesem zerschmetternden Schlage widerstand sein schwacher Körper nicht; er verfiel in eine Krankheit, an der er am 15. October 1444 starb. Nun er todt war, beweinte Philipp Maria ihn aufrichtig; mit gutem Grund, denn Italien hatte keinen General, dessen Art der Kriegsführung dem Charakter des mailänder Herzogs so angemessen gewesen wäre. So plötzlich und launenhaft der Visconti seine Entwürfe ändern mochte, mit derselben Schnelligkeit hatte Piccinino sich in den entsprechenden neuen Kriegsplan hineingedacht, und wenn Philipp Maria mit seiner gewundenen Politik den Zeitgenossen manches Kopfzerbrechen verursachte, so gab ihnen Piccinino mit seinen genialen Operationen nicht weniger Räthsel auf. Man konnte vor dem Herzog, wie vor dem General, nicht genug auf der Hut sein; Beide verlor man eine Zeitlang aus den Augen, und wenn sie zum Vorschein kamen, war es meistens an einem Punkte, wo man sie am wenigsten vermuthete. Der Unterschied zwischen dem Politiker und dem Soldaten bestand darin, daß der Erste ungemein vorsichtig, der Letzte ebenso tollkühn war. Wurde Piccinino durch diese Eigenschaft in Verlegenheiten gebracht, so half er sich mit ihr auch wieder heraus, und es kann ihm nicht nachgesagt werden, daß er in seinem langen Leben seine Hilfsmittel je anderswoher genommen habe, als aus sich selbst. In Schlauheit und List nahm er es mit Jedem auf; den dunkelsten Flecken in seinem Charakter bildete seine Grausamkeit. Verräther pflegte er seinen Soldaten zur Zielscheibe zu geben und dann den ersten Bolzen abzuschießen. Sein kleiner, verwachsener Körper war furchtbar von der Gicht geplagt; diese oder eine Wunde hatte ihn lahm gemacht. Wie Torstenson war er im Felde häufig so hinfällig, daß zwei Diener ihn vom Lager aufheben mußten; selbst in bessern Tagen war es ihm beschwerlich, zu Pferd zu sitzen. Die Gabe der Beredtsamkeit war ihm versagt; er war wortkarg; in den

wichtigsten Verhandlungen des Kriegsraths erklärte er in ein paar kurzen Sätzen seine Meinung und hatte dann für alle Einwände nur ein karges: „So scheint es mir."

Am 14. Januar 1444 hatte Bianca ihrem Gatten einen Sohn, Galeazzo Maria, geboren; der Großvater war ganz Freude, sich in einem Enkel neu aufleben zu sehen. Im Namen dieses neuen Bandes, das sie mit einander verknüpfte, forderte der Schwiegervater vom Schwiegersohn die Freigebung Franz Piccinino's, und Sforza beeilte sich, den Wunsch zu erfüllen. Noch hatte er keine Ahnung davon, daß es sich darum handle, die erledigte Stelle eines mailändischen Oberfeldherrn einem Andern als ihm zu geben. Aber Franz und Jakob Piccinino wurden nach Mailand berufen, und wenn die Unterhandlungen sich zerschlugen, so war es nicht Rücksicht auf Sforza, sondern irgend ein unbestimmter Argwohn gegen die beiden Brüder, wovon Philipp Maria sich leiten ließ. Seine Blicke richteten sich nun auf Sarpellione, einen der besten Officiere Sforza's, einen ehrgeizigen, grausamen Mann, der aber seinem Feldherrn bisher eine untadelhafte Treue bewiesen hatte. Sarpellione hielt die Anträge des Herzogs geheim; als er Urlaub von Sforza zur Reise nach Mailand begehrte, gab er vor, daß ihm gewisse Güter, die ihm der Herzog geschenkt habe, überwiesen werden sollten. Diese Zurückhaltung erbitterte Sforza, der den eigentlichen Zweck der Reise genau kannte, und mag in ihm auch den Argwohn erweckt haben, daß ein Complot gegen ihn im Werke sei. Sarpellione wurde verhaftet; die Folter erpreßte ein falsches Geständniß von ihm; darauf gründete Sforza ein schändlich ungerechtes Todesurtheil. Sarpellione starb am 29. November 1444 am Galgen.

Laut verkündete Philipp Maria die Unschuld des Hingerichteten, der gestorben sei, weil er aus dem Dienst des Schwiegersohns in den Dienst des Schwiegervaters habe eintreten wollen, und gelobte vor aller Welt, daß er seine Rache nehmen werde. Sein Zorn kam Vielen gelegen, und wurde mit Eifer benutzt. Der Papst und der König von Neapel verbündeten sich mit ihm; die Barone des Kirchenstaats versprachen eine allgemeine Erhebung; die berühmtesten Bandenführer, Taliano von Forli, Ludwig Sanseverino, Karl Gonzaga, boten ihre

Degen an. In solche Bedrängniß brachte Sforza das Jahr 1445, daß seine Feinde schon über seinen Sturz frohlockten. Während er alle seine Mittel aufbot, eine Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, empörte sich eine seiner Städte in der Mark nach der andern. Befand er sich selbst an einem Orte, so war Alles ruhig; entfernte er sich nur um wenige Stunden, so schlugen die Flammen des Aufstandes empor. In der Zeit, in der die Heere die Winterquartiere zu beziehen pflegten, war ihm in der Mark nichts geblieben, als die einzige Stadt Jesi. Im Winter schickten Venedig und Florenz 120,000 Gulden, damit Sforza zum Angriffskriege übergehen könne. Man wünschte, daß er Umbrien zum Aufstande reizen, auf Rom marschiren, die zahlreichen Misvergnügten um seine Fahnen sammeln möge. Es wäre nicht nöthig gewesen, daß man ihm schrieb, nur ein kühner Schlag könne ihn retten; er wußte das selbst am besten. Unglücklicherweise kannte aber auch sein Heer den verzweifelten Zustand der Angelegenheiten; das Vertrauen auf seinen Stern war dahin; kein Soldat wollte ihm folgen, wenn nicht sein Guthaben bis auf den letzten Heller berichtigt werde. Bis zum Juni 1446 hielt ihn diese Meuterei in Unthätigkeit; endlich konnte er aufbrechen, um die Beschämung zu erfahren, daß die Städte, die sich ihm hatten anschließen wollen, die Thore vor ihm sperrten. Den Strohhalm zu machen, an den der Ertrinkende sich anklammere, kam Niemand in den Sinn; sein eigener Bruder Alexander steckte die päpstliche Fahne auf. Friedrich von Montefeltro, Graf von Urbino, einer der reinsten Charaktere und zugleich einer der gebildetsten Männer des Zeitalters, blieb ihm allein treu, selbst dann noch, als Sforza mit wenigen Begleitern in den Gebirgen von Siena wie ein Räuber umherirrte und seinen Hunger mit Kräutern und Wurzeln stillte.

Was ihn dieses Mal rettete, war das Uebermaß von Wuth, das in seinem Schwiegervater kochte. Die neapolitanischen und römischen Besitzungen Sforza's waren verloren; Philipp Maria wollte ihm noch Das nehmen, was ihm in Oberitalien blieb. Sein Recht dazu bewies der Herzog durch die Behauptung: er habe seiner Tochter nichts als eine Mitgift von 100,000 Gulden versprochen und Cremona wie Pontremoli als Pfand gegeben. Die 100,000 Gulden erbot er sich, an

Venedig zu zahlen, und als ob mit diesem Versprechen der Rechtspunkt erledigt sei, sandte er sogleich Truppen gegen Cremona. Die beiden Republiken waren anderer Meinung; beide hatten dem Sforza den Besitz jener Städte im Frieden von Capriano gewährleistet, und waren durch ihre Ehre, wie durch ihr Interesse angewiesen, keine Verletzung jenes Vertrags zu dulden. Ihre Kriegserklärung gab den Ereignissen eine plötzliche Wendung. An die Feinde kam die Reihe, durch Geldnoth, Abfälle von Kriegshauptleuten und Truppen geschwächt zu werden, und wenn auch Sforza auf seinem Kriegsschauplatze die Entscheidung nicht herbeiführen konnte, so behauptete er sich doch und gewann selbst einige Vortheile. Der eigentliche Wendepunkt des Glücks wurde in dem Kampfe um Cremona gegeben. Nach unbedeutenden Gefechten und Unternehmungen verschanzte sich Franz Piccinino, gegen den mit den Venetianern heranziehenden Michael Attendolo auf einer Insel des Po's, eine Stunde oberhalb Casalmaggiore, die er durch Brücken mit beiden Ufern verband. Trotz der Unangreifbarkeit des Orts schritt Attendolo auf zwei Punkten zum Sturm: an einer der Brücken und an einer Furth. Beides waren Scheinangriffe, beschäftigten aber den Feind so, daß er nicht bemerkte, wie inzwischen eine dritte Abtheilung, aus Reitern bestehend, deren jeder einen Fußsoldaten hinter sich aufs Pferd genommen hatte, etwas weiter unterhalb durch den Fluß schwamm. Das unerwartete Erscheinen venetianischer Soldaten entmuthigte die Vertheidiger; ohne einen ernstlichen Angriff abzuwarten, flohen sie. Franz Piccinino war unter den Ersten, die sich über die freigebliebene Brücke retteten; kaum war er drüben, so ließ er dieses einzige Verbindungsmittel in Brand stecken und überlieferte dadurch seine noch auf der Insel befindlichen Soldaten, wohl 5000 an der Zahl, der Gefangenschaft. (28. September 1446.) Die Beute war unermeßlich; nachdem die Sieger Alles, die im Lager befindlichen Frauen nicht ausgenommen, unter sich getheilt hatten, führte Attendolo sie zu neuer Beute über die Adda, den Oglio, und überschwemmte das ganze feindliche Gebiet von Mailand bis zu den Seen. Die Bauern kamen mit dem Verlust ihres Viehs davon; die Städter aber, deren man habhaft wurde und die ihrem Aeußern nach Lösegeld zu bezahlen fähig waren,

trieb man, mit Pferden und Ochsen vermischt, in die Winterquartiere. Ehe Attendolo sich hier Ruhe gönnte, befestigte er Cassano, um im nächsten Frühjahr den Kampf in der unmittelbaren Nähe von Mailand erneuern zu können.

Bei Jedem, den er sich geneigt glaubte, selbst bei Karl VII. von Frankreich, erbat Philipp Maria Hilfe, und nur daß er überall abgewiesen wurde, nöthigte ihn endlich zur Annäherung an seinen Schwiegersohn. Sforza nahm die Eröffnungen keineswegs günstig auf; aber die bloße Thatsache, daß ein mailändischer Gesandter bei ihm gewesen war, genügte dem Argwohn der Venetianer, ihn für einen Verräther zu halten und als solchen zu behandeln. Ihr Angriff auf Cremona berechtigte Sforza, den Vertrag anzunehmen, den ihm sein Schwiegervater unter den vortheilhaftesten Bedingungen antrug: 204,000 Goldgulden jährlich, Oberbefehl über alle Festungen. Als Pfand dauernder Freundschaft sandte er dem Großvater seine beiden jungen Kinder; Philipp Maria verbot, sie ins Mailändische einzulassen. Im Handumkehren war er andern Sinnes geworden; seine Umgebung, lauter Feldherren aus der Schule Braccio's, hatte ihm eingeredet, daß Sforza nach Mailand kommen und ihn von seinem Throne stoßen werde. Sforza erwartete die erste Geldsendung; an deren Statt traf ein Schreiben ein: „der Schatz sei zu erschöpft, um in diesem Augenblicke Opfer bringen zu können; verfahre Sforza mit seiner bekannten Umsicht und Sparsamkeit, so werde er den Geldmangel nicht empfinden; man erwarte ihn bestimmt; doch damit seinen Unterthanen nicht neue Lasten auferlegt würden, wünsche der Herzog, daß er Mailand vermeide, und geraden Wegs gegen den Feind marschire."

Philipp Maria fühlte die Folgen seines Argwohns am empfindlichsten. Da Sforza wegen Geldmangels den Kirchenstaat nicht verlassen konnte, breiteten sich die Venetianer im Frühling von 1447 nach Gefallen in der Lombardei aus, streiften bis vor die Thore der Hauptstadt und knüpften in dieser selbst Verständnisse an. Die dort versammelten Truppen reichten nur zur Vertheidigung der Mauern aus; also mußte Sforza doch herbeigerufen werden. Der Verkauf von Jesi verschaffte ihm Geld; im August setzte er sich in Bewegung; nach sechs-

tägigem Marsche stieß er auf einen Geheimboten, der ihm eine Depesche überbrachte — Philipp Maria war nicht mehr unter den Lebenden. Am 7. August 1447 war er in seinem Schlosse erkrankt, am 13. gestorben, ehe noch die Bevölkerung von seinem Unwohlsein etwas erfahren hatte.

Den Charakter Philipp Maria's haben wir schon in wenigen Zügen gezeichnet. Furchtsamkeit und Mistrauen wurden in ihm vorherrschender, je älter er wurde. Von Gestalt sehr groß, war er in seiner Jugend sehr mager und wurde im Alter unförmlich dick. Seine Züge waren von einer fast abschreckenden Häßlichkeit; der Blick seiner großen Augen irrte immer unstet umher. Er vernachlässigte an seiner Person Alles, was Gefallen erweckt; nicht blos die Eleganz, auch die Reinlichkeit war ihm verhaßt, und wer bei ihm zugelassen sein wollte, durfte nicht kostbar gekleidet sein. Außer Jagen und Reiten kannte er keine Vergnügungen. Seine Furchtsamkeit ging so weit, daß er bei Gewittern sich verkroch und von Tod und Sterben nicht reden hören konnte. Fremde Fürsten erhielten nie bei ihm Zutritt, außer wenn sie, wie Alfons von Neapel, völlig in seiner Gewalt waren. Ebenso unzugänglich war er für seine Unterthanen; die wenigen, die seine Gemächer betraten, fanden ihn sanft und liebenswürdig.

Mit Philipp Maria starb das Haus Visconti aus, dessen Größe Ottone Visconti im Jahre 1277 begründet hatte. Es gab vier Prätendenten, von denen jeder das beste Recht auf den Nachlaß zu haben glaubte. Das Haus Orleans stützte sich auf Erbansprüche der Schwester des verstorbenen Herzogs, Valentine Visconti, die in Mailand, das zu allen Zeiten ein Kunkellehn gewesen sei, succediren müsse. Der deutsche Kaiser wollte Mailand als ein Reichslehen einziehen, Alfons von Neapel berief sich auf ein Testament Philipp Maria's, dessen Existenz allerdings zweifelhaft war. Endlich war noch Sforza da, der Gemahl von Philipp Maria's Tochter, Bianca. Daß diese Dame nicht im Ehebett erzeugt war, erregte nach den Ansichten der Zeit, und namentlich nach den Rechtsgewohnheiten des hohen Adels, keinen Anstoß. Es war in den großen Familien des Landes gäng und gäbe, daß uneheliche Kinder in das Erbe des Vaters nachfolgten. Im Hause Visconti hatte noch

jüngsthin Gabriel, der Bankert Johann Galeazzo's, bei der Theilung der väterlichen Güter seinen Antheil bekommen. Leo und Borso von Este, die natürlichen Söhne Nikolaus' III., waren Herren von Modena und Ferrara; die rechtmäßigen Söhne hatten ihnen nachstehen müssen. Santi Cascese, die Frucht eines ehebrecherischen Umgangs des letzten Herrschers aus dem Hause Bentivoglio, war als solche im Besitz von Bologna; Friedrich von Montefeltro beerbte den Grafen von Urbino, dessen Sohn er gar nicht war, wenn schon die Gräfin ihn geboren hatte.

Die bis jetzt genannten Erben wurzelten, mit Ausnahme des Kaisers, mit dem Kern ihrer Ansprüche in dem neueren Recht, in Kraft dessen ein Fürst seine Krone vererbte, wie der Bürger und Bauer liegende und fahrende Habe einem Rechtsnachfolger überliefert. Diese Rechtsansicht war aber damals noch keineswegs festbegründet; es stand ihr vielmehr ein älteres Recht gegenüber, wobei es wesentlich auf die Natur der von den Viscontis geübten Gewalt ankam. Waren die Viscontis Lehnsträger des deutschen Reichs, dessen Kaiser sie zu ihren Vicaren ernannt, mit einzelnen Besitzungen belehnt, mit dem Herzogshut beschenkt hatten, so fiel Mailand als erledigtes Lehn an den Kaiser zurück. Diesem Recht des Kaisers stellte sich aber ein noch älteres entgegen. Mailand war eine Republik gewesen, der die Anerkennung von Kaisern und Päpsten, von Fürsten und Herren nicht gefehlt hatte. Die Viscontis, ursprünglich Parteiführer, und bald zu den höchsten Stellen gewählt, bald mit Gewalt dazu gelangend, hatten nie eine ordnungsmäßige, in regelrechtem Gange vererbende Herrschaft ausgeübt. In hundertundsiebenzig Jahren konnte man keine einzige regelmäßige Erbfolge nachweisen; stets war die neue Regierung das Ergebniß einer Revolution gewesen. Einmal traten mehrere Brüder zusammen die Herrschaft an, ein anderes Mal wurde getheilt; bald folgte dem verstorbenen Herzog der Bruder, bald der Neffe, mit Ausschluß der eigenen Söhne. Den Mailändern waren die Viscontis nichts Anderes gewesen, als Tyrannen im antiken Sinne des Worts; nun ihr Stamm erloschen war, lebte die alte Unabhängigkeit, die im Rechte fortbestanden hatte, auch thatsächlich wieder auf.

Die Krankheit Philipp Maria's war bis zum letzten Augenblick geheimgehalten worden, was sich bei dem abgeschlossenen Leben, das der Herzog geführt hatte, sehr wohl thun ließ. Als der Tod eingetreten war, versammelten sich die Generale im Schloß und hielten Rath über die Erbfolge. Beide Kriegsschulen, sowohl die Braccio's, als die Sforza's, waren vertreten; die erstere hatte der Stimmen mehr. Die ihr angehörenden Führer behaupteten, daß Philipp Maria sterbend den König Alfons als seinen Erben bezeichnet habe; die Anhänger Sforza's leugneten das. Nach ihrer Darlegung hatte Philipp Maria sich geweigert, irgend einen Namen zu nennen und die Besorgnisse, was dann werden solle, mit den Worten abgefertigt: das sei ihm eben lieb, daß nach seinem Tode Alles in Verwirrung und Ruinen stürze. Die braccesische Partei trug den Sieg davon; sie steckte die Banner von Aragon und Neapel auf, und das Wehen dieser Fahnen auf den Zinnen des Schlosses benachrichtigte die Einwohner von Mailand zuerst von dem Tode ihres Herzogs.

Eine unruhige Bewegung, die Vorläuferin aller Revolutionen, verbreitete sich durch die Stadt. Man sah die Bürger eilfertig umherlaufen, oder in Gruppen zusammenstehen; die Freunde suchten sich auf; tausend Zungen zugleich erörterten die Lage, die Vortheile, die dieser oder jener Entschluß haben werde. Alle Läden blieben geschlossen; ohne daß noch eine Verabredung getroffen war, zog man Ketten über die Straßen und sperrte sich gegen das Schloß mit tiefen Gräben ab. Noch an diesem Tage fanden sich Leiter; vier angesehene Männer: Trivulzio, Bossi, Lampugnano und Cotta, versammelten das Volk nach Thorbezirken, ließen Ausschüsse und durch diese einen hohen Rath erwählen. Die Wahl fiel auf sie; die bürgerliche Gewalt war nun in den Händen von Männern, die für die Unabhängigkeit waren und keinen Augenblick zögerten, die Republik Mailand auszurufen. Während dieser Zeit waren die nicht zum Rath hinzugezogenen Generale: Guid'Antonio Manfredi, Karl Gonzaga, Ludwig von Verme, Guido Torello und die Brüder San Severino auf das Schloß berufen worden, und hatten Alfons den Eid der Treue geleistet. Wie sie aber aus der Citadelle traten, riß der Volksjubel sie mit sich fort, und Alle erklärten sich für die Republik. Mitten

in dieser Unruhe wurde Philipp Maria's Leiche zu ihrer Ruhestätte hinter dem großen Altar des Doms geleitet. Ein unabsehbarer Zug schloß sich dem Sarge an; kein Geschrei, keine aufrührerische Bewegung störte die Feier; nur daß sich einer der Leidtragenden nach dem andern in eine Seitengasse stahl. Die Interessen des Tags waren zu aufregend; der Schritt des Trauermarsches ging den bewegten Gemüthern viel zu langsam; zuletzt war nicht blos kein Bürger mehr zu sehen, sondern auch die Priester hatten sich entfernt, und die Träger kamen allein mit der Leiche bei der geöffneten Gruft an.

Es war zu befürchten, daß die Soldaten in den Schlössern den Venetianern, deren Heer nicht weit war, die Thore von Mailand öffnen würden. Ein Officier des Königs von Neapel, der eben anwesend war und als Oberbefehlshaber auftrat, verhinderte dies im Interesse seines Herrn. Verhandlungen mit den Mailändern konnte er aber nicht verhüten, und so kam es, daß die herzoglichen Schlösser die neapolitanische Fahne einzogen. Die Soldaten im Schloß von Porta Zobbia blieben am längsten standhaft; wie ihnen gestattet wurde, die herzogliche Privatkasse (es waren 17,000 Goldgulden darin) unter sich zu theilen, konnten sie nicht länger widerstehen. Das Volk schleifte die Festen bis auf den Grund — Mailand war frei?

Die Republikaner des heiligen Marcus waren die ersten, welche ihr Veto einlegten. Allerdings weigerten sie sich nicht, eine Schwesterrepublik anzuerkennen; nur wollten sie ihre Eroberungen bis auf das letzte Dorf behalten, solange Mailand nicht die Kriegskosten bezahlt und alle Schäden vergütet habe. Nun war aber ein beträchtlicher Theil des mailändischen Gebiets von den venetianischen Truppen besetzt, und da fast die Hälfte der früher unterworfenen Städte das Beispiel der Hauptstadt nachahmte, da Parma, Tortona u. a. m. ebenfalls selbstständige Staaten bilden wollten, so war sehr zu befürchten, daß Venedig nach und nach in den Besitz der ganzen Lombardei kommen werde. Und Venedig war nicht der einzige Feind; auch zwei der Thronprätendenten, Alfons von Neapel und der Herzogs von Orleans mischten sich ein, während der Herzog von Savoyen Vorkehrungen traf, die Verwirrung für sich zu benutzen. Um nicht auch Sforza zu ihrem Feinde zu machen,

verständigten sich die Mailänder mit ihm, indem sie ihn zu denselben Bedingungen in ihren Dienst nahmen, die Philipp Maria zuletzt ihm gewährt hatte, und ihn außerdem noch im Besitz von Brescia und Verona anzuerkennen versprachen, falls er diese Städte den Venetianern abnehmen werde. Sforza nahm den Antrag an; er trat als Generalcapitan in den Dienst der Republik, die er seiner Herrschaft unterwerfen wollte. Wie er es meinte, erfuhren die Mailänder, als er Pavia und Tortona, die ihn in ihre Thore einließen, sich und seinem Hause den Eid der Treue schwören ließ. Es sei besser, entschuldigte er sich, daß zwei Städte, die von der Republik Mailand nun einmal nichts wissen wollten, einem Freunde und Verbündeten gehorchten, als sich dem Feinde übergäben.

Den Eindruck, den sein Benehmen machte, konnte Sforza schwächen, wenn er Piacenza, dessen Einwohner einen blinden Haß gegen Mailand hegten, der Republik unterwarf. Piacenza war nächst Mailand die größte Stadt der Lombardei; seine starken, durch Thürme gedeckten Mauern, seine doppelten, mit Bollwerken geschützten Gräben machten einen Angriff sehr schwierig. In der Stadt lagen viertausend Reiter, Zweitausend zu Fuß, und sechstausend Bürger hatten die Waffen ergriffen; überdies war Michael Attendolo mit dem venetianischen Heere in der Nähe. Sforza eröffnete die Belagerung mit nicht viel mehr Truppen als in der Stadt waren. Vier Galionen, die er in Pavia hatte bauen lassen, sperrten den Po; um Attendolo fernhalten zu können, verband er beide Ufer mit einer Schiffbrücke, eine Demonstration, die seinen Verwandten so schreckte, daß dieser keinen ernstlichen Versuch zum Entsatz machte. Man bediente sich der Kanonen damals nur gegen die Menschen; Sforza richtete seine Geschütze gegen die Mauern, um Breschen zu schießen. So ungewöhnlich dies war, so staunte man doch noch weit mehr über die fabelhafte Thätigkeit seiner Feuerwerker; dieser Zeit kam es fast wie Zauberei vor, daß jede seiner Bombarden in jeder Nacht sechzig Kugeln in die Stadt schoß. Am 10. November 1447 waren die beiden Thürme und der Mittelwall, gegen die das Belagerungsgeschütz spielte, in Trümmer geschossen, die davorliegenden Gräben mit Schutt und Steinen ausgefüllt, sodaß die Bresche gangbar war. Die leichtesten und behendesten Reiter saßen ab und gingen als Sturmcolonne

vor; die Veteranen bildeten die Reserve. Die beiden Gräben waren überschritten; da zeigte sich ein dritter, den die Belagerten inzwischen gezogen hatten. Mit unsaglicher Mühe und Gefahr wurde ein Uebergang hergestellt, der aber nur von zwei Soldaten zugleich betreten werden konnte, und drüben von den besten Lanzen vertheidigt wurde, wie von Hakenschützen, die hinter einer Mauer lagen. Um diesen Punkt wurde lange gekämpft, Sforza ein Pferd unter dem Leibe erschossen, sodaß seine Soldaten, die ihn todt glaubten, schon zu fliehen begannen. Sein Wiedererscheinen belebte den Muth aufs neue; ein glücklicher Kanonenschuß warf die Mauer nieder, hinter der die Hakenschützen lagen; in der dadurch entstandenen Verwirrung drangen die Belagerer über den Graben, öffneten ihrer Reiterei die Thore und kamen nach hartem Kampfe in den Besitz der Stadt. Die Behandlung, die das arme Piacenza von den Siegern erlitt, beraubte es für alle Zeiten seines alten Glanzes. Zehntausend Bürger wurden in die Sclaverei verkauft; die Zahl der Männer, die während des Sturmes fielen, oder später den abscheulichsten Martern unterlagen, der Frauen und Mädchen, die zu Tode geschändet wurden, hat Niemand gezählt. Vierzig Tage plünderten die Soldaten. Als die werthvollsten Sachen getheilt waren, luden sie das Hausgeräth, die Thüren, Fenster, Schlösser, Nägel, ja selbst die Zimmerbalken auf Schiffe und verkauften Alles in den unterhalb gelegenen Städten.

In der kurzen Winterruhe, die auf dieses Unternehmen folgte, wurden Friedensunterhandlungen eröffnet. Die Unterhändler einigten sich; der Zustand vor dem Kriege sollte hergestellt werden; es fehlte blos noch die Bestätigung der Staatsbehörden in Mailand und Venedig. In Mailand hatte ein Rath der Achthundert zu entscheiden, der nach gewohnter Weise bereits in Parteien, Welfen und Ghibellinen, zerfallen war. Dies machte Sforza sehr leicht, durch Verbindung mit der einen Partei die Fortsetzung des Kriegs zu erlangen. Im nächsten Feldzuge unterwarf er, wie die Mailänder wünschten, alle Schlösser, welche die Venetianer jenseits der Adda besetzt hielten, jedoch mit Ausnahme von Lodi, das für das Volk und den Senat ein Gegenstand beständiger Besorgniß war und dies nach Sforza's Plan bleiben sollte. Er könne Lodi nicht angreifen, entschuldigte er sich; sein Augenmerk müsse auf die

venetianische Flotte gerichtet bleiben, die, zweiunddreißig Galionen stark, Cremona bedrohe. In der That brach er nach der genannten Stadt auf und folgte der Flotte, die sich vor ihm zurückzog, bis nach Casalmaggiore. Hier glaubte der venetianische Admiral Andreas Guerini nichts zu fürchten zu haben; auf der einen Seite deckte ihn die Stadt, in der achttausend Mann lagen, auf der andern Seite eine Insel, die an dieser Stelle den Fluß theilte. Obgleich die mailändische Flotte viel schwächer an Zahl war und aus viel kleineren Schiffen bestand, hatte Guerini doch den Eingang des oberen Theils des Flußarmes durch Pfahlwerk unfahrbar gemacht, und meinte nun unangreifbar zu sein. In dieser Beziehung irrte er, wie die meisten Generale der Zeit in ihrer Unkenntniß der Tragweite der Geschütze geirrt haben würden. Warf Sforza an den beiden Endpunkten von Casalmaggiore Batterien auf, so beherrschte er mit seinem Feuer den ganzen Hafen. Ein solches Unternehmen hatte allerdings seine Gefahren, da die Flotte, die Besatzung von Casalmaggiore und Michael Attendolo, der ganz in der Nähe stand, das Heer zwischen drei Feuer nehmen konnten; aber Sforza kannte die Langsamkeit seines Verwandten, die Bedenklichkeiten der venetianischen Proveditoren, und ging frisch ans Werk. Andreas Guerini sah ruhig zu, wie die Batterien gebaut wurden und die mailändische Flotte den untern Flußlauf versperrte; doch nur zu bald erschütterte das feindliche Feuer sein Vertrauen auf die Unangreifbarkeit seiner Stellung. Seine besten Schiffe wurden entmastet und von Kugeln durchlöchert; viele seiner Soldaten und Matrosen fielen; die andern flohen an das Ufer, sodaß bald kein Mensch mehr auf der Flotte war. Guerini steckte jetzt seine Flotte selbst in Brand und kappte die Ankertaue, damit die brennenden Schiffe den Fluß abwärts treiben und die mailändische Flotte vernichten möchten. Wenn auch dies nicht gelang, so versetzten doch die am Ufer hintreibenden Schiffe Sforza in die äußerste Gefahr. Seine Soldaten wußten, welche Reichthümer sich auf der Flotte befanden, und warfen sich schaarenweise in den Fluß, um zu plündern. Vergebens ließ er unter Trompetenschall verkünden, daß Jeder gehängt werden solle, der nicht augenblicklich zu den Fahnen zurückkehre. Das Plündern dauerte fort; im Angesicht der Besatzung von Casalmaggiore, fast im Angesicht

des heranziehenden Attendolo war das Lager von Vertheidigern entblößt. Sforza mußte den Brand der Schiffe beschleunigen, um seine Truppen an sich ziehen zu können. Attendolo erschien noch immer nicht, und Sforza blieb der reine Genuß eines Sieges, der den Venetianern zweiunddreißig Galionen, zwei große, zwei kleinere Galeeren und vierunddreißig Transportschiffe vernichtete. (16. und 17. Juli 1448.)

Die unumschränkten Vollmachten, mit denen Sforza bekleidet war, gaben ihm das Recht, das Object des nächsten Kampfes nach seinem Gefallen zu bestimmen. Er wählte Brescia, weil dieses ihm zufallen sollte; die Mailänder zogen ihre unbeschränkte Vollmacht zurück und befahlen ihm, Caravaggio (zwischen der Adda und dem Oglio) anzugreifen. In diesem Orte lag eine Besatzung von siebenhundert Pferden und achthundert zu Fuß; Sforza führte zwölftausend Reiter und dreitausend Mann zu Fuß vor die Mauern. Dieses Mal vergaß aber Attendolo seine gewöhnliche Langsamkeit und folgte mit seinem Heere, das aus zwölftausendfünfhundert Reitern und Fünftausend zu Fuß bestand, fast auf dem Fuße. Beide Heerführer deckten ihr Lager durch Gräben und Verschanzungen, zwischen denen ein kleiner freier Raum blieb, auf dem täglich Gefechte geliefert wurden. Sforza hatte außerdem das Land zu beiden Seiten seines Lagers unter Wasser gesetzt, wodurch er Attendolo von dem belagerten Orte völlig abschnitt. Fünfunddreißig Tage verflossen auf diese Weise ohne Entscheidung; inzwischen hatten fünf Geschütze in die Mauern von Caravaggio Breschen geschossen, und es wurde ein Sturm möglich. Gerechte Bedenken hielten Sforza davon ab; es war fast sicher, daß, sobald die Stadt in seiner Macht war, die zur Vertheidigung des Lagers bestimmten Truppen ihre Verschanzungen verlassen würden, um an der Plünderung Antheil zu nehmen. Dann gewann er die Stadt und verlor das Lager. Seine Verlegenheit war nicht größer, als die bei den Feinden herrschende Rathlosigkeit. Diese wußten, daß der Befehlshaber von Caravaggio capituliren wolle, und zauderten doch, das feindliche Lager zu stürmen, da sie dabei zu viele Wechselfälle des Glücks gegen sich hatten. In dieser Verlegenheit hörte der Kriegsrath von einem Manne, Tiberto Brandolini, der einen Weg ins feindliche Lager entdeckt habe, auf dem man im Rücken der Verschanzungen

bis an Sforza's Zelt vordringen könne. Brandolini wurde vor den Kriegsrath gerufen und wiederholte seine Aussage: südlich vom feindlichen Lager liege ein überschwemmtes Holz, das für ungangbar gehalten werde, durch das aber ein fester Weg bis zu dem ebenen freien Platze führe, auf dem die Zelte ständen; eine Verschanzung berühre man auf diesem Wege nicht. Dies war richtig; aber Brandolini hatte einen breiten, durch Gebüsch versteckten Graben nicht gesehen, der, vorn und an der Seite mit zwei Brücken versehen, die Sforza stets geschlossen hielt, auf der Ebene vor dem Lager sich hinzog. Ein Theil des Kriegsraths beschloß den Angriff auf diesem Wege; ein anderer Theil blieb bei den früheren Bedenklichkeiten; Venedig, von wo man die Entscheidung holte, bestätigte wider sonstige Gewohnheit den kühneren Entschluß.

Am 15. September, in der Mittagsstunde, die voraussichtlich die Feinde beim Mittagsessen beschäftigte, verließ fast die gesammte Reiterei der Venetianer, elftausend Pferde stark, das Lager und bewegte sich in der angegebenen Richtung vorwärts. In dem Gehölz fand sich alles, wie der Späher ausgesagt hatte; schon trat man auf die freie Fläche hinaus, wo man auf feindliche Geschwader stieß, die den Angreifenden zum Kampfe entgegengegangen waren. Diese Vortruppen Sforza's wurden geworfen. Karl Gonzaga, im Gesicht verwundet, floh in einem Reiten bis nach Mailand hinein, wo er Alles aufschrie. Manno Barile stürzte mit dem Pferde und wurde gefangen. „Barile," sagte Attendolo zu ihm, „heute werdet Ihr nicht leugnen, daß Ihr Mailänder geschlagen seid und keine Rettung mehr habt." „Ich leugne nicht," antwortete der Gefangene, „daß Ihr in einer Schlinge sitzet, aus der Euer Witz Euch nicht heraushelfen wird." Rasch rückte man weiter vor; da zeigte sich der Graben mit seinen beiden gutbesetzten Brücken. Das Lager war in vollster Bewegung; vorn und zur Seite hörten die Angreifer den Hufschlag ihrer herbeieilenden Feinde. Die Zugbrücke zur Rechten donnerte nieder; zwei Geschwader sprengten hinüber und begannen auf dieser Seite den Angriff. Wie Sforza sah, daß die Lanzen der Feinde gleich einem vom Sturme gepeitschten Walde hin und her schwankten, rief er freudig: „Der Sieg ist unser!" und befahl den allgemeinen Angriff. Der Anblick des unglücklichen Grabens hatte die Venetianer

bestürzt gemacht; der doppelte Anfall lähmte vollends ihren Muth; wie auf gemeinschaftliche Verabredung warfen sie die Waffen von sich und sprengten dem Walde zu. Die Wenigsten fanden den engen Weg, auf dem sie gekommen waren; fast dieser ganze Schwarm von schweren Reitern ritt sich im Moor fest. Nur Wenige — Marin Sanuto sagt: „nur ein Einziger" — wurden getödtet, der ganze Rest gefangengenommen. Die Erstürmung des feindlichen Lagers krönte den glorreichen Tag. Elftausend Reiter und das Fußvolk bis auf den letzten Mann, die beiden Proveditoren der Republik, fast alle Oberofficiere wurden gefangen, das Kriegsgeräth, das Gepäck an Mailand verloren.

Sforza hatte jetzt den Venetianern ihre stärkste Festung genommen; ihre schönste Flotte zerstört, ihr zahlreichstes Heer vernichtet. Trotz alle dem verzagten sie nicht, wie denn überhaupt Standhaftigkeit im Unglück einer der schönsten und häufigsten Züge ist, die uns in der Geschichte der aristokratischen Lagunenstadt begegnen. Das siegreiche Mailand war zum Frieden geneigter, als das gedemüthigte Venedig, wiewohl Mäßigung im Glücke im allgemeinen nicht die Eigenschaft der unruhigen Volksherrschaften Oberitaliens war. In diesem Falle siegten staatsmännische Erwägungen ob; der Schatz war erschöpft, die neue Ordnung der Dinge nicht befestigt, nicht einmal geregelt, das Heer in Händen, denen ein kühner Griff nach der Herzogskrone zugetraut werden mußte. Was die Mailänder von ihren Siegen erwarteten, war ein solcher Frieden, der ihnen die der Stadt nächsten Gebietstheile zurückgeben würde. Diese sollte Sforza erobern, namentlich Bergamo und Lodi; aber er misachtete den erhaltenen Befehl, und trug die Waffen der Republik vor Brescia.

Unter den Gefangenen befand sich ein Geheimschreiber der Proveditoren, Clemens Tealdini, der mit Franz Simoneta, dem Geheimschreiber Sforza's, eng befreundet war. Jedermann wußte, daß Sforza nach dem Throne von Mailand strebe, und der Venetianer konnte dem Freunde unbedenklich vorstellen, daß sein Herr mittelst eines venetianischen Bündnisses sicherer und schneller zum Ziele kommen werde, als wenn er fortfahre, Mailand als Feldherr zu dienen Die beiden Geheimschreiber verständigten sich über die Bedingungen; Sforza, der vene-

tianische Senat wurden unterrichtet; Pasqual Malipiero kam als Gesandter des Dogen ins Lager. Dreiunddreißig Tage nach dem Siege von Caravaggio, am 18. October 1448, war der Vertrag zwischen Sforza und Venedig abgeschlossen und unterzeichnet. Sforza gelobte, das Gebiet von Crema und die Ghiaradadda den Venetianern zu übergeben; diese versprachen, ihm zum Herzogshut von Mailand zu verhelfen, viertausend Mann zu Pferd, zweitausend zu Fuß zu seinem Heere zu stellen und dreizehntausend Ducaten monatlich zu zahlen. Die Adda sollte künftighin die Grenze zwischen den beiden Gebieten bilden.

Sowie der Vertrag abgeschlossen war, machte Sforza seine Soldaten mit dem Geschehenen bekannt. Was er ihnen über seine Motive und über das Verfahren der Mailänder gegen ihn sagte, mischte Wahres und Falsches durcheinander. „Mit dem Schweiß und Blut meines eigenen Heeres," sprach er im Kreise seiner Hauptleute, „habe ich den Mailändern Parma, Piacenza, St. Colombano und Tortona gewonnen, bei Casalmaggiore die stärkste Flotte, bei Caravaggio das stärkste Heer vernichtet, und was ist jetzt mein Lohn? Der Neid, die Eifersucht, die Feindschaft der unwürdigsten Menschen halten uns die Lebensmittel zurück, verkürzen uns den Sold, beschneiden unserm Glück die Flügel. Die Mailänder haben mir schriftlich versprochen, mir zu dem Besitz von Brescia verhelfen und Cremona mir erhalten zu wollen. Aber nie habe ich erlangen können, daß man mir erlaubte, vor Brescia zu ziehen, daß man Cremona gegen einen feindlichen Angriff in Stand setzte. Ja, man hat meine Siege wie Verrätherei aufgenommen, man hat mit Venedig einen Vergleich und selbst ein Bündniß unterhandelt, nicht blos heimlich, ohne mein Wissen, sondern zum größten Nachtheil meiner und der Schaaren, die mir und meinem Vater in Noth und Gefahr treue Genossen gewesen sind. Dahin haben mich die Ränke meiner Feinde gebracht, daß ich entweder untergehen, oder einen großen Entschluß fassen muß. Dieser Entschluß steht in mir fest: ich überlasse die Mailänder ihrer eigenen Blindheit und habe mit den Venetianern einen Vertrag geschlossen, in dem mir der Thron der Lombardei gesichert wird, der mein ist nach dem Erbrecht und Kraft einer Schenkung unter Lebenden, die mir mein Schwiegervater gemacht hat. Eine Verstärkung von sechstausend

Venetianern, Ueberfluß an Geld, die Freundschaft der Florentiner, die Mitwirkung Cremonas und Pavias, hauptsächlich aber die Liebe und Tapferkeit meines Heeres sind mir Bürgen, daß der Kampf kurz, der Sieg gewiß, der Gewinn unermeßlich wird. Folgt mir; Mailand und die Lombardei sind der schöne Lohn unserer Bemühungen."

Daß die Soldaten, die von Tag zu Tag ihren Herrn zu wechseln gewohnt waren und eigentlich nur der Person ihres Feldherrn anhingen, ihre Zustimmung gaben, darf uns nicht Wunder nehmen. Alle Kriegshauptleute des Lagers, Ludwig von Verme, Karl Gonzaga, Wilhelm von Montferrat, Wilhelm Torello, schlossen sich ihm an. In Mailand wirkte dieser Abfall, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft. Man schickte Sforza Gesandte, die ihn im Namen des Himmels, der Gerechtigkeit, bei seiner Ehre, seinem Eide, bei dem Heil des Volks beschworen, seinen Entschluß zu ändern. Er setzte den Worten Worte entgegen; eine zweite Gesandschaft, die bestimmte Vortheile zusagte, wies er ebenfalls ab. Seine Partei in Mailand war schon so zahlreich, daß nur eine flammende Rede Georg Lampugnano's den Impuls gab, den Krieg der Unterwerfung vorzuziehen. Es gingen Gesandte zu allen Mächten, um Hilfe zu erbitten; der deutsche Kaiser, der König von Neapel, der Herzog von Savoyen, der König von Frankreich wurden von der Noth der Republik unterrichtet. Franz Piccinino wurde zum Oberbefehlshaber ernannt, die Bürgerschaft stellte eine zahlreiche Truppe von Büchsenschützen, alle in Oberitalien zerstreuten Söldner wurden herbeigerufen, die Orte in der Nähe, selbst Como und Novara, mit Besatzungen versehen.

Die mit Mauern umgebenen Ortschaften, die früher mit Recht als Festungen gegolten hatten, waren seit den Fortschritten im Geschützwesen werthlos geworden. Es wurde Sforza nicht schwer, diese Vormauern der Hauptstadt einzunehmen und dieser selbst so nahe zu kommen, daß er noch im Winter die Zufuhren beschränken konnte. Zu allem Unglück spalteten die Mailänder sich in Parteien, deren Interessen eifriger betrieben wurden, als die gemeinsame Sache. Karl Gonzaga, der von Sforza abgefallen war, stand auf der Seite der welfischen oder demokratischen Partei, mit deren Hilfe er sich zum Herzog von Mailand

zu machen gedachte; auf der andern Seite näherte sich die ghibellinische oder aristokratische Partei, und an ihrer Spitze der glühende Freiheitsredner Lampugnano, in ihrem Haß gegen die Gegner Sforza. Ihr geheimer Briefwechsel mit diesem wurde entdeckt; Lampugnano und mehrere andere starben auf dem Blutgerüst; die übrigen Ghibellinen suchten ihr Heil in der Flucht; um so schrankenloser erging sich die welfische Partei in revolutionären Maßregeln. Die Güter des Adels wurden eingezogen und füllten den Schatz; im Uebrigen verließ man sich auf den Herzog von Savoyen, der wirklich einige Hilfe leistete, auf die Soldtruppen, und vor allem auf die Kraftäußerungen der Bürgertugend. „Eher übergeben wir uns dem Großtürken, oder dem Teufel in der tiefsten Hölle, als dem Sforza," wurde in Mailand zur stehenden Redensart.

Wir übergehen die Ereignisse des kleinen Kriegs, der im Winter und Frühling geführt wurde. Eines Tags wollten die Mailänder Marignano entsetzen, und zogen mit einem Heere aus, in dem sich, außer zehntausend Söldnern, zehntausend Bürger befanden, alle mit Büchsen bewaffnet. Diese Waffe stand in einem furchtbaren Rufe, und die Mailänder hofften, daß die bloße Nachricht, wie viele Feuerhandwaffen sie mit sich schleppten, die Feinde von den Mauern verscheuchen würde. Von ihnen selbst verbreitete Erzählungen gingen ihnen voraus, wie sicher der Schuß sei, wie weit die Kugel fliege, wie gewaltig sie einschlage, daß selbst der stärkste Harnisch durchlöchert werde. In der That wurden die Feinde nicht wenig beunruhigt, sodaß sie fliehen wollten, und Sforza hatte viel zu thun, sie zurückzuhalten. Ritten sie auf die unordentlichen Haufen ein, stellte er ihnen vor, so würden sie Alles übereinanderwerfen, ehe ein einziger Bürger zum Schuß gelange; aber er wolle nicht einmal verlangen, daß sie vorgingen; nur daß sie an Ort und Stelle blieben, bitte er sie. Die Reisigen blieben, und die Bürger wagten sich nicht heran, sondern kehrten, ohne einen Feind gesehen zu haben, nach Mailand zurück, Marignano seinem Schicksal überlassend.

Die Venetianer erkannten bereits den Fehler, den sie mit der Unterstützung Sforza's gegen Mailand begangen hatten. Mailändische Gesandte fanden in Venedig Gehör; man schloß einen Waffenstillstand,

und bald darauf einen Vertrag, für den auf den Beitritt Sforza's gerechnet wurde. Dieser Vertrag war für Mailand nachtheilig, für Venedig und Sforza gleich vortheilhaft; denn während Venedig die Addagrenze behielt, Sforza Novara, Tortona, Alessandria, Pavia, Piacenza, Parma und Cremona mit den fruchtbarsten Fluren der Lombardei gewann, wurde Mailand auf das Flußgebiet zwischen der Adda, dem Tessin und Po beschränkt, und selbst von diesem noch das zu Pavia gehörige Land getrennt. Gesandte beider Republiken setzten Sforza von dem Vertrage in Kenntniß, und gaben ihm eine zwanzigtägige Frist, binnen deren er sich zu erklären habe. Dem Anscheine nach willigte er ein, seine Truppen verließen ihr Lager unter den Mauern von Mailand, was die Einwohner der Stadt benutzten, um ihre Felder mit dem wenigen Korn zu bestellen, das sich noch in ihren Magazinen befand. In seinem Namen unterzeichnete sein Bruder Alexander in Venedig den Frieden; darüber verfloß die zwanzigtägige Frist, und nun gab Sforza die Erklärung, daß er den Vertrag nicht anerkennen könne. Mit solchen Vertragsbrüchen pflegte man es nicht so genau zu nehmen, und in diesem Falle setzte ein theologisches Gutachten der Hochschule von Pavia die Gründe auseinander, die Sforza verpflichtet hätten, sein Wort zu brechen.

Die Lage von Mailand war durch den Waffenstillstand nur übler geworden. Sforza hatte auch jetzt keine Lebensmittel in die Stadt gelassen, und die Getreidevorräthe waren durch das unvorsichtige Besäen der Felder stark vermindert worden. Die Noth hatte die Parteileidenschaft geschärft; man bekämpfte sich innerhalb der Stadt auf Tod und Leben; einmal hatte die aristokratische, dann wieder die demokratische Partei die Oberhand, und diese letztere war es vorzüglich, die ihre Macht auf das Empörendste misbrauchte. Inzwischen erreichte die Noth eine solche Höhe, daß die Reichen ihre Pferde und Maulthiere schlachteten, während die Armen längs den Wällen nach Kräutern und Wurzeln suchten. Tausende starben vor Hunger, Tausende irrten in den Feldern umher, wo das feindliche Lager wieder stand. Die Männer und die Alten jagte Sforza in die Stadt zurück; die jungen Frauen und Mädchen behielten seine Soldaten bei sich. Uebrigens war der Bela-

gernde selbst wegen Mangels an Lebensmitteln in Bedrängniß und seinerseits belagert durch ein venetianisches Heer unter Sigismund Malatesta, welches dem seinigen so überlegen war, daß geheime Motive die Venetianer von einem Angriff abgehalten haben müssen. Als solche lassen sich zwei bezeichnen: einmal die Berechnung der Venetianer, Mailand durch die äußerste Noth zur Uebergabe an ihre Republik zu zwingen, dann die persönliche Furcht Malatesta's vor Sforza. Malatesta war früher mit einer Tochter Sforza's, Polyxena, verheirathet gewesen, und hatte sie ermorden lassen, um eine andere heirathen zu können. Darum vermied er eine Schlacht, in der Besorgniß eines üblen Ausgangs, der ihn den Händen seines tödtlich beleidigten Schwiegervaters überliefert haben würde.

Am 25. Februar 1450 versammelten sich die Regierungsmitglieder von Mailand in der Kirche Sta. Maria della Scala und kamen zu dem Beschlusse, die Oberhoheit Venedigs anzuerkennen. Am Abend dieses Tages entstand am Neuen Thor aus zufälliger Veranlassung ein Auflauf, der durch die Einmischung der Behörden und der Wachen einen bösartigen Charakter erhielt. Ein Freund und alter Soldat Sforza's, Kaspar von Vimercato, gab dem blindtobenden Volke die Richtung auf den Palast der Signoria; durch die Gemächer der verwittweten Herzogin Maria drangen die Haufen ein, ermordeten den venetianischen Gesandten, verjagten die Räthe. Die andern Stadtviertel wurden in den Aufstand hineingezogen; der Lärm dauerte die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen strömten die Bürger in dieselbe Kirche, in der Tags zuvor ihre Räthe vereinigt gewesen waren, und berathschlagten. Wie es bei plötzlichen Aufständen zu geschehen pflegt, daß Niemand sich klar ist, wie der Sieg zu benutzen sei, so war es auch hier. Die tollsten Vorschläge wurden gemacht; fünf, sechs Parteien schrieen gegen einander. Da erhob sich Kaspar von Vimercato, der Anführer vom vorigen Tage, und zeigte mit beredten Worten, daß keine Wahl bleibe, als Sforza in der Nachfolge Philipp Maria's anzuerkennen. Er rühmte die Milde und Güte des Grafen; er ließ vor der Einbildungskraft der hungernden Menge so glänzende Bilder von Wohlleben und Ueberfluß spielen, daß die Stimmung mit einem Male umschlug. Sforza wurde

von der Versammlung als Herzog ausgerufen, Kaspar ging als Gesandter zu ihm, um ihn von dem allgemeinen Wunsche des Volks in Kenntniß zu setzen.

Sforza, dem diese Vorgänge natürlich nicht unbekannt geblieben waren, befand sich bereits an der Spitze seiner Reiterei auf dem Marsche nach Mailand. Seine Reiter hatten auf ihren Pferden so viele Brote, als aufzutreiben gewesen waren; anderthalb Meilen*) vor der Stadt stieß man auf die ersten Volkshaufen, und die Vertheilung der Lebensmittel nahm ihren Anfang. Am Neuen Thor standen Ambrosius Trivulzio und andere patriotische Bürger, die verlangten, daß Sforza die Volksfreiheit gewährleiste, ehe er seinen Einzug halte. Was hätte dieses Häuflein gegen die Reitergeschwader und gegen das jauchzende Volk vermocht! Sforza zog ohne Antwort vorüber; man trug ihn mit seinem Pferde fast auf den Händen zu der Kirche der heiligen Jungfrau, wo er sein Dankgebet verrichtete, und von da auf den öffentlichen Platz, wo Tausende von Stimmen ihn als Herzog ausriefen. Er vertheilte Wachen durch die Stadt, versicherte sich der Mauern und Thore, und begab sich augenblicklich hinaus aufs Feld, um für die Zufuhr von Lebensmitteln Sorge zu tragen. Der Erlaß der Steuern und die strenge Ordnung, die auf den Straßen und Märkten gehandhabt wurde, lockte die verborgen gehaltenen Vorräthe hervor; vollends wurde der Bedarf gedeckt durch starke Zufuhren von Korn und Mehl, die Sforza auf seine Kosten von Cremona und Pavia kommen ließ, und unter die Aermsten vertheilte. Como, Monza und Bellinzona, die letzten festen Plätze der Mailänder, ergaben sich in den nächsten beiden Tagen; Sigismund Malatesta ging über die Adda zurück, sobald er von der Umwälzung unterrichtet wurde, und Sforza, im Besitz des ganzen Herzogthums, konnte seine Truppen für den übrigen Theil der schlechten Jahreszeit in die Winterquartiere führen.

---

*) Es sind hier, wie überall in diesem Buche, immer deutsche Meilen gemeint.

Zwölftes Kapitel.

Die Handfeuerwaffen bereiten den Verfall des Söldnerwesens vor. — Geschichtliches über die Verbreitung dieser Waffen in Italien. — Bartholomäus Colleoni. — Feiges Benehmen der Venetianer auf der Ebene von Montechiaro, Sforza errichtet ihnen eine Schandsäule. — Die Einnahme Konstantinopels durch die Türken führt zum Frieden von Lodi. — Piccinino's kühner Marsch nach Neapel. — Georg Castriota in Italien. — Die Partei Anjou erliegt gegen Ferdinand von Aragon. — Piccinino wird in Neapel ermordet. — Franz Sforza stirbt; seine Verdienste als Fürst und Feldherr.

Bis zu Franz Sforza reicht die aufsteigende Linie des italienischen Söldnerwesens. Mit ihm, der als der Sohn eines Bauers den schönsten Thron von Oberitalien bestieg, erklomm das Glück der Bandenführer die höchste Spitze, die es überhaupt erreichen konnte. Von nun an beginnt die abwärtssteigende Linie des Söldnerwesens. Die Gründe, die bei diesem Wendepunkt in Frage kommen, hat Ercole Ricotti übersichtlich zusammengestellt. Wir haben darunter hauptsächlich die Handfeuerwaffe zu nennen, deren Gebrauch nicht früher als in dieser Zeit in Italien allgemein wurde. Die erste Erwähnung dieser Waffe geschieht im Jahre 1331; 1346 wurde in Turin ein Thurm mit Doppelhaken versehen; 1369 machte das venetianische Heer häufigen Gebrauch davon. Im Jahre 1420 beschreibt Peter Cirano die Büchse: „Die Handbombarde ist hohl wie ein Rohr und heißt sclopetum. Die sie führen, können mit einer bleiernen Eichel, die durch die Gewalt des Feuers fortgeschleudert wird, einen gepanzerten Mann durchbohren.“ Die Büchsen, mit denen die Luccheſen 1429 die belagernden Florentiner abzutreiben suchten, sollen sich durch einen bequemeren Schaft ausgezeichnet haben. 1430 begleiteten 500 deutsche Hakenschützen König Sigismund nach Rom und erregten in den Städten Toscanas und des Kirchenstaats allgemeines Staunen. 1438 verfügte die städtische Gemeinde in Lucca, daß jeder Aelteste bei seinem Dienstantritt der Waffenkammer drei Büchsen schenken müsse. Es lag in den Verhältnissen,

daß diese Neuerung in den Heeren selbst auf den stärksten Widerstand stieß. Diese Waffe, die aus der Ferne traf und durch die stärkste Rüstung schlug, war ein Greuel für die Söldner, deren Kriegsführung nicht zu den blutigsten gehörte. Einzelne Erfahrungen hatten ihnen schon gezeigt, daß der Anprall des stolzesten Geschwaders von einem Haufen verachteten Fußvolks zurückgewiesen werden könne. In ihrer rohen Weise suchten sie die Zahl der Büchsenschützen dadurch zu vermindern, daß sie ihnen in jeder Weise entgegentraten und im Gefecht Quartier verweigerten. 1439 und 1443 wurden diejenigen, welche die Venetianer und Bolognesen in zwei Gefechten gefangennahmen, sämmtlich getödtet. Franz Sforza ließ die, welche in Lonigo in seine Hand fielen, seinen Soldaten als Zielscheibe hinstellen. Trotzdem wuchs die Zahl der Büchsenschützen von Tage zu Tage; man ließ solche aus Deutschland kommen, und es wurde sogar bei guten Feldherren Gebrauch, die Reitergeschwader mit Schützen zu verstärken.

Das Fußvolk, dessen Werth namentlich Franz Sforza zu schätzen wußte, gewann durch die Feuerwaffen eine ganz andere Bedeutung. Man suchte es in dieser Zeit schon dazu zu benutzen, sich von den Launen, der Geldgier und den Verräthereien der Bandenführer unabhängiger zu machen. Die Venetianer erneuerten ihre alten Gesetze über die Milizpflicht und die Obliegenheit, dem Heere Schanzgräber und Wagenführer zu stellen. Alfons von Neapel schrieb eine Kopfsteuer aus, deren Ertrag dazu diente, tausend Mann und zehn Galeeren für den fortwährenden Dienst des Staats zu unterhalten. Derselbe König gestattete nur solche Bandenführer anzuwerben, die zuvor Bürgschaft geleistet hätten, und verbot seinen Baronen, außerhalb des Königreichs für andere Staaten die Waffen zu führen. Aehnliches hatte Philipp Maria bezweckt, als er den kleinen Lehnsherren jedes Hoheitsrecht nahm und ihnen untersagte, ohne seine ausdrückliche Genehmigung ihre Burgen auszubessern, oder mit neuen Werken zu versehen, unter Lebenden oder letzwillig darüber zu verfügen. Was Franz Sforza betrifft, so war er kaum Herzog geworden, als er sein Streben darauf richtete, seinen Kriegshauptleuten den Weg zu verschließen, auf dem er selbst zum Throne gelangt war. Seine Waffengefährten und Soldaten wurden in

Unterthanen verwandelt; umgekehrt seine Unterthanen zu Soldaten zu machen, gestattetete ihm die allgemeine Verweichlichung der Mailänder nicht. Fand er bei einem Bandenführer üblen Willen oder Widersetzlichkeit, so verfuhr er mit äußerster Strenge, und zwar gleich zu Anfange gegen Karl Gonzaga und Wilhelm von Montferrat. Karl Gonzaga, der im letzten Kriege von einem Lager zum andern gelaufen war, wurde des Verraths beschuldigt; gegen Wilhelm von Montferrat lautete die Anklage auf Ehebruch mit Sforza's eigener Gemahlin, Bianca Visconti. Wahrscheinlich waren beide Anklagen falsch; wahrscheinlich war Sforza davon selbst überzeugt, und brauchte sie nur als Vorwand, um die beiden Generale zu demüthigen und ihnen die Besitzungen zu entreißen, die er ihnen in der Kriegsnoth geschenkt hatte. Es läßt sich dies daraus schließen, daß er die Beiden, nachdem sie im Gefängnisse die Abtretungsurkunden unterzeichnet hatten, freiließ und nicht weiter belästigte.

Gonzaga und Montferrat begaben sich nach Venedig, wo sie ihren Vertrag mit Sforza widerriefen und Himmel und Erde in Bewegung setzten, um eine kräftige Fortsetzung des Kriegs gegen Mailand zu erlangen. Ebendaselbst befand sich Jakob Piccinino (sein Bruder Franz war während der Belagerung von Mailand an der Wassersucht gestorben); alle Drei sammelten ein stattliches Heer. Der berühmteste venetianische Feldherr war damals Bartholomäus Colleoni, der Sproß eines adeligen Geschlechts, der für eine gelehrte Laufbahn bestimmt gewesen, aber durch das tyrannische Wüthen der ghibellinischen Partei von Bergamo, die ihm den Vater, den Bruder, die Güter geraubt hatte, in die kriegerische Laufbahn geschleudert worden war. Unter Carmagnola und Braccio that er seine ersten Dienste; zwanzig Jahre alt kam er nach Neapel, mit keiner andern Habe als zwei Partisanen, von denen er eine in der Hand, die andere auf dem Rücken trug. Mag er sich dort in Kriegsthaten ausgezeichnet, oder durch männliche Kraft das Wohlgefallen der wollüstigen Königin Johanna II. erregt haben, genug er stieg rasch empor und erhielt als Wappen einen von zwei Löwenrachen getragenen rothen Balken. Daher schreibt sich sein Name Colleoni (mit den Löwen), in den sein ähnlich klingender Geschlechtsname verdreht

wurde. In Neapel kämpfte er unter Caldora, später in Venedig unter Carmagnola, und er soll der Oberst gewesen sein, den, als er ein Thor von Cremona erobert hatte, nicht unterstützt zu haben, dem unglücklichen Feldherrn so theuer zu stehen kam. Im Kriege hochgeehrt und mit drei Schlössern beschenkt, wurde er im Frieden vernachlässigt und trat deshalb zu Philipp Maria über. Das Vertrauen, welches ihm von diesem geschenkt wurde, verwandelte sich rasch in das Gegentheil; nach kurzer Dienstzeit wurde Colleoni des Verraths angeklagt und in die Oefen von Monza geworfen. Die scheußlichen Gefängnisse waren eine Erfindung Galeazzo's Visconti, der sie auch zuerst erprobt hatte. Es waren zwei übereinanderliegende Käfige von solcher Kleinheit, daß der Gefangene weder aufrecht stehen, noch sich der Länge nach ausstrecken konnte. Außerdem ragten überall aus dem Boden Keile hervor, sodaß jede Bewegung, das Sitzen und das Liegen, mit Schmerzen verbunden war. In diesem Gefängniß verlebte Colleoni länger als ein Jahr, bis die Verwirrung, die der Tod des Herzogs hervorrief, von ihm zur Flucht benutzt werden konnte. Eine Zeitlang focht er für Rechnung der mailändischen Republik; der Haß Sforza's trieb ihn nach Venedig, welchem Staate er seitdem treue Dienste geleistet hatte. Bei den neuen Rüstungen gab man aber nicht ihm, sondern Gentile von Lionessa, einem Bruder des verstorbenen Gattamelata, den Oberbefehl, weshalb er seinen Abschied nahm. Man befürchtete, daß er zu Sforza übergehen möchte; um dem zuvorzukommen, beschloß man, ihn zu ermorden. Piccinino unterzog sich diesem Geschäft und führte den Ueberfall auf Colleoni's Schloß auch sehr geschickt aus, konnte aber nicht verhindern, daß seine Soldaten, sowie sie eingedrungen waren, das Plündern als die Hauptsache ansahen und darüber ihr Opfer entwischen ließen.

Franz Sforza sah den Rüstungen seiner Feinde ohne Besorgnisse zu. Er hatte die Florentiner für sich, die zu großen Werth darauf legen mußten, einen Freund ihres Staates auf dem Throne der Lombardei zu sehen, als daß sie das Recht des neuen Herzogs untersucht hätten. Alle italienischen Staaten hatten ihn anerkannt; die Proteste des deutschen Kaisers Friedrich's III. und des französischen Königs Karl's VII. enthielten keine naheliegende Gefahr. Die Feste, die er seinen Mailändern

gab, die Bevorzugungen, womit er den Adel köderte, machten ihn auch von dieser Seite sicher. Den Krieg mit Venedig verzögerte eine Pest, die zuerst in Mailand ausbrach und von den zum Jubiläum ziehenden Pilgern durch Ober- und Mittelitalien verbreitet wurde. 1452 erneuerte Venedig seine Kriegserklärung; seine Heere gingen über die Grenze; Sforza rückte mit etwa gleichen Kräften aus; aber der Sommer verfloß, ohne daß etwas Entscheidendes geschah. Die Hauptheere standen sich oft ganz nahe, und so war es wieder in den letzten Tagen des Octobers, wo beide im Gebiet von Brescia die waldigen Höhen besetzt hielten, welche hüben und drüben die Ebene von Montechiaro, zu einem Schlachtfelde wie geschaffen, eingrenzen. Sforza beschloß, die Feinde zur Schlacht herauszufordern, und schickte ihnen einen Herold mit einem Handschuh, einem Fehdeschreiben und einer blutigen Lanze. Gentile von Lionessa empfing den Herold nach höflicher Ritterart, bewirthete ihn mit Wein und Confect, übergab ihm ebenfalls einen Handschuh und für Sforza die mündliche Botschaft, daß die Venetianer am nächsten Tage (1. November 1452) in der Ebene die Schlacht annehmen würden.

Sforza traf seine Vorbereitungen zur Schlacht, in der Ueberzeugung, daß er am nächsten Tage um Thron und Leben zu kämpfen haben werde. Die scharfen Ordnungsregeln, die seinem Heere beigebracht waren, wurden verschärft wiederholt und neue Vorschriften hinzugefügt, durch die hauptsächlich bewirkt werden sollte, daß Jedermann vor wie nach dem Kampfe auf seinem Platze bleibe und allen Führern, von dem ersten bis zum letzten, blinden Gehorsam leiste. Seine Soldaten benutzten die Nacht, Pferde und Waffen in besten Stand zu setzen, und mit Tagesanbruch rückte das Heer in tadelloser Schlachtordnung in der Ebene vor. Diese war leer; die Venetianer hielten sich hinter ihren Schanzen: in der Nacht war ein eiskalter Regen gefallen, der ihren Muth abgekühlt hatte. Die Entscheidungsschlacht verlief in einem Wortgefecht; aus den Schanzen heraus und in die Schanzen hinein flogen Schimpfworte von jedem Caliber, und dies dauerte, bis ein dichter Nebel die Fechtenden trennte. Diese Schlacht von Montechiaro ist lange ein Gegenstand des Spottes gewesen; auch nachdem die Schandsäule verfallen war, die Sforza auf dem Schlachtfelde, mit dem Handschuh Gentile's

oben darauf, errichtet hatte, hat man sich noch von dem Zungengefecht von Montechkaro erzählt. Aber sie hat auch ihren Homer gefunden; die italienische Literatur rühmt sich eines sehr ernstlich gemeinten Heldengedichts eines Neapolitaners, Porcelli, der Montechiaro besingt und die beiden feindlichen Feldherren unter den Namen Scipio und Hannibal verherrlicht.

Die geheimen Unterhandlungen, um den einen und den andern Bandenführer dem Feinde zu entführen, und die kleineren Gefechte, worin die Hauptbegebenheiten des Feldzugs von 1453 bestehen, können uns nicht beschäftigen. Wie Neri Capponi erzählt, vergaßen sich die Venetianer so weit, einen Mordanschlag auf Sforza zu machen. Sie hatten aus dem Orient ein Pulver erhalten, das auf Kohlen gestreut einen so gefährlichen Dampf erzeugte, daß Jedermann sterben mußte, der davon einathmete. Der Giftmischer, dem der Rath der Zehn eine Belohnung von zehntausend Gulden versprochen hatte, verrieth sein Geheimniß an Sforza, und dieser ließ sich das Pulver ausliefern, um bei Gelegenheit selbst davon Gebrauch zu machen. Eine kriegerische Episode bildete die Ankunft René's von Anjou, den die mit Alfons von Neapel Krieg führenden Florentiner, die Verbündeten Sforza's, herbeiriefen. Die Wildheit der französischen Truppen machte sie für die verbündeten Mächte unbrauchbar, und man schickte sie wieder heim, nachdem sie bei der Eroberung von Pontevicao mitgewirkt hatten, wo sie Alles niederstießen, was ihnen in den Straßen vorkam: Greise, Weiber, Kinder, selbst die Gefangenen, welche sich bereits an die italienischen Truppen ergeben hatten. Diese wurden darüber so wüthend, daß sie über die Franzosen herfielen und viele in den Straßen erschlugen, noch mehr in den Häusern verbrannten, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Franzosen erkannten die Ueberlegenheit der Italiener in der Kriegskunst an; anders dachten sie über die Tapferkeit ihrer Nachbarn. Mit ihrer wilden Kriegsführung, namentlich damit, daß sie den vom Pferde gestürzten wehrlosen Feinden die Kehlen abschnitten, verbreiteten sie einen Schrecken, der noch in frischem Andenken war, als später ein größeres französisches Heer die Alpen überschritt.

Ein außeritalienisches Ereigniß wirkte im Laufe des Jahres 1453 so erschütternd auf die streitenden Theile, daß der Ruf nach Frieden allgemein wurde. Mahomed II. hatte am 29. Mai 1453 Konstantinopel mit stürmender Hand eingenommen; der letzte griechische Kaiser, Konstantin der Paläologe, war mit vierzigtausend Christen gefallen; die Vormauer des Abendlandes, durch eine rechtzeitige Hilfe so leicht zu halten, befand sich nun in den Händen der Ungläubigen. Das christliche Bewußtsein regte sich bei dieser Schreckensnachricht; Führer und Soldaten fühlten etwas wie Gewissensbisse, sich untereinander bekämpft zu haben, statt den griechischen Brüdern Hilfe zu bringen; die Fürsten verabredeten einen Congreß in Rom, um gemeinschaftliche Maßregeln zu berathen, vorläufig aber Italien den Frieden zu schenken. Die Geschichte der Congresse ist bekannt: man vereinigt sich mit guten und bösen Absichten; während der Sitzungen glaubt jeder Betheiligte, neue Hoffnung für dieses und jenes schöpfen zu dürfen; man streitet und intriguirt, und wenn die Noth nicht zwingend bleibt, entsteht aus dem Friedenswerke ein neuer, schlimmerer Krieg. Auf dem Congresse von Rom war es der Papst Nikolaus V. selbst, der den Frieden hinderte; „denn," sagt sein Lobredner Janotto Manetti, „seine Klugheit sagte ihm, daß Kriege unter den Fürsten Italiens die Wohlfahrt der Kirche förderten, daß dagegen die Eintracht der Fürsten die Ruhe der Kirche gefährde." Zum Glück für die Völker Italiens war das Geheimniß der Separatverträge den italienischen Diplomaten nicht unbekannt. Sforza und Venedig verständigten sich im tiefsten Geheimniß; Paul Barbo, der für den letztgenannten Staat unterhandelte, ging als Minorit verkleidet hin und wieder. Am 9. April 1454 wurde zu Lodi der Friede abgeschlossen. Sforza behielt die Ghiaradadda, gab aber den Venetianern alles zurück, was er in den Gebieten von Bergamo und Brescia erobert hatte. Die anderen Staaten wurden eingeladen, dem Frieden beizutreten; die Verträge, welche sie untereinander abschlossen, änderten an dem frühern Stande im wesentlichen nicht viel. Dies war das Ende des großen lombardischen Kriegs, der mit geringen Unterbrechungen von dem Regierungsantritt Philipp Maria's an gedauert hatte.

Die kühnen Unternehmungen eines Bandenführers, Jakob Piccinino, sind der geschichtliche Faden, der uns von dem Frieden von Lodi zu den Kämpfen der Häuser Anjou und Aragon um die neapolitanische Krone hinübergeleitet. Von den Venetianern wegen des ausgelassenen Benehmens seiner Leute entlassen, ließ Jakob sein eigenes Banner wehen und erhielt Zulauf von Allen, die der Friede ihres Lebensunterhalts beraubt hatte. Was der Feldherr bezwecke, wohin er sein Heer führe, das wußte keiner von diesen Leuten; sie vertrauten seiner erprobten Tüchtigkeit und übergaben ihm ihr Schicksal ohne Rückhalt. Es ging nach der Romagna, wo Piccinino Perugia und Bologna für sich zu erwerben gedachte, sich aber bald enttäuscht sah. Von beiden Städten zurückgewiesen, warf er sich auf Siena, wo man so wenig vorbereitet war, daß er im ersten Augenblick das ganze Gebiet mit mehreren der größten Ortschaften einnehmen konnte. Das Gerücht, welche Beute man bei ihm mache, verbreitete sich weithin; in kurzer Zeit hatte er ein förmliches Heer, das selbst dem Papst und Sforza Besorgnisse erregte. Beide Fürsten stellten gemeinschaftlich Truppen; bei dem Herannahen derselben zog sich Piccinino in einen dichten Wald nahe beim Flusse Fiore zurück, wo er sich belagern ließ. Ein Ueberfall auf das feindliche Lager gerieth nicht ganz; aber ehe seine Soldaten in der ersten Nacht, die auf das Gefecht folgte, bedenklich werden konnten, zog er sich in aller Stille aus dem Walde und war in Castiglione della Pescara, ehe die Gegner seinen Abmarsch erfuhren. Wie sie ihm nachsetzten, fanden sie ihn zwischen Sümpfen, in die sie nicht zu folgen wagten, und mußten sich begnügen, ihn so gut als möglich einzuschließen. Das Lagern in dem Sumpfe hatte bald die schlimmsten Wirkungen; die Soldaten Piccinino's, die unreife Pflaumen und Corneliuskirschen aßen und dazu Sumpfwasser trinken mußten, starben haufenweise; Piccinino suchte nun einzelne Heerführer des feindlichen Lagers an sich zu ziehen, und als diese ihn abwiesen, bot er sein Heer gleichzeitig Sforza und dem König Alfons dar. Sonderbarerweise hatte Alfons in dem bereits erwähnten Heldengedichte Porcelli's eine so hohe Meinung von Piccinino geschöpft, daß er ihn annahm. Der kühne Soldat erhielt in Neapel einen Triumphzug (8. October 1456) und wurde bald darauf nach dem Kirchenstaate geschickt, wo

er sich an den Fehden zwischen Sigismund Malatesta und Friedrich Montefeltro von Urbino betheiligte, denen ein höheres Interesse fehlt.

Am 27. Juni 1458 starb König Alfons von Neapel; am 8. August desselben Jahres schied Papst Calixtus III. aus der Zahl der Lebenden. Die letzte Lebenszeit dieses schlechten Papstes aus dem Hause Borgia wurde sehr verderblich: er hatte nämlich, auf die erste Nachricht von dem Tode des Königs, in einer Bulle den Thron von Neapel für erledigt und das Königreich für ein dem päpstlichen Stuhl anheimgefallenes Lehn erklärt, obgleich Ferdinand, der natürliche Sohn König Alfons' und von diesem zum Nachfolger bestimmt, von ihm selbst als solcher anerkannt worden war. Der päpstliche Widerspruch wurde von unzufriedenen Baronen dazu benutzt, die angiovinische Partei wieder ins Leben zu rufen und sich für Johann, den Sohn René's von Anjou, zu erklären. In derselben Zeit zog Piccinino im Kirchenstaat wie ein wahrer Räuberhauptmann umher, seine Zeit so wohl benutzend, daß die Chronisten hundertundfünfzehn Schlösser und Ortschaften aufzuzählen wissen, die er im Laufe weniger Tage kahl geplündert habe. Von dem neuen Papst Pius II., von Sforza und Ferdinand von Neapel zugleich bedroht, erklärte er sich plötzlich für das Haus Anjou. Die drei Verbündeten thaten Alles, ihn von diesem für Italien unheilvollen Entschlusse abzubringen; Sforza bot ihm die Hand seiner Tochter Drusiana, die er bereits früher zugesagt erhalten hatte; der Papst und der König versprachen höheren Sold und reiche Besitzungen in Apulien. Die Unterhandlungen waren dem Abschlusse ganz nahe, als Piccinino, im Aerger über eine allerdings bedeutende Differenz, nämlich ob er die von ihm als Bürgschaft zu zahlende Summe dem Papst übergeben, oder sie in die Hände seines treuesten Anhängers, Borso von Este, legen sollte, seine Erklärung wiederholte: er sei ein Soldat des Hauses Anjou. Für die Verbündeten kam es nun darauf an, ihm den Weg nach Neapel zu verlegen.

Damit seinen Feinden nicht die Zeit bleibe, ihre Truppen zusammenzuziehen, wählte er zwischen den beiden Wegen, die ihm zur Verfügung standen, den kürzesten, der am Meere hinführt. Auf dem andern, durch Umbrien und Toscana führenden Wege ließ er durch vorausgeschickte

Quartiermacher in allen Orten Lebensmittel bestellen; inzwischen sorgte er dafür, daß jeder Soldat auf drei Tage Brot erhielt, schaffte das Geschütz und Gepäck, den Troß auf Schiffe und brach mit seinem auf diese Weise sehr beweglichen Heere auf. Die Foglia und den Metauro überschritt er ohne Anstoß; auf dem weitern Marsche hörte er aber, daß das Heer der Liga, unter dem Grafen von Urbino und Alexander Sforza, zwischen den beiden auf Camerino und Loreto mündenden Straßen stehe und überdies den Uebergang über den Cesano verschanzt habe. Die Feinde von diesem letzten Punkte abzuziehen, war eine schwierige Aufgabe; er löste sie durch Demonstrationen auf der Straße von Camerino, und war, während seine Gegner dorthin eilten, wie im Fluge über den Cesano. Jene eilten ihm nach; aber mit derselben Windesschnelle war er über den Fiumicino und überschritt in einem Tage die Potenza und den Chienti, wobei er jedoch nicht vergaß, in dem heiligen Hause von Loretto sein Gebet zu verrichten. An einem Tage legte er zehn Meilen zurück, obgleich er zwischen dem Meere und steilen Felsen Pässe zu passiren hatte, in denen seine Reisigen zu Zweien oder einzeln reiten mußten. Von Loretto führte er sein Heer zunächst auf Fermo und von da geraden Weges zur Abtei St. Benedict, von wo er noch zwei Meilen bis zum Grenzfluß Tronto hatte. Bei der Abtei rastete man zwei Stunden; dann ging es weiter bis zum Flusse. Die hochgehenden Wellen gestatteten in der dunklen Nacht keinen Uebergang; in äußerster Erschöpfung streckte sich das Heer auf den Boden hin, nur Piccinino gönnte sich keine Ruhe, sondern ging über den Fluß, erforschte das Land und traf alle Vorbereitungen für den Uebergang. Mit dem ersten Grauen des Morgens durchritten die Truppen in Schlachtordnung den Fluß; als die Letzten jenseits waren, zeigten sich diesseits die ersten Vorposten des Bundesheeres.

Piccinino hatte seinen kühnen Marsch glücklich vollendet; sein Gepäck und Geschütz auf den Schiffen war ebenfalls unversehrt geblieben; die Barone der Partei Anjou verstärkten seine Macht. In Gemeinschaft mit ihnen belagerte er Chiesi, zu dessen Entsatz Friedrich von Urbino und Alexander Sforza ihre Truppen vereinigten. Die täglichen Gefechte, die zwischen den beiden feindlichen Heeren stattfanden, wurden

wie Turniere behandelt; einzelne Reiter oder auch bestimmte, durch ihren Ruf hervorstechende Fähnlein forderten sich heraus; die Heere sahen zu; die Obersten, in einem Falle selbst die Oberfeldherren, machten die Kampfrichter. An einem Tage — es war der 27. Juli 1460 — ritt ein Hauptmann Piccinino's vor das feindliche Lager, erließ seine Herausforderung, und wurde sofort von mehreren Geschwadern zugleich angegriffen. Wie ihm aus seinem Lager Hilfe kam, so erhielten die Feinde ihrerseits Unterstützung; aus dem Turniergefecht wurde eine wirkliche Schlacht, an der beide Heere bis auf den letzten Mann Antheil nahmen. Die Angiovinen waren stärker an Zahl; um nicht umgangen zu werden, dehnten die Gegner ihre Flügel zu weit aus und schwächten dadurch ihre Mitte. Nun bildete Piccinino aus seinen besten Reisigen ein Viereck, stürmte gegen die feindliche Mitte an und sprengte sie gänzlich auseinander. Der Verlust der spanischen Partei war unverhältnißmäßig groß; Piccinino konnte die Abruzzen unterwerfen, bis vor die Thore von Rom seine Streifereien ausdehnen, und da in demselben Monat auch Johann von Anjou bei dem Flusse Sarno über Ferdinand siegte, so senkte sich die Wagschale des Glücks für die Angiovinen tief hinab. Dieses Glück beunruhigte die Barone dieser Partei, denen es nur darum zu thun gewesen war, die Spanier ihre Macht empfinden zu lassen, die aber keineswegs gemeint waren, sich in dem Anjou einen starken König zu erkämpfen. Einige von ihnen zogen sich aus dem Kriege zurück; andere traten zu der Gegenpartei über, und Johann von Anjou sah mit einem unangenehmen Erstaunen, daß seine Siege ihn schwächten, wie sie den Feind stärkten.

Im Jahre 1461 erschien ein Held auf dem Kampfplatze, dessen Name in einem Glanze strahlt, den die seitdem verflossenen vier Jahrhunderte nicht ausgelöscht haben. Georg Castriota, den die Türken Skanderbeg nennen, kam mit achttausend Reitern nach Neapel, um die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, die König Alfons durch großmüthige Unterstützung in seinem Kampf gegen die Türken ihm auferlegt hatte. Er imponirte den Italienern durch Tapferkeit und fast unglaubliche Körperkraft; eine Gelegenheit zu einem glänzenden Siege fand sich für ihn nicht. Man erzählt, daß er bei einem Ueberfall einen geharnischten

Ritter mit dem Arm aus dem Sattel gehoben, zu sich aufs Pferd genommen und gefangen ins Lager geführt habe. Ein anderes Mal lockte ihn Piccinino unter dem Vorwande einer Unterredung in einen Hinterhalt; aber der Türkenschrecken hieb sich mit seinem Riesenarme durch alle Reisige durch, die ihn umzingelten. Er war bereits wieder nach Albanien zurückgekehrt, als Piccinino unter den Mauern von Troia eine Schlacht verlor, die dem Anjou den Gnadenstoß versetzte. (18. August 1462.) Im nächsten Jahre schloß Piccinino mit Ferdinand von Neapel einen Vertrag, kraft dessen Bedingungen er seine elf Städte in den Abruzzen behielt und einen Jahressold von neunzigtausend Ducaten bezog. Dieser Vertrag vertrieb Johann von Anjou aus dem Königreiche; seine Anhänger folgten ihm größtentheils; unter andern der berüchtigte Graf Nikolaus von Campobasso, der bei Nancy Karl den Kühnen von Burgund verrieth.

Der Gebrauch, den Ferdinand von Neapel von seinem Siege machte, die tückische Hartnäckigkeit, womit er einen der Anhänger des Anjou nach dem andern verfolgte, machten Piccinino für seine eigene Sicherheit besorgt. Als das erste Jahr seines Vertrags ablief, kündigte er und bat den Herzog von Mailand, daß er ihn in seinen Sold nehme und ihm endlich seine natürliche Tochter Drusiana, mit der Piccinino schon seit fünfzehn Jahren verlobt war, zur Gattin gebe. Sforza willigte ein; Piccinino kam nach Mailand, wo die Vermählung vollzogen wurde, doch ohne alle Festlichkeiten, da Franz Sforza eben durch den Tod seines innigsten Freundes, Cosimo von Medici, in die tiefste Trauer versetzt worden war. Lange duldete es Piccinino in Mailand nicht; die Hofluft war nicht die Atmosphäre, welche ihm zusagte; seine wahre Heimath war im Zeltlager zwischen Reitern, Pferden und Waffen. Sein Kanzler Brocardo Persico fragte in Neapel an, ob Piccinino willkommen sein werde; sein Bericht an seinen Herrn konnte nicht günstiger lauten. Man habe ihn in Neapel, schrieb er, mit unglaublichen Festlichkeiten empfangen; der König trage das sehnlichste Verlangen, Piccinino bei sich zu sehen; dieser möge daher kommen, um neuen Ruhm und neue Ehren zu erwerben. Da Piccinino sich nicht halten lassen wollte, empfahl Sforza seinem neapolitanischen Gesandten, Anton von Trezzo, sei-

nen Schwiegersohn bei dem König kräftigst zu vertreten und gab ihm Peter Pusterla mit, damit dieser ihn unterwegs beschütze.*) Eine Hinterlist Ferdinand's schien um so weniger zu befürchten zu sein, als eben Sforza's Tochter, Ippolita, dem dritten Sohn des neapolitanischen Königs, Alfons von Calabrien, verlobt worden war, und sich bereits auf dem Wege nach Neapel befand.

Die Gattin Piccinino's blieb in Sulmona zurück; von Venafro bis Teano gab ihm Don Enrico, der Sohn des Königs, das Geleit; dieser selbst kam ihm aus Neapel mehrere Meilen weit entgegen und führte ihn mit festlichem Pomp in die Hauptstadt. Anton von Trezzo hatte seinem Herrn viel Freudiges zu melden: wie der König Piccinino nicht von seiner Seite lasse, ihn mit fünfundzwanzigtausend Ducaten beschenkt, zum Vicekönig der Abruzzen ernannt habe u. s. w. Der König wartete, bis Ippolita Sforza auf ihrer Reise die Grenze der Lombardei überschritten hatte; als ihm gemeldet wurde, daß sie in Siena angekommen sei, legte er seine Verstellung ab. Am Johannistage (24. Juni 1465) war Piccinino an den Hof gekommen. Der König empfing ihn mit den Worten: „Graf Jakob, ich habe Euch ganz Neapel und alle meine Sachen gezeigt; jetzt muß ich Euch noch meinen Schatz sehen lassen." Er führte seinen General in die Feste; dort verließ er ihn in einem Saal, unter dem Vorwande, daß ihm plötzlich ein dringendes Geschäft einfalle. Im nächsten Augenblicke traten bewaffnete Catalanen ein, und der Anführer legte Piccinino die Hand auf die Brust, indem er sagte: „Steh' ruhig, Graf Jakob, Du bist der Gefangene des Königs." Ferdinand von Neapel benachrichtigte Sforza in einem Briefe von dem Ereigniß und wollte sich damit entschuldigen, daß Piccinino verrätherischer Weise

---

*) Die gleichzeitigen und etwas spätern Schriftsteller, von Macchiavelli angefangen, beschuldigen sämmtlich, mit Ausnahme von zwei in Sforza's Interesse schreibenden, den Mailänder Herzog des verrätherischen Einverständnisses mit dem König von Neapel. Auf diese übereinstimmenden Zeugnisse hin, hat sich die nachtheiligste Auffassung bis in unser Jahrhundert erhalten. Sie ist aber falsch, wie Rosmini durch die Documente, die er seiner „Geschichte von Mailand" (1820) aus dem trivulzianischen Archiv beifügt, auf das überzeugendste dargethan hat.

mit den Anjous Einverständnisse gesucht habe. Sforza antwortete mit der Bitte, der König möge das Leben eines Mannes schonen, der, schuldig oder unschuldig, die Tochter seines Freundes zur Frau habe und jüngsthin in Mailand wie in Neapel auf das Festlichste empfangen worden sei. Was solle Italien von Franz Sforza denken, den Jeder als Freund des Königs von Neapel kenne? Auf ihn falle ein furchtbarer Verdacht des Verraths, ein Flecken, den alles Wasser des Po's nicht rein waschen könne. Seine dem Hause Aragon geleisteten Dienste hätten ein besseres Loos verdient; verlange es der König, so wolle er die Treue des Gefangenen gewährleisten mit dem Wort aller italienischen Fürsten, mit seinem ganzen Staate, mit der Person seiner Söhne, mit seiner eigenen Person. Damit der Eindruck des Briefes verstärkt werde, schickte Sforza seiner Tochter Botschaft, ihre Reise nicht weiter fortzusetzen, und sandte zugleich seinen jungen Sohn Tristan nach Neapel, um persönlich Fürsprache einzulegen.

Tristan kam zu spät; Piccinino war bereits nicht mehr unter den Lebenden; ein maurischer Sclave hatte ihn (wahrscheinlich am 7. Juli) mit einer Schlinge erdrosselt. König Ferdinand stellte diesen Tod als in Folge eines unglücklichen Zufalls eingetreten dar: bei einem plötzlichen Lärm auf der Straße habe er sehen wollen, was es gebe, sei auf den Tisch, zum Gitter emporgestiegen, habe im Fallen den Schenkel gebrochen und sei in Folge davon gestorben. Er hätte nun wenigstens den jungen Sohn des Verstorbenen, den Kanzler, die Freunde desselben aus dem Gefängniß entlassen sollen; aber nie wurde einer von ihnen wieder gesehen. Von Piccinino's Stamm blieb nur der Sohn Johann Jakob übrig, den Drusiana einige Monate nach der Ermordung ihres Gemahls gebar. Mit Piccinino erlosch auch die Schule Braccio's; König Ferdinand zerstreute und verfolgte die Schaaren, seine Hand war stets gegen sie, das Uebrige thaten der Friede und der spätere Zug der Franzosen.

Franz Sforza wurde durch die Treulosigkeit Ferdinand's so erbittert, daß er seine Einwilligung in die Vermählung seiner Tochter zurücknehmen wollte. Der Papst stellte ihm aber vor, Piccinino sei einmal nicht wieder lebendig zu machen, er möge daher wegen eines Todten den

Frieden Italiens nicht auf das Spiel setzen. Ippolita wurde die Gemahlin des Herzogs von Calabrien, und in der That würde Sforza seiner ganzen Politik untreu geworden sein, wenn er es zu einem Bruch mit Neapel hätte kommen lassen wollen. Er gab das seltene Beispiel eines Fürsten, der, mit Gewalt der Waffen auf den Thron gehoben, nicht im Kriegsruhm, sondern in einer weisen Friedenspolitik seine Ehre suchte. Durch ihn erhielt die Lombardei nach langen Stürmen Ruhe und eine feste Ordnung; durch ihn, der vor und seit seiner Thronbesteigung der Mittelpunkt der italienischen Politik war, kam eine Einigung Italiens zu einem die Hauptstaaten umschließenden Bunde zu Stande. Nachdem die einzelnen Theile der Halbinsel jeder den staatlichen Schwerpunkt gefunden hatten, der den geographischen Verhältnissen und den Stammesverschiedenheiten am angemessensten war, nachdem Venedig und Mailand im nördlichen Italien, Florenz in Toscana, der Kirchenstaat in der Mitte, Neapel im Süden ziemlich geschlossene Staatengruppen gebildet hatten, kam es darauf an, diesen geordneten Zustand zu einem dauernden zu machen, und der Zeit und den Umständen die Ausgleichung der noch vorhandenen Unebenheiten zu überlassen. Mailand war in dieser Politik des Statusquo am schlechtesten gestellt, da die Venetianer wichtige Bestandtheile seines Gebiets innehatten; um so mehr macht es Sforza Ehre, daß er diese Politik aufstellte und aufs strengste befolgte. Allerdings war es nicht blos Vaterlandsliebe, die ihn leitete, sondern auch eine selbstsüchtige Berechnung. Je ruhiger Italien blieb, um so leichter gewöhnten sich seine Mitstände daran, ihn als ein nothwendiges Glied des italienischen Staatensystems zu betrachten.

Der höchste Zweck, den Sforza im Auge hatte, blieb immer der, die Franzosen von Italien fernzuhalten. Als er noch einmal das Schwert zog, war es, um die Franzosen aus Genua zu vertreiben, wo sie sich seit 1458, von den verrätherischen Campofregosi gegen die Adorni zu Hilfe gerufen, wieder festgesetzt hatten. 1464 fanden seine Truppen Einlaß in die Stadt; Genua, Corsica huldigten ihm als ihrem Herzog. Hatten ihn die Kämpfe um Genua, von denen hier blos das Resultat angegeben wurde, mit Karl VII. in Feindschaft verwickelt, so wurde er dagegen der Freund und Verbündete von dessen Nachfolger und Sohn Ludwig XI. Sein Sohn Galeazzo Maria verheirathete

sich mit Bona von Savoyen, der Base des Königs; derselbe Galeazzo führte Ludwig XI., in dessen Kriegen mit den französischen Vasallen, mailändische Hilfsvölker zu. Das französische Bündniß war ihm deshalb so werthvoll, weil es Italien auf der bedrohtesten Seite sicherzustellen schien; in seinen letzten Tagen hatte er die Beruhigung, daß kein Zündstoff zu einem großen Kriege mehr vorhanden sei. Sein Tod erfolgte wenige Monate nach der Ermordung Piccinino's, am 8. März 1456; die Krankheit, die seine Auflösung herbeigeführt, war die Wassersucht. Er war fünfundsechzig Jahre und einige Monate alt, als er starb.

Die Mailänder hatten in ihm einen freisinnigen, humanen Fürsten, der auf die Liebe seines Volkes die Rücksicht nahm, die einem Fürsten aus neuem Stamm durch sein Interesse vorgeschrieben ist. Die Leiden und Bedürfnisse der untern Classen beschäftigten ihn vorzugsweise; es ist kein Beispiel bekannt, daß er einen Schwachen ungerechterweise seine Macht hätte fühlen lassen. Stellte er die Verwaltung ganz auf den Fuß wieder her, wie Philipp Maria sie eingerichtet hatte, so übte er doch ein viel milderes Regiment. Freigebig fast bis zur Verschwendung — wenn Philipp Maria ihn ärgern wollte, lobte er seine Sparsamkeit — hatte er nicht blos für seine Freuden und Feste, für seinen Hof und seine Freunde, sondern auch für den Staat und die Kirche, für die Wissenschaften und Künste eine offene Hand. Die Wissenschaften ehrte er in hohem Grade; die gebildetsten Fürsten des Zeitalters waren seine Freunde; die mailändischen Gelehrten hatten sein freundliches Wohlwollen zu rühmen; viele von den aus Konstantinopel vertriebenen Griechen fanden bei ihm eine gastfreie Aufnahme. Zu den schönsten Monumenten, die Mailand ihm verdankt, gehören der Canal der Martesana zwischen Trezzo und Mailand und das große Hospital, dessen Bau Franz Averlino (Filarete) leitete. Seine Zeitgenossen rühmten ihn als großmüthig und gerecht; wir nach den strengeren Anforderungen unserer Zeit an die Moral öffentlicher Charaktere, urtheilen, daß er sich von einzelnen Flecken nicht rein erhielt. Wollten wir ihn aber deshalb verdammen, daß er sich einzelne Grausamkeiten und Hinterlisten zu Schulden kommen ließ, so würden wir den Tadel, den sein ganzes Zeitalter verdient, auf sein Haupt allein häufen. Er ragte auch in dieser Beziehung über die Andern hervor; so hoch konnte er sich nicht stellen,

daß nicht der Schlamm, von dem die Zeit überfloß, ihn hie und da bespritzt hätte. Will man zu einem geschichtlich wahren Urtheil gelangen, so muß man mit dem relativen Maßstab messen, und diesen verträgt Franz Sforza sehr gut.

Sforza war fest, beständig, von schärfster Ueberlegung; ein Gedanke, der in seinem männlichen Geiste einmal Aufnahme gefunden hatte, wirkte fort bis zu seiner Vollendung. Mit männlicher Schönheit und einem harmonischen Gliederbau begabt, war er der beste Reiter, Ringer und Fechter. Er schlief wenig, war bei Tisch mäßig und kargte mit seinen Worten. Aus zweiundzwanzig Schlachten kehrte er mit dem Siegerkranze zurück; in der Belagerungskunst suchte er seines Gleichen; die Aufmerksamkeit, die er dem Fußvolk schenkte, gehört zu den Veranlassungen, die im Laufe der Zeit eine völlige Umwälzung im Kriegswesen herbeiführten. Wenn mit Jakob Piccinino die bracceschische Schule aufhört, so verliert mit Franz Sforza die sforzeschische ihre eigentliche Bedeutung. Aber mit allen seinen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren gelang es ihm doch nicht, eine dauernde und glückliche Dynastie zu begründen. „Seine Krone gelangte nicht bis zum sechsten Nachfolger, und die fünf Successionen, in denen sie sich vererbte, waren von eben so vielen tragischen Ereignissen in seinem Hause begleitet. Sein Sohn Galeazzo wurde in Folge seiner Verbrechen und seiner Schamlosigkeit von Edelleuten ermordet, die sich gegen ihn verschworen hatten. Er fiel in Gegenwart seines Volks, vor dem Altar, mitten in einer heiligen Feier, und die ganze Stadt wurde durch die Ermordung der Verschworenen mit Blut befleckt. Johann Galeazzo, der ihm folgte, starb durch Gift, das ihm Ludwig der Mohr reichen ließ, und wurde so das Opfer eines Verbrechens seines Oheims. Dieser seinerseits, von den Franzosen fortgeführt, wurde in der Gefangenschaft durch Kummer getödtet. Das Schicksal eines seiner Söhne war dem seinigen ähnlich; der andere, nachdem er lange in der Verbannung und im Elend gelitten, bestieg als kinderloser Greis einen erschütterten Thron, und sah zugleich sein Haus und sein Reich erlöschen. So war der Lohn für den Verrath beschaffen, durch den Mailand seine Freiheit einbüßte.“ (Joseph Rigamonti, Geschichte der Stadt Mailand.)

Dreizehntes Kapitel.

Colleoni stirbt mit Hinterlassung unermeßlicher Reichthümer. — Trivulzio der Große, Robert Sanseverino. — Der Aufstand der Barone in Neapel. — Zustand des Heerwesens in Italien vor dem Zuge Karl's VIII. — Die Kriegsordnung von Faenza. — Die Reiterei und das Fußvolk. — Das schwere Geschütz: Bombarden, Karthaunen, Feldschlangen. — Uebergang aus der alten Befestigungskunst in die neuere, Ursprung der Ravelins, Feldschanzen und Bastionen. — Das Heerwesen bei den Franzosen, Deutschen, Schweizern und Spaniern. — Politischer Zustand Italiens vor dem französischen Einfall.

Nach dem Tode Piccinino's und Franz Sforza's gab es in Italien keinen berühmteren Feldherrn, als Bartholomäus Colleoni. Er lebte auf seinem Schloß Malpaga in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit, ausgesöhnt mit den Venetianern, des Augenblicks harrend, der ihn wieder zu kriegerischer Thätigkeit berufe. Diesen Augenblick führten ein Jahr nach Sforza's Tode Florentiner herbei, die, von den Mediceern verbannt, dem Senat von Venedig so vielversprechende Schilderungen von dem Umschwunge machten, den sie, falls ihnen nur eine geringe Unterstützung zu Theil werde, in Toscana bewirken könnten, daß der Plan reifte, Colleoni angeblich seines Dienstes zu entlassen, ihn aber insgeheim mit Gelde zu versehen, damit er für die florentinischen Verbannten ein Heer anwerben könne. Sein Name war die beste Werbetrommel; 8000 Reiter und 6000 Mann zu Fuß waren bald zusammen; aber auch die Florentiner waren nicht müßig gewesen, und ihr Heer, das sich bei Molinella am 25. Juli 1467 zur Schlacht stellte, war etwa ebenso stark, als das venetianische. Lange und mit blutigem Erfolge wurde gestritten; Colleoni führte Doppelhaken mit sich, welche Kugeln, größer wie Pflaumen, schossen; vielleicht deshalb gaben die Florentiner kein Quartier. Als die Nacht einbrach, wurden Fackeln und Reisigbündel angezündet, und man stritt weiter, bis die gegenseitige Ermüdung Einhalt gebot. Nun verwandelte sich die Scene wie mit einem Zauberschlage; die Heere traten in freundschaftlichen Verkehr; die bekanntesten

Obersten und Hauptleute suchten sich auf, Einer wünschte dem Andern mit kräftigem Handschlag Glück, so tapfer gefochten zu haben. Der Krieg endete durch die Dazwischenkunft des Papstes; der Gedanke eines neuen Kreuzzugs war noch nicht erstorben, und namentlich Paul II. interessirte sich sehr lebhaft dafür. Man war wirklich schon so weit einig, daß ein allgemeines Bündniß der italienischen Staaten zum Beschluß erhoben worden war; als nun aber der Befehlshaber ernannt werden sollte und Colleoni die Aussicht auf die meisten Stimmen erhielt, zerschlug sich die ganze Sache an dem Bedenken, daß die Venetianer dadurch in Vortheil kommen möchten. Colleoni kehrte in sein Asyl Malpaga zurück, wo seine Ruhe durch keinen Krieg mehr gestört wurde. Ludwig XI. von Frankreich und Karl der Kühne bewarben sich um seine Mitwirkung in ihren Kriegen; der Letzte wollte ihm sogar die Führung des Namens Burgund erlauben; aber Colleoni hatte Verpflichtungen gegen Venedig, und war überhaupt nicht der Sinnesart, den unantastbaren Ruhm und die sicheren Vortheile, deren er in Italien genoß, gegen die ungewissen Wechselfälle aufzugeben, die im Auslande seiner harren konnten. Seine Einsamkeit in Malpaga hatte überdies ihre Genüsse: fremde Fürsten suchten ihn dort auf; Dichter und Künstler, Gelehrte, Astrologen waren tägliche Gäste; friedliche Feste wechselten mit Turnieren und Scheingefechten. Man machte ihm ungezügelte Habsucht zum Vorwurf — noch nach seinem Tode hingen die Venetianer seiner Reiterstatue einen großen Sack um und gaben ihm einen Besen in die Hand, als Sinnbild seiner Thätigkeit im Zusammenkehren; — aber das mußten die Zeitgenossen zugestehen, daß er den freigebigsten Gebrauch von seinen Reichthümern mache. Er erbaute eine stattliche Kirche und zwei Klöster, stiftete ein frommes Haus mit 3000 Ducaten Einkünften, aus dem arme Mädchen verheirathet werden sollten, beschenkte mehrere Kapellen mit seltenen Marmorn und Gemälden, bestimmte einen großen Theil seiner Besitzung Rumano für öffentliche Zwecke, begabte die Stadt Bergamo mit den Schwefelbädern von Trescore und dem Mühlgraben, und theilte kleinere Summen oder Werthe zu Hunderten aus. Als er am 3. November 1475 starb, erregten

seine Reichthümer, die durch seinen letzten Willen bekannt wurden, allgemeines Erstaunen. Zwei Drittheile seines Vermögens erhielten seine drei Töchter; das letzte Drittheil, das sich vielfältig vertheilte, bildete noch eine sehr namhafte Summe. Viertausend Ducaten erhielten zwei natürliche Töchter, die er als solche nicht recht anerkannte, seine kleineren Güter einige Nebenverwandte, 14,000 Ducaten mehrere Klöster, die Jahresernte die Armen seiner Besitzungen, alles Hausgeräth seine Diener, seine Meier und Arbeiter den Erlaß ihrer Schulden, die Republik Venedig 216,000 Ducaten, außerdem noch 70,000 Ducaten in Werthpapieren und 10,000 Ducaten, um arme Mädchen auszustatten, und dem Erblasser eine Reiterstatue zu errichten. Diese Statue, von Andreas von Verrochio gemeißelt, steht noch heutigen Tages auf dem Platze der Apostel Johannes und Paulus in Venedig. Ein so günstiges Andenken Colleoni mit seinem Testament hinterlassen hat, so haben die Zeitgenossen doch nicht vergessen, zu erzählen, daß der Mann mit dem starken und geschmeidigen Gliederbau, mit den feurigen schwarzen Augen die Frauen mehr als recht liebte. Bei seinen Lebzeiten wurde ihm diese Vorliebe, deren sich unter andern die neapolitanische Johanna erfreute, oft zum Vorwurf gemacht; auch Galeazzo Maria Sforza that dies einmal, allein mit dem schlechtesten Erfolge; denn Colleoni erwiderte den Tadel des mailändischen Herzogs mit den Worten: „Noch viel mehr nimmt mich Wunder, wie er in so jungen Jahren schon einen solchen Haß gegen die Frauen habe fassen können, daß er nicht einmal seine eigene Mutter am Leben gelassen hat.“

In die letzte Lebenszeit Colleoni's fallen die ersten Thaten eines Mannes, den spätere Zeitgenossen als Marschall von Frankreich und mit dem Beinamen: „der Große“ kannten. Johann Jakob Trivulzio wurde gegen das Jahr 1441, aus edlem Stamm entsprossen, geboren und in den ersten Kenntnissen zusammen mit Galeazzo Maria Sforza unterrichtet. Die letzten Kriege in der Lombardei und die Großthaten Franz Sforza's waren seine erste Kriegsschule. Fünfundzwanzig Jahre alt, ging er mit vielen Genossen nach Frankreich, um Ludwig XI. in dem Kriege zu unterstützen, den mehr als fünfhundert Große, der sogenannte Verein für das Gemeinwohl, gegen ihren König führten. Die

Tapferkeit der Italiener wurde bezweifelt; häufig kamen Herausforderungen französischer Ritter in das Lager; einmal, kurz vor einer Schlacht, ritten zwei riesenhafte Franzosen vor die Linie und fragten höhnisch, wer sich mit ihnen messen wolle. Zwei Italiener, welche vorsprengten, wurden im Nu von den Pferden gerannt; da ritt Trivulzio ganz allein in die Kampfbahn, griff einen der Feinde nach dem andern an, streckte Beide in den Sand und kehrte mit doppelter Beute zurück. Bei seiner Rückkehr nach Mailand verleideten ihm die Grausamkeiten und Ausschweifungen Galeazzo Maria's den Aufenthalt so sehr, daß er mit einigen Freunden eine Pilgerreise nach Jerusalem machte. Wie er zurückkehrte, hörte er von einem Angriffe des Herzogs auf St. Germano, und eilte sogleich zum Heere. Er kam in dem Augenblicke an, als die Soldaten mit Sturmleitern sich zu den Mauern drängten. Es ging ihm zu langsam damit; er schrie in das Getümmel, daß tapfere Soldaten schon auf der Mauer sein würden, und wurde nun aufgefordert, zu zeigen, wie das zu machen sei. Die Soldaten machten ihm Platz, er sprang in den Graben hinab, legte eine Leiter an, und war schnell wie eine Katze in der halben Höhe. Ein von oben herabgeworfener Balken nahm ihn mit sich in den Graben hinab; im nächsten Augenblicke stand er wieder auf den Füßen, auf der Leiter, und kam dieses Mal oben an. Hier wurde er verwundet, abermals hinabgeschleudert, und mußte für todt fortgetragen werden. Als Lohn wurde ihm zunächst eine Hauptmannsstelle in der Reiterei zu Theil; von diesem Piedestal stieg er höher, wurde Senator, Mitglied des Geheimraths und Befehlshaber der Besatzungen in den Grenzschlössern.

Galeazzo Maria, der Sohn und Nachfolger Franz Sforza's, ein Fürst, der durch wüste Leidenschaften und studirte Grausamkeiten daran erinnerte, daß das Blut der Visconti in seinen Adern floß, wurde von drei Verschworenen in der Stephanskirche ermordet. (26. December 1476.) Sein Sohn, Johann Galeazzo, war erst acht Jahre alt; für ihn regierte seine Mutter Bona, womit die fünf Brüder des ermordeten Herzogs unzufrieden waren. In den langen Unruhen, die ihr Ehrgeiz erregte, verlor Mailand, durch die Einmischung der anderen Staaten,

Genua; in dem innern Streite trug zuletzt Ludwig der Mohr*) den Sieg davon, und Bona mußte in die Verbannung gehen. Unter Ludwig dem Mohr, der als Regent schon wie ein Selbstherrscher sich benahm, kam es wegen Ferrara's zu einem Kriege, an dem ganz Italien Antheil nahm, der aber mit einem neuen italienischen Bunde schloß. (7. August 1484.) Man ernannte selbst einen gemeinschaftlichen Oberfeldherrn, dem man 120,000 Ducaten jährlich gab. Der Papst steuerte dazu 10,000, König Ferdinand von Neapel 10,000, die Signoria von Venedig 50,000, der Herzog von Mailand 40,000, Florenz 10,000 Ducaten.

Robert Sanseverino, der die Oberbefehlshaberstelle erhielt, war der Sohn eines mächtigen neapolitanischen Barons, und hatte wegen Theilnahme an einer Verschwörung sein Vaterland verlassen müssen. Auf ihn setzten die unzufriedenen Barone des Königreichs ihre Hoffnung; die Venetianer versprachen insgeheim Unterstützung; der Papst Innocenz VIII., dem Ferdinand den versprochenen Lehnszins versagt hatte, ließ sich offener auf diese Ränke ein. Ein Aufstand der Stadt Aquila (October 1485) gab das Zeichen, daß die Barone ihre Lehnsleute bewaffneten. Ehe es zum Schlagen kam, stellten sie verschiedene Forderungen an den König: daß er sie der Verpflichtung enthebe, persönlich auf den Parlamenten zu erscheinen, wohin er so viele ihrer Großen gelockt habe, um sie verhaften und tödten zu lassen; daß er ihren Vasallen keine außerordentlichen Auflagen aufbürde, noch weniger, ohne dringende und von Staatsrücksichten gebotene Ursache, Bewaffnete in ihre eigenen Schlösser lege; daß sie das Recht zurückerhielten, zur Vertheidigung ihrer Besitzungen Leute anzuwerben; endlich, daß ihnen einmal für alle-

---

*) Der italienische Beiname Ludwig's „il Moro" läßt sich sowohl mit Mohr als mit Maulbeerbaum übersetzen. Die Schriftsteller, welche die letztere Bedeutung annehmen, haben zwei Erklärungen dafür: nach einigen soll der Name von einem Muttermaal kommen, das einer Maulbeere ähnlich gewesen sei, nach andern von einem Ausspruch Ludwig's, er sei wie der Maulbeerbaum, der spät grün werde, dann aber rasch seine Blätter hervortreibe.

mal gestattet werde, andern Fürsten zu dienen, die mit Neapel nicht im Kriege begriffen seien. Ferdinand bewilligte diese Forderungen und mehr; während aber unterhandelt wurde, zog er mehrere der mächtigsten Barone auf seine Seite und erregte Zwietracht unter den andern. Sanseverino mit seinem kleinen Heer von 2000 Reitern und 2000 Mann zu Fuß konnte die halbverlorene Sache nicht wiederherstellen. Aus dem Königreiche vertrieben, im Kirchenstaate in zwei Gefechten geschlagen, fiel er der päpstlichen Partei durch seine Plünderungen mehr zur Last, als den Feinden. Innocenz VIII. entließ ihn zuletzt, da er den Verdacht hegte, daß Sanseverino von den Neapolitanern gewonnen sei. Diese verfolgten ihn so scharf, daß er kein Rettungsmittel fand, als sein ganzes Heer aufzulösen und den einzelnen Soldaten zu überlassen, wie sie sich den Feinden entziehen könnten. Er selbst entkam nach Venedig; schon 1487 fiel er in einem Kriege, den die Republik gegen Sigismund von Oesterreich führte, an den Ufern der Etsch, in der Nähe von Trient, unter den Schwertern der deutschen Landsknechte.

Mit Ausnahme der kleinen Kriege, die in dem Vorhergehenden flüchtig berührt wurden, herrschte in Italien von dem Frieden von Lodi bis zu dem Zuge Karl's VIII. Waffenstillstand. Dieser vierzigjährige Zeitraum konnte nicht ohne tiefe Einwirkung auf das Söldnerwesen bleiben. Schon das war für dieses nachtheilig, daß in dieser Zeit die berühmtesten Feldherren starben: Franz Sforza, Jakob und Franz Piccinino, Bartholomäus Colleoni, Guido Torelli, Tibert Brandolini, Robert und Sigismund Malatesta, Alexander Sforza, Friedrich von Montefeltro, Robert Sanseverino, Karl Gonzaga, Wilhelm von Montferrat, Gibert von Correggio. Mit ihnen verschwand jenes Geschlecht von Bandenführern, das aus dem Kriege seine Kraft schöpfte, mit Ausnahme einiger wenigen, die durch größeren Landbesitz befähigt wurden, im Frieden einen Stamm von Soldaten zu erhalten. Die Banden wurden nun klein; hundert, hundertfunfzig Reisige bildeten schon einen ganz stattlichen Haufen, während man ein Jahrhundert früher nach Tausenden gezählt hatte. Auf der andern Seite wurde es den Fürsten leichter, ihre Söldner einzeln anzuwerben (lancie spezzate e provvigionati) und ihnen selbstgewählte Anführer zu geben, auch eine strengere Zucht

zu handhaben. Daß der Trotz der Söldner schon bedeutend gebrochen war, ersehen wir aus der Heerordnung, welche Hektor III. Manfredi, Herr von Faenza, im Januar 1492 veröffentlichte.*) Es ist den Söldnern untersagt, die Ausbezahlung des ganzen Soldes, oder doppelten Sold, oder Entschädigung für gefallene oder verlorene Pferde zu fordern; die Strafen sind strenger und treffen die Person; Niemand darf die Stadt verlassen, ohne Urlaub zu erbitten und Bürgschaft für seine Rückkehr zu stellen; wer über die Zeit ausbleibt, verliert seinen Sold. In denselben Gesetzen wird Jedem die strengste Strafe gedroht, wer einem Complot beitritt, oder eine Rottirung veranlaßt; den Tod erleidet, wer Andere zum Ausreißen verführt. Läuft die Vertragszeit ab, so hat Jedermann solange in der Stadt zu bleiben, bis der öffentliche Ausruf erfolgt ist; von dem zurückgehaltenen Theil des Soldes werden die Gläubiger befriedigt; die Soldaten schwören darauf, nicht gegen den Fürsten dienen zu wollen, und können in Gottes Namen gehen. Entfernt sich Einer früher, so wird er verbannt und als Verräther ausgerufen; sein Bürge muß dem Staatsschatz den Sold zurückzahlen, den der Soldat bezogen hat.

Die Anwerbung erfolgte in Faenza wie in dem übrigen Italien. Die Reiter wurden nach Lanzen angeworben, und jede Lanze bestand aus drei Personen, einem Corporal, einem Reiter und einem Knecht. Die Fußsoldaten nahm man nach Rotten an, die, außer dem Führer, aus zwei Corporalen, zwei Gefreiten, zehn Armbrustschützen und neun Soldaten bestanden, wozu noch ein todter Haufen zu rechnen ist, worunter man die Diener des Anführers und andere Nichtstreiter verstand, für die aber dem erstern Sold bezahlt wurde, so als ob diese Leute wirklich in Reihe und Glied ständen. Jeder Soldat verpflichtete sich auf acht Monate, auf die vier ersten fest, worauf der Vertrag, wenn nicht gekündigt wurde, noch ebensolange fortdauerte. Der Sold einer Lanze betrug zwölf Goldgulden monatlich — nach unserem Gelde nicht ganz 42 Thaler — für eine Lanze, für einen Fußsoldaten drei Goldgulden,

---

*) Ercole Ricotti, III., 224. Die Seitenzahl ist die der zweiten Ausgabe.

es fanden aber Abzüge statt. In bürgerlichen Streitsachen wie in Criminalfällen entschieden besondere, vom Fürsten ernannte Richter, in jeder Stadt, wo Besatzung lag, war eine Schreibstube, in der genaue Listen über die einzelnen Soldaten, für Diener und Pferde geführt und die Anweisungen auf den Monatssold ausgestellt wurden. Die vornehmeren Anführer, die eigene Besitzungen und Schlösser hatten, erhielten freilich ganz andere Bedingungen: die volle Gerichtsbarkeit über ihre Leute, Wartegeld im Frieden, sehr hohen Sold im Kriege, die freie Verfügung über ihre Kriegsgefangenen, außer wenn diese Fürsten oder Oberfeldherren waren. Man enthob sie gewöhnlich der Verpflichtung, ihr Heer zur Musterung zu stellen; bei der Soldzahlung wurde ihnen das Jahr zu zehn Monaten berechnet und der Staat, der sie bezahlte, übernahm zugleich das Amt, ihre Besitzungen zu beschützen. Solche Feldherren waren mehr Verbündete, als bezahlte Bandenführer.

Bis zu dem Zuge Karl's VIII. war der Einfluß der Feuerwaffen in Italien nur ein geringer. Der Soldat legte noch immer das größte Gewicht auf seine Schutzwaffen, die mit jedem Jahre schwerer wurden. Der mit Eisen beladene Soldat bedurfte, da sein Thier ebenfalls geharnischt und mit doppelten Lederdecken bekleidet war, eines starken großen Pferdes, das in Folge dieser Eigenschaften plump und schwer zu nähren war. Man blieb daher nicht lange im Felde; im Winter ruhten mit seltenen Ausnahmen die Waffen ganz; die Thore der Festungen standen dann offen und zwischen Stadt und Land herrschte ein lebhafter Verkehr. Diese schwerfälligen Reiter theilten sich in Geschwader von hundert Reisigen und vierzig Armbrustschützen, welche letzteren, da sie nicht für das nahe Gefecht bestimmt waren, eine etwas leichtere Rüstung trugen. Dazu kam noch eine Reserve, deren Soldaten, wenn eine Lücke entstand, einrückten. Die offenbaren Mängel dieser Reiterei verschafften einer Truppe Eingang, die aus Griechenland stammte, und die man mit dem Namen: Stradioten, Albanesen, Hütchen, bezeichnete. Die Venetianer, die sie in Morea kennen lernten, waren die ersten, welche sie in Italien einführten. Die Stradioten ritten auf flüchtigen Pferden; ihre Schutzwaffen waren ein flacher Helm, ein Schild und eine gesteppte Jacke, kurz und ohne Aermel. Gegen den Feind brauchten

sie eine zehn bis zwölf Fuß lange Lanze, ein breites Schwert und einen Streitkolben. Ein an eine Lanze befestigtes kleines Banner gab ihnen die Signale; sie waren unermüdet, eine Art mittelalterlicher Kosacken, sowohl in der Raschheit der Ueberfälle, als der unersättlichen Raublust ihren modernen Nachfolgern vergleichbar. Im venetianischen Dienst zeichneten sie sich durch ihre Treue aus, aber auch durch ihre Mordlust, die von der Republik, die für jeden feindlichen Kopf einen Speciesthaler bezahlte, noch erhöht wurde. Man sagte den Stradioten nach, daß sie in ihrer Geldgier häufig Freunde und Feinde verwechselten und Köpfe abschnitten, wo sie sie fänden.

Das Fußvolk war, trotz einzelner Versuche, diese Waffe emporzubringen, noch schlechter beschaffen. „Von Soldaten zu Fuß," erzählt Nardi im Leben Antonio Giacomini's, „gab es in einem großen Heere wenig, und diese wurden noch selten gebraucht. Sie trugen wenig Schutzwaffen, und zum Angriff hatten sie sehr lange und schwache Spieße, mit denen sie wohl in die Ferne treffen, aber andringende Reiterei nicht abhalten konnten. Aus diesem Grunde mischten sie sich nicht viel in die Gefechte, außer wenn sie ihren Vortheil absahen, oder wenn es ein schwieriger, bergiger Platz war. Die so beschaffenen Lanzen waren noch viel weniger werth, als die Sarissen der Macedonier, weil die Italiener keine Kenntniß von der „Phalanx" genannten Schlachtordnung hatten, welche die Ultramontanen und namentlich die Schweizer mit ihren Piken später in Italien aufbrachten. Außer den Lanzen hatten die Unsrigen runde Schilder und gewisse kleine Partisanen zum Werfen, die sie gegen einander schleuderten, aufrafften und wieder fliegen ließen. Die gefährlichsten und tödtlichsten Waffen, von denen sie Gebrauch machten, waren Armbrüste: diese wurden aber von Leuten geführt, die bei den anderen Soldaten in keiner Achtung standen. Banner oder Fahnen hatten die Compagnien nicht, und wenn Appell oder Musterung gehalten wurde, liefen sie in einem halben Trabe und riefen immerfort den Namen des Fürsten, dem sie dienten, und wenn sie so nach dem Klange einer Trommel und einer Pickelflöte tanzten, hätte man sie eher für Possenreißer halten können, als für Soldaten, die Zucht und Ordnung hielten. Solche Soldaten haben die Aeltesten von uns noch in dem Kriege von

Sarzana (1487) gesehen, welcher der letzte war, den wir vor der Empörung von Pisa führten, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn die Italiener anfänglich die Probe gegen die Ultramontanen so schlecht bestanden. Die Bevollmächtigten, die immer beim Heere waren, um den Anführern Rath und Befehle zu ertheilen, mochten kluge, mit den besten Eigenschaften begabte Männer sein, Achtung und Ansehn hatten sie bei den Soldaten doch nicht, da sie nichts vom Kriege verstanden, und fanden mehr Spott und Hohn, als Gehorsam und Furcht. Und so war der Zustand nicht blos in unserer Vaterstadt (Florenz) und in Toscana, sondern allgemein in ganz Italien, sodaß die Völker und Städte, die nach Frieden strebten, ebenso die Fürsten und Herren, die nicht persönlich die Waffen führten, sondern müßig waren und mit Hilfe von Miethsoldaten ihre Staaten in Ordnung hielten, durch ihre eigenen Kriegsleute nicht geringeren Schaden erlitten, wie durch ihre offenbaren Feinde."

Von dem Gebrauch der Handfeuerwaffen ist bereits die Rede gewesen. Die Büchsen waren plump, schwer zu handhaben; zum Laden brauchte der Mann eine Viertelstunde, und es fehlte das Bajonnet. Mehrere Schriftsteller der damaligen Zeit erklären, daß die Armbrust vor der Büchse den Vorzug verdiene. Bei den Belagerungen gingen die antike und die neuere Kriegskunst mit einander; man hatte Geschütze, aber man hatte auch Wurfmaschinen und Thürme, die sich auf Rädern bewegten. In den Schanzen befanden sich schwere und leichte Geschütze, die ersten um Bresche zu schießen, die zweiten um die Vertheidiger fernzuhalten, während wieder geladen wurde. Das Ziel nahm man mit Hilfe von zwei Wasserwagen, die an den beiden Endpunkten des Vorderstücks der Bombarde angelegt wurden, das man mit Hilfe von Keilen und Pflöcken aus seinem Lager hob oder senkte. Wollte man mehrere Stücke in gleichem Winkel richten, so legte man auf eine mit dem Rohr parallel stehende Lanze einen in Grade getheilten Quadranten; der Perpendikel bezeichnete auf diesem den Elevationswinkel. Bei Bombarden von einer außerordentlichen Größe ermittelte man den Zielpunkt häufig durch kleinere Geschütze, die daneben aufgestellt wurden. Der zur Aufnahme der Ladung bestimmte hintere Theil der Bombarde (coda) bestand aus einem Stück, der vordere (tromba) aus mehreren, die mit

Schrauben an einander gehalten wurden. Bewegte man schweres Geschütz nach einem andern Orte, so schraubte man diese Stücke ab. Es gab Bombarden von sechs und sieben Armlängen; die Schwere der Kugel stieg von 50 auf 1000 und 1200 Pfund; einzelne Geschütze wurden von funfzig Paar Ochsen gezogen. Jedes Stück wurde mit seinem eigenen Namen bezeichnet, nach einem Feldherrn oder Fürsten, nach einem Heiligen, nach einem Lande u. s. w. Die Ausschmückung war so reich als möglich; es kam auch vor, daß man dem Geschütz, zum größten Nachtheil seiner Festigkeit, die Form eines Löwen oder einer Schlange gab.

Beim Laden schraubte man den hintern Theil des Geschützes ab, gab ihm eine senkrechte Stellung und schüttete den erforderlichen Theil Pulver hinein. Dieses sicherte man in der Kammer durch den Pfropfen, ein Stück weichen Holzes von der Gestalt einer runden Scheibe oder eines abgeschnittenen Kegels, der vorsichtig auf das Pulver gedrückt wurde. Auf den Pfropfen kamen Kugeln von Eisen oder Blei, von Bronze oder Zinn, auch wohl Bleikugeln mit Eisenwürfeln vermischt, oder endlich und zwar gewöhnlich eine schwere Steinkugel. Die leeren Räume, welche in Folge des schlechten Baues des Stücks und der Rauhheit der Kugeln entstanden, füllte man damit, daß man die letzteren mit Leder, gewichster Leinwand oder Werg bekleidete. Losgebrannt wurden die schweren Geschütze nicht mit Lunten, deren man sich blos bei kleineren Stücken bediente, sondern mit einem glühenden Eisen, dem man die Form eines Hakens gab. War der Schuß abgefeuert und die Bombarde nicht geplatzt, was in Folge des fehlerhaften Baues der Geschütze und der Unerfahrenheit der Feuerwerker sehr häufig geschah, so schraubte man sie wieder auseinander und besprengte sie mit Essig, worauf abermals das Laden und Richten begann, womit häufig Stunden vergingen. Aus einem Bericht Marin Sanuto's geht hervor, daß die Mailänder auf eine Bombarde fünf Kugeln und 168 Pfund Pulver rechneten; wie selten mußten mithin diese Ungethüme zum Schuß kommen!

Die Bombarde war aber nicht das einzige Geschütz, von dem man Gebrauch machte. Man hatte für Bogenschüsse den Mörser; man hatte Funfzigpfünder; man hatte Geschütze ausschließlich für Steine; man

hatte halbe Karthaunen; man hatte als kleineres Geschütz Blasrohre und Doppelhaken, Gabel- und Wallbüchsen; man hatte endlich den Basilisk, eine ungeheuere Feldschlange, aus der man Kugeln von 100 — 200 Pfund Gewicht schoß. Bei jeder Belagerung suchten sich die Feuerwerker durch neue Erfindungen hervorzuthun. Man lud die Geschütze mit Bündeln von Pfeilen, mit einer Art griechischen Feuers, mit Säcken voll Steinen oder Nägeln; man nivellirte die Bettungen; man erfand neue Schutzdächer, die durch einen sinnreichen Mechanismus niedergelassen und aufgerichtet werden konnten; man baute Schanzkörbe und stellte Erdsäcke auf. Der Ricochettschuß wurde bekannt; die aus brennbaren Stoffen bestehenden Kugeln wurden die Vorläufer der Bomben; Johann Mariano, Paul Santini, Franz Giorgio und Leonardo da Vinci lehrten die Kunst, Minengänge zu führen.

Wie der Angriff, so entfernte sich auch die Vertheidigung immer mehr von den alten Regeln. Die hohe, mit Zinnen versehene Hauptmauer, die von keinem Erdwall geschützt wurde, genügte nicht mehr, wenige Stückkugeln warfen sie nieder. Man fing nun an, sie nach außen hin mit einer Böschung zu versehen, nach innen mit rundförmigen Widerlagen, die mit Erde und Kies ausgefüllt wurden. Die Böschung erleichterte aber das Hinansteigen; deshalb verringerte man die Höhe und krönte sie mit einem starken Mauerkranze. Zu gleicher Zeit erhielten Zinnen und Brustwehr eine größere Stärke; man schlug vor, die ersten würfelförmig zu bilden, die Brustwehr schußfest zu machen und hinter ihr einen Absatz zu machen, auf den die Soldaten beim Schießen steigen könnten. Späterhin verschwanden die Zinnen ganz; die Schießscharten wurden breiter; der Wallgraben trat einen Theil seiner Breite an eine Böschung und einen bedeckten Weg ab. Hie und da wurde der Graben der Länge nach durch eine in der Mitte fortlaufende Erhöhung getheilt. Anderswo verstärkte man die Vertheidigung des Grabens mittelst niedriger Thürme, zu denen von der Mitte des Hauptwalls ein gewölbter, mit Mauern und Böschungen geschützter Weg führte.

Diese Veränderungen reichten indessen nicht aus, das leichte Zusammenschießen der Festungsfronte zu verhindern. Man verstärkte nun den Fuß der Hauptmauern durch einen Unterwall, der von einem

Festungsthurm zu andern reichte, und deckte die Vertheidiger desselben mit einem dreieckigen Mantel, der an der Mauerkrone angebracht war. Vor diesem Unterwall und der Hauptmauer ließen Einige ein dreieckiges Ravelin aufsteigen, mit einem schwachen Ansatz von Flankenmauern und mit einem kurzen Einschnitt, parallel der Kehle, um das Schlagen einer Brücke nach dem Felde zu erleichtern. Man verband auch wohl das Ravelin mit der Hauptmauer, um das Feuer in schiefer Richtung zu empfangen und die Wirkung der Kugeln zu schwächen, oder man erbaute es vor dem runden Hauptthurm, der den einen Mittelwall mit dem andern verband. Um der zu großen Entfernung der Hauptthürme von einander abzuhelfen, ließ man kleinere Thürme aus dem Hauptwall emporragen, oder errichtete im Innern des Platzes Erhöhungen, sogenannte Cavaliere. Die verticale Fläche der Thürme schützte man jetzt durch abwechselnd vortretende Steine, oder durch Verkleidungen mit Balken und Bohlen. Der Kern der Vertheidigung beschränkte sich jetzt auf die obere Plattform, die mit Erde ausgefüllt und mit Geschützen besetzt wurde. Im Thurme blieben die kleineren Schießscharten, aus denen man mit Handwaffen schoß. Es wurde bereits vorgeschlagen, die Thürme als Fünfecke zu bauen, womit der erste Gedanke der Bastion gegeben war; auch die Sternschanzen entstanden im ersten Keime; man sah den Vortheil doppelter bedeckter Wege und doppelter Ravelins ein; ein kühner Neuerer sprach von Gegenminen.

Die Feinde, mit denen die italienischen Söldner nun bald zu kämpfen haben sollten, waren Franzosen, Deutsche, Schweizer und Spanier. In Frankreich hatte das Unwesen der Miethtruppen aufgehört, seit Karl VII. aus den Banden, die der Dauphin Ludwig nach der Schweiz geführt und unglücklicherweise nicht alle auf dem Schlachtfelde von St. Jakob gelassen, fünfzehn Obersten ausgewählt hatte, die ihm ebenso viele Abtheilungen von Gensdarmen bilden mußten. Mit diesem stehenden Reiterheer setzte der König ein ständiges Corps von Fußsoldaten in Verbindung, die sogenannten Freischützen, die, im Ganzen 16,000 Mann stark, von den Gemeinden gestellt wurden. Die Gensdarmen behielt Ludwig XI. bei; die Freischützen löste er auf, weil sie den Gemeinden zu beschwerlich fielen, und ersetzte sie durch angewor-

bene Schweizer. Der Mann bekam vier Kronenthaler den Monat; für drei Monate wurde ihm Vorherbezahlung geleistet; starb er, so ging der Sold für die Dauer der Dienstzeit auf die Erben über. Reiterei hatten die Schweizer nicht; um so furchtbarer war ihr Fußvolk, dessen Hauptwaffe neben dem starken Schwert die achtzehn Fuß lange Lanze war. Hatten die Schweizer ihre Schlachtordnung gebildet, so ragten die Lanzen der fünf ersten Glieder vor der Front hervor, eine undurchdringliche Hecke bildend, an der jeder Angriff der Reiterei scheiterte. Die Schutzwaffen bestanden meistens nur aus einem Brustharnisch von Eisen oder Leder; Rückenpanzer und Armschienen kamen selten vor; Helme waren nicht gebräuchlich. Die sich schwerer panzerten, pflegten statt der Lanzen Hellebarden zu tragen, die drei Armlängen maßen und sich zu Hieb und Stich eigneten. Im Geschützwesen hatten die Schweizer viel Erfahrung; zwischen den Lanzenträgern standen in Zwischenräumen Büchsenschützen.

In der Bewaffnung wie in der Fechtweise waren die deutschen Landsknechte den Schweizern ganz gleich, ebenso tapfer und noch größer und stärker. Deutsche und Schweizer haßten sich auf das grimmigste; in jeder Schlacht suchten sie sich auf; Quartier wurde in ihren Kämpfen nicht gegeben. In der Sammlung der Berichte venetianischer Gesandten finden wir über die Landsknechte gesagt: „Es sind starke Menschen und starke Pferde; wie aber jeder Vorzug von einem Nachtheil begleitet zu sein pflegt, so ist es auch hier; die Pferde sind so schwer und fressen eine solche Masse Hafer, die Menschen sind so der Schwelgerei ergeben, daß ein Heer von selbst zu Grunde geht, wenn die ungeheueren Quantitäten Hafer, Wein und sonstige Getränke, woran Alles sich gewöhnt hat, ausbleiben.“ Auf das Plänkeln ließen sich die Landsknechte nicht ein; wegen ihrer Schwerfälligkeit machten sie nur kleine Märsche; bei ihren Zügen schleppten sie Weib und Kind auf Karren mit sich. Der Monatssold des Fußgängers betrug vier, der des Reiters zehn Gulden; das Geld mußte pünktlich eintreffen; hatte der Hauptmann seine Mannschaft einmal zur Musterung gestellt, so mußte für alle Leute, die in den Rollen standen, der Sold fortbezahlt werden, für die kranken und todten, gesunden und lebenden. So gefürchtet dieses Fußvolk sich machte, so geringes Lob erntete die Reiterei. Die Pferde waren zu schwer, die

Sättel zu niedrig; den Soldaten fehlten die Beinschienen; aus allen diesen Gründen zog die deutsche Reiterei gegen die französische und italienische den Kürzeren. Ueberdies führte jeder Reiter nur ein Pferd, so daß er mit einem vom Marsche abgematteten Thiere in das Gefecht kam.

In Spanien war es Sitte, beständig ein kleines Heer zu halten, und an eine bestimmte Anzahl von Edelleuten Geld zu vertheilen, wogegen diese verpflichtet waren, in Kriegszeiten sich mit eigenen Waffen zu stellen. 1509 hatte Castilien 7000 Soldaten, und 2000 Edelleute erhielten zusammen 100,000 Ducaten; doch waren beide Truppengattungen nur zum Dienst im Lande verpflichtet. Bei einem auswärtigen Kriege half man sich mit Werbungen; in jedem Orte wurde unter Trommelschlag bekanntgemacht, zu welchen Bedingungen der König Soldaten annehme. Auf dem Marsche bis zur Grenze erhielt der Soldat einen kleinen Sold; in Feindes Lande mochte er für sich selbst sorgen. Je tapferer er kämpfte, um so mehr Siege wurden erfochten, um so mehr Beute kam zur Vertheilung. Die ersten Spanier, welche nach Italien kamen, erschienen dort in einem so armseligen Aufzuge, daß man sie „arme Schelme" nannte, und in kurzer Zeit hatten sie sich stattlich herausgeputzt. Die Reiterei bestand größtentheils aus leichten Truppen, die eine leinene Mütze, einen Lederschild und eine dünne Lanze trugen. Wollten sie mit der letztern einen Stoß führen, so hoben sie sich im Sattel und stellten sich in den Steigbügeln fest. Gegen Schwerbewaffnete war diese Truppe von geringem Werth, und dasselbe galt von dem Fußvolk, wie es anfänglich mit kurzen dünnen Lanzen, kleinen Schilden und oben breiten Partisanen auftrat. Dies änderte sich aber, als Gonsalvo von Cordova Eisenhelme, Arm- und Beinschienen einführte, und seine Leute zum Gebrauch von Degen und Dolch anwies. Nun brach dieses Fußvolk in die dichten Reihen der Schweizer und Landsknechte, in die Geschwader der schweren Reiterei, und wurde bald allgemein gefürchtet.

Unmittelbar vor dem Zuge Karl's VIII. war die politische Lage Italiens folgende: Der mächtigste Staat des Nordens war Venedig, dem nach dem letzten Friedensschluß mit den Türken Griechenland und Illyrien gehorchten, das auf dem Festlande seine gegen Padua, Ferrara, Verona und Mailand gemachten Eroberungen behalten hatte, eine große

Flotte, einen beträchtlichen Reichthum besaß, bei allen Staaten im höchsten Ansehen stand. Venedig strebte in dieser Zeit nach Ausdehnung in den obern Pogegenden und an den mittelitalienischen Küsten. Mailand, dem seit dem Spätjahr 1488 Genua wieder gehorchte, war in den Händen Ludwig's des Mohrs. Die kleineren Staaten Oberitaliens und des mittleren Landes waren Siena, das Pandolf Petrucci gehorchte, Lucca, wo die Herrschaft des deutschen Kaisers Maximilian I. dem Namen nach anerkannt war, und die kleinen Fürstenthümer Ferrara und Mantua. In Florenz stützte sich die Herrschaft der Medici auf Interessen, deren kluge Berücksichtigung fortgesetzt sein wollte, wenn die Gewalt nicht entschlüpfen sollte. Lorenz von Medici war es hauptsächlich, dem Italien seine Ruhe und Einigkeit zu danken hatte; als er starb (7. April 1492), kam die Macht an den unwürdigen Peter Medici. Der Kirchenstaat war in die feindlichen Parteien der Orsini und Colonna getheilt, und es gab da noch an hundert kleine Herren, die sich um das Oberhaupt der Kirche nicht kümmerten. Ferdinand von Neapel hatte sich in der letzten Zeit sehr verhaßt gemacht; sein Sohn und Thronfolger Alfons galt für den eigentlichen Urheber der Gewaltmaßregeln, die besonders gegen den Adel getroffen worden waren, unter andern auch gegen die Familien Sanseverino und Caldora, von denen mehrere Mitglieder sich nach Frankreich geflüchtet hatten.

Daß Ludwig der Mohr die Franzosen über die Alpen rief, hatte folgende Gründe: Seinem Streben nach der Herzogskrone widerstand nicht deren unglücklicher Träger Johann Galeazzo, wohl aber dessen männliche Frau, Isabella von Aragonien, eine Enkelin Ferdinand's von Neapel. Er fürchtete, daß dieser seinen Verwandten helfen werde, und um dies zu verhüten, suchte der Mohr Bündnisse mit Venedig, Florenz und Rom. Nun verließ ihn der Mediceer, und der neue Papst Alexander VI. (Roderich de' Lenzuoli, bekannter unter dem Namen Borgia, den er von seinem Oheim, Papst Calixt III., führte), bewarb sich eifrig um die Freundschaft Ferdinand's von Neapel, weil er für einen seiner Söhne, zu denen er sich öffentlich bekannte, eine natürliche Tochter Alfonso's und ein neapolitanisches Fürstenthum als Mitgift gewinnen wollte. Ludwig der Mohr hatte für sein Herzogthum eine Lehnsurkunde

Maximilian's in der Tasche; die half ihm aber nicht gegen das drohende Bündniß Neapels, Roms und Florenz', und gegen dieses suchte er bei Frankreich Hilfe.

Die Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou waren auf Karl VIII. vererbt, einen unbedeutenden König, der aber den Kopf voll von ritterlichen Gedanken hatte und die Türken aus Europa vertreiben wollte. An diesen Gedanken knüpfte Ludwig Sforza an, indem er vorstellte, wie leicht die Eroberung der Türkei von Neapel aus sei, dessen Küste das Gestade von Albanien gegenüber liege, wie mühelos die erste Erwerbung wegen der allgemein in Neapel herrschenden Unzufriedenheit, wegen der Unterstützung, zu der er sich erbiete, sein werde. Die neapolitanischen Verbannten am französischen Hofe bestätigten Alles, was der Mohr sagte. Karl VIII. faßte Feuer und unterzeichnete den Vertrag mit Mailand, der ihm vorgelegt wurde. Ludwig Sforza zahlte 200,000 Ducaten, gestattete dem König, so viel Schiffe als er wolle in Genua auszurüsten, und öffnete den Durchzug durch sein Land. Für alle diese Dienste wurde er von Karl VIII. als Herzog von Mailand anerkannt. In dieser Zeit starb König Ferdinand von Neapel am Flußfieber. (25. Januar 1494.)

Vierzehntes Kapitel.

Karl VIII. erobert Neapel. — Schimpfliche Flucht der Neapolitaner am Garigliano. — Der König räumt das Königreich. — Schlacht am Taro. — Neuer Zug Ludwig's XII. — Ludwig der Mohr stirbt in französischer Gefangenschaft. — Cäsar Borgia unterwirft die Barone des Kirchenstaats. — Feldzug von 1501. — Cäsar Borgia, aus Italien vertrieben, stirbt in Spanien. — Gonsalvo von Cordova erobert Neapel wieder, Schlacht von Cerignola. — Kampf der Florentiner gegen Pisa. — Florenz richtet eine Volkswehr ein.

Auf einer zu Nicovaro abgehaltenen Versammlung verständigten sich die verbündeten italienischen Regierungen über die Art der Vertheidigung. Prinz Friedrich von Neapel sammelte eine Flotte von 35 Galeeren, 18 größeren und 12 kleineren Fahrzeugen; Peter von Medici

verpflichtete sich zur Vertheidigung der Pässe der Apenninen auf der toscanischen Seite; eine römisch-neapolitanische Armee nahm in der Romagna Stellung. Karl VIII. war lange unschlüssig, ob er Neapel zu Wasser oder zu Lande angreifen solle; endlich entschied er sich für den Landweg und schickte Evrard von Aubigny mit zweihundert französischen Rittern, die mit den Knechten eine Reiterei von tausend Mann ausmachten, und einigen Fähnlein Schweizern voraus. Ludwig Sforza ließ zu diesen Truppen fünfhundert Reiter und dreitausend Mann zu Fuß stoßen; mit dieser schwachen Kraft zog Aubigny an die Grenze der Romagna, wo er sich bald in eine Lage brachte, daß die Gegner ihn zur Schlacht zwingen konnten. Im italienischen Lager war die Blüthe der damaligen Heere vereinigt; der neapolitanische Kronprinz, Ferdinand von Calabrien, führte den Oberbefehl; bei ihm waren die berühmtesten Feldherren: Trivulzio der Große, der Markgraf von Pescara, Naldo und Vincenz von Brisighella, Hannibal Bentivoglio und Bartholomäus von Alviano, endlich der Graf von Pitigliano, der die päpstlichen Völker befehligte. Pescara und Trivulzio wollten angreifen; Pitigliano widersetzte sich dem, nach den geheimen Befehlen, die er vom Papst erhalten hatte. Alexander VI. hatte von dem König von Neapel alles erlangt, was er möglicherweise erwarten konnte: für seinen Sohn, Giuffri Borgia die Hand Sancia's von Calabrien mit dem Fürstenthum Squillace und der Grafschaft Cariati; für seinen zweiten Sohn, Alexander, Herzog von Gandia, das Fürstenthum Tricarico, die Grafschaften Chiaramonte, Lauria, Carinola und 12,000 Ducaten jährlicher Renten; für seinen Sohn Cäsar Borgia bedeutende Einkünfte aus Kirchengütern im Neapolitanischen. Vergebens setzte Trivulzio das Leben seines eigenen Sohnes als Pfand des sichern Sieges; Pitigliano ließ sich durch nichts bewegen, und als er zuletzt im Kriegsrath überstimmt wurde, verlangte er einen Aufschub von einem Tage. Er erhielt diesen, und in der nächsten Nacht ließ er die Franzosen an seinem Lager vorbeiziehen. Das Heer zog sich nun vor Faenza, um die Ankunft der von König Alfons in Deutschland geworbenen Landsknechte abzuwarten.

Das große Heer, mit dem Karl VIII. am 23. August 1494 von Vienne aufbrach, bildeten 3600 Gensdarmen und 5000 bretonische

Bogenschützen zu Fuß, 6000 französische Armbrustschützen, 8000 gascognische Fußgänger, mit Luntenbüchsen und Flambergen, und 8000 schweizerische Hellebardierer. Ohne einen Feind zu sehen, kam dieses Heer in die Ebenen der Lombardei, wo namentlich sein Geschütz Staunen und Schrecken erregte. Paulus Jovius giebt uns folgende Beschreibung: „Die Büchsen auf Rädern werden von gejochten Pferden über Hügel, Moräste und alles Ungemach mit unglaublicher Geschwindigkeit gezogen. Die größten darunter sind acht Schuh lang, 6000 Pfund schwer, von Erz, und werden Kanonen geheißen. Sie schießen eiserne Kugeln von der Größe eines Menschenkopfs. Die Feldschlangen sind noch einmal so lang, aber von engerer Mündung. Beide hängen zwischen zwei Hölzern, die mit Eisen beschlagen sind und in ihrer Achse jede beliebte Richtung empfangen. Die kleinern werden auf zwei Rädern geführt, die größern auf vier, wovon die hintern zur Beförderung oder Hemmung des Laufs ausgehoben werden können. Die Fuhrleute setzen dieses Geschütz bisweilen in so eilende Bewegung, daß die Pferde mit der im Trabe vorgehenden Reiterei (wörtlich: mit dem Lauf des eilenden Reiters) gleichen Schritt halten."

Florenz hatte zu seiner Vertheidigung kein Heer; Peter von Medici hatte die Mittel dazu verweigert. Die Erstürmung von Fivizzano, wo die Franzosen alles, was Leben hatte, niedermachten und nichts von Werth mit Plünderung verschonten, jagte dem schwachen Manne eine solche Furcht ein, daß er einen Vertrag schloß, der Karl VIII. die besten Festungen des Landes öffnete und außerdem ein Darlehen von 200,000 Ducaten verhieß. Darüber ergrimmten die Florentiner so sehr, daß sie ihren fürstlichen Bürger verjagten, worauf Karl VIII., der inzwischen Pisa freigegeben hatte und Florenz beanspruchte, „weil seine Truppen als Feinde, die Lanze auf den Schenkel gestemmt, eingezogen seien," durch den Muth eines Peter Capponi eingeschüchtert, sich zu einem Vertrage bequemte, wonach die Florentiner ihre Festungen gegen 120,000 Ducaten zurückerhielten. Wie der König, der sich jetzt den Rücken gesichert hatte, den römischen Grenzen näher kam, hörte er von einem neuen Freunde nach dem andern. Die Colonna erklärten sich zuerst für ihn; die Orsini folgten größtentheils, und zuletzt erklärte sich auch der

Papst öffentlich für die Ansprüche des Hauses Anjou. Während Ferdinand von Calabrien Rom durch das eine Thor verließ, hielt Karl VIII. durch das andere seinen Einzug. Auf die Nachricht dieses Ereignisses entsagte Alfons dem Thron von Neapel und flüchtete mit seinen Schätzen nach Sicilien, es seinem Sohn überlassend, wie er die Krone gegen den Feind vertheidigen könne.

König Ferdinand erwartete die Franzosen an den Ufern des Garigliano, wo er bei dem Paß von St. Germano, in einer fast unangreifbaren Stellung, über 2600 schwere Reiter, 500 leichte Reiter und 6000 Mann zu Fuß verfügte. Auf der einen Seite hatte er ein steiles Gebirge, auf der andern einen ungangbaren Sumpf, vor sich einen tiefen Fluß; Verhaue und Schanzen sicherten die Stellung noch mehr. In einem Augenblick war sie verloren; denn kaum sahen die Neapolitaner die ersten Lanzen der französischen Vorhut, so nahmen sie mit Zurücklassung ihrer acht schweren Geschütze die Flucht. In Unordnung erreichten sie Capua; die Franzosen folgten ebenfalls in unordentlichen Haufen, als machten sie eine gewöhnliche Reise. Von Capua wurde König Ferdinand durch einen Aufstand, den seine blose Anwesenheit beschwichtigte, nach der Hauptstadt gerufen und überließ seine wichtigste Festung dem Schutz von Trivulzio, Orsini und Pitigliano. Von diesen Dreien ging Trivulzio zum Feinde über; die beiden andern flohen; mit den Führern verschwand das Heer, und Capua hatte nach vierundzwanzig Stunden nur noch zwei deutsche Hauptleute, Kaspar und Gottfried, mit ihren deutschen Landsknechten. Diese wenigen Leute versuchten noch eine Vertheidigung, machten auf die ersten französischen Truppen einen Ausfall und trieben sie weit zurück. Wie sie nun aber zur Stadt zurückkehrten, fanden sie die Thore geschlossen und mußten es als eine Gnade ansehen, daß die aufrühreriſchen Einwohner ihnen gestatteten, in einzelnen Haufen von zehn Mann durch die Stadt zu ziehen. Auf dem Wege nach Neapel begegneten die Deutschen dem König, der mit ihnen nach Capua zurückging, wo ihm die auf den Thürmen wehenden französischen Fahnen die Gewißheit gaben, daß er sein Königreich verloren habe. Die Bewohner Neapels versprachen ihm wohl, daß sie ihn vertheidigen wollten; aber er entließ sie ihres Eides, öffnete den Gefange-

nen seines Vaters und Großvaters die Thore ihrer Kerker und schiffte sich mit wenigen Freunden nach Ischia ein. Am folgenden Tage (22. Februar 1495) hielt Karl VIII. seinen Einzug, unter dem betäubenden Gebrüll derselben Bevölkerung, die bei dem Abschiede ihres guten und wohlwollenden Königs fast in Thränen zerschmolzen war.

Das übermäßige Glück der Franzosen wurde ihr Unglück. Ein so ganz ohne Mühe erobertes Königreich schien auch mühelos festgehalten werden zu können; die Italiener hatten sich als zu verächtliche Feinde gezeigt, als daß man sie hätte zu fürchten brauchen. Die Sieger schwelgten und trieben ihre Lust mit den Weibern, wie sie die Männer plünderten und mishandelten; der König trieb es in jeder Beziehung am tollsten. Noch war das ganze Königreich nicht im französischen Besitz, als die Gährung schon eine allgemeine war. Es war ein großer Aufstand zu befürchten, und nun kam noch die Nachricht, daß die Venetianer, Ludwig der Mohr, Maximilian I. von Deutschland und Ferdinand der Katholische von Spanien zu einem Bunde zusammengetreten seien, um die Franzosen aus Neapel zu vertreiben. Der Uebergang von blinder Zuversicht zu unmännlichem Kleinmuth vollzog sich bei Karl VIII. mit beispielloser Schnelligkeit. Bei seinen Erwägungen der Lage, ließ er sich einzig von der Besorgniß leiten, daß ihm der Rückweg abgeschnitten werden könne, und dem entsprechend von dem Verlangen, früher aufzubrechen, ehe die Verbündeten ihre Heere an den Pässen der Apenninen und der Alpen in Kriegsbereitschaft hätten. Am 12. Mai 1495 hielt er einen feierlichen Krönungszug, der für Sicherung seines Rechts dienen sollte; acht Tage später trat er seinen Marsch an. Ein nicht unbeträchtlicher Theil seines Heeres blieb zur Besatzung der Festungen zurück; mit Karl gingen 200 Edelleute der Leibwache, 800 französische Lanzen, Trivulzio mit 100 italienischen Lanzen und 3000 Schweizern, außerdem an Fußvolk 1000 Franzosen und 1000 Gascogner. Auch von diesen Truppen blieben unterwegs Besatzungen in einzelnen Festungen Roms, Toscanas und der Lunigiana zurück, sodaß das Heer, als es sich dem Lager der Verbündeten näherte, sehr zusammengeschmolzen war.

Die verbündeten Truppen befehligte Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua, trotz seiner Jugend bereits den ausgezeichnetsten Feldherren

seiner Zeit beigezählt. Der venetianische Geschichtschreiber Peter Bembo giebt die Zahl dieses Heeres auf 12,000 Mann zu Pferd und 12,000 zu Fuß an; die wirkliche Stärke scheint aber viel größer gewesen zu sein, nämlich 15,000 Gepanzerte zu Pferd, 5000 leichte Reiter, wovon die Hälfte Stradioten, und 20,000 Mann zu Fuß. Nach Comines bestand das ganze französische Heer noch aus 9000 Mann, die überdies durch Hunger, schlechtes Wetter und Märsche in Gebirgsgegenden gelitten hatten. Namentlich die letzten Märsche waren sehr anstrengend gewesen; um die schweren Kanonen einen steilen Bergkamm auf Fußpfaden hinauf- und hinabzuschaffen, hatten die Schweizer, wohl zweihundert an einem Geschütz, als Zugpferde dienen müssen. Auf diesen letzten Wegen gelangte Karl VIII. an den Taro, an dem Gonzaga anderthalb Stunden unterhalb Fornuovo stand, auf demselben Ufer, wo die Franzosen waren, denen er so den Weg nach Parma verlegen wollte. Angesichts dieses viermal stärkeren Heeres setzte Karl VIII. über den Fluß, ohne jede Vorsichtsmaßregel, die ausgenommen, die der kluge Trivulzio getroffen hatte, das Gepäck des Heeres, das von 6000 Lastthieren getragen wurde, ohne militärische Bedeckung einen Seitenweg zur Linken einschlagen zu lassen. Trivulzio befehligte den Vortrab; das Mitteltreffen führte der König und la Tremouille; die Nachhut war dem Grafen von Foix übertragen worden. In dem Maße als die Franzosen den Fluß abwärts gingen und sich dem Lager der Verbündeten näherten, zog sich Gonzaga den Fluß aufwärts, bis die beiden Heere, durch den seichten Taro getrennt, einander parallel waren. Nun ordnete er den Angriff in drei Abtheilungen an, sodaß er die Nachhut im Rücken faßte, eine zweite Abtheilung ihr in die Seite fiel, während ein dritter Haufen den Vortrab beschäftigte. Starke Reserven blieben auf dem diesseitigen Flußufer zurück, und dies war der fehlerhafteste Theil der Anordnung, da der Taro plötzlichen Anschwellungen unterworfen ist, abgesehen davon, daß Gonzaga nicht genügend Vorkehr getroffen hatte, sich mit seinen Reserven jeden Augenblick in Verbindung setzen zu können. Er selbst begann den Angriff auf seinem Punkt mit großer Kraft; das Anrennen der Reiter war so gewaltig, daß alle Lanzen zersplitterten, Schwerter und Streitäxte den Kampf fortsetzen mußten. Aber die beiden

andern Angriffe erfolgten kraftlos, in der Art gewöhnlicher Scheingefechte, und bald gerieth Gonzaga selbst ins Gedränge. Seine Stradioten fochten eine Zeitlang mit großem Erfolg; da sahen die gierigen Augen das unbeschützte feindliche Gepäck, und fort war der ganze Schwarm. Das Fußvolk eilte nach; die Kerntruppe der schweren Reiter erlag wenigstens zum Theil der Versuchung. Jetzt war der Augenblick da, wo Rudolph Gonzaga, der zuvor ertheilten Weisung nach, die Reserve hätte heranführen sollen; aber dieser Oberst war im ersten Zusammenstoß von einem Lanzenstiche getödtet worden, und Franz Gonzaga wartete vergebens auf seinen Rückhalt, der hinter dem anschwellenden Taro, von einem niederrauschenden Regen- und Hagelwetter eingehüllt, ruhig stehen blieb. Gonzaga sah seine Reihen wanken und wollte sie zurückführen, und jetzt erlitt er durch die Furcht, die sich seiner Leute bemächtigte, eine schwere Niederlage. Die Franzosen gaben kein Quartier; also suchte Jeder sich so schnell als möglich zu retten. Auf 200 todte Franzosen zählte man 3500 gefallene Italiener. (8. October 1495.) Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; die Venetianer errichteten sogar eine Gedächtnißkapelle auf dem Schlachtfelde von Fornuovo. Die Franzosen hatten ihr Gepäck verloren; daraus folgerte die venetianische Logik, daß der Sieg auf italienischer Seite sei. Es ist außer Frage, daß Karl VIII. der Sieger war, da er seinen Zweck erreicht, d. h. sich durchgeschlagen und überdies das feindliche Heer in die Flucht getrieben hatte. Ohne ein Stück Geschütz verloren zu haben, erreichte er Asti.

Ferdinand von Neapel nahm nach dem Abzug des französischen Heeres den Krieg wieder auf; die Neapolitaner fielen ihm in Masse zu; ein starker Zuzug von Söldnern blieb nicht aus. Im Ganzen war es ein Vorpostenkrieg; bedeutende Massen stritten eine Zeitlang in der Gegend von Foggia, wo es sich darum handelte, welche der beiden Parteien von den im Frühling nach den Abruzzen ziehenden Heerden den Zoll erheben solle. Ehe dieser Streitpunkt mit den Waffen entschieden wurde, sollen 600,000 Stück kleineres und 200,000 Stück größeres Vieh zu Grunde gegangen sein. Von den kleineren Kämpfen zieht nur einer unsere Blicke auf sich. Siebenhundert deutsche Landsknechte, unter einem Hauptmann Heiderlin, marschirten von Troia nach Luceria, lauter Fuß-

volk, ohne alle Reiterei und Geschütz. Unterwegs stießen sie auf den französischen Vortrab, der bald durch das gesammte Heer Unterstützung erhielt. Sie schloßen ein Viereck, im früheren Schritt ihren Marsch fortsetzend, und wie oft die französischen Gensdarmen anritten, immer trieb sie der undurchdringliche Pikenwald zurück. Die Franzosen, fast nur Reiter, zogen sich nun in einige Entfernung zurück und schossen mit Bolzen und Arkebusen, die eine kurze Zeit auch bei der Reiterei geführt wurden, auf die Deutschen. Eine große Zahl fiel; die Uebrigen setzten unerschüttert ihren Weg fort; an Flucht oder Uebergabe dachte keiner von den siebenhundert Helden. So kamen sie an den Fluß Chilone, wo sie, um den Uebergang zu bewerkstelligen, ihr Viereck auflösen mußten. Hier erwarteten sie abgestiegene französische Gensdarmen; nach aufgelöster Ordnung wurde die Pike nutzlos, und die Deutschen fielen bis auf den letzten Mann. Es war dies der letzte größere Vortheil, den die Franzosen erfochten. Der Uebertritt der beiden Colonnas, Prosper und Fabrizio, zur aragonischen Partei, und wirksamer noch die Unterstützung, welche die Venetianer dieser zu Theil werden ließen, verschaffte Ferdinand das Uebergewicht. Als Montpensier und Aubigny in Folge von Capitulationen das Reich geräumt hatten, blieben den Franzosen von allen ihren Eroberungen noch Gaeta, Tarent und Monte St. Angelo. Ferdinand war im Besitz seines Königreichs; auch die Hand der Frau (Johanna, seines Vaters Schwester), die er leidenschaftlich liebte, wurde ihm zu Theil; aber sein Liebesglück tödtete ihn. Er starb am 7. October 1497, erst neunundzwanzig Jahre alt, an Schwäche.

Inzwischen kämpfte der verworfene Alexander VI. gegen seine Barone, gegen die Orsini und andere, die eigentlich von Glück zu sagen hatten, wenn sie ihn zum offenen Feinde hatten, da sie dann vor seinen Giftmischereien vergleichsweise sicher waren. In diesen Kriegen schwang sich Bartholomäus von Alviano zu einer höheren Staffel des Ruhmes empor, und die drei Vitelli, Paul, Vitellozzo und Camillo, schufen aus ihren Untergebenen ein Fußvolk nach schweizerischem und deutschem Muster, das in dem Siege von Soriano, der über deutsche Landsknechte erfochten wurde, seine ersten Proben ablegte. Während derselben Zeit ging der Krieg gegen Pisa fort, dem Karl VIII. die Freiheit gegeben

hatte. Florenz bekämpfte die Stadt; Mailand und Venedig beschützten sie; der eine wie der andere Staat in der Hoffnung, sie selbst in seine Gewalt zu bekommen. Da die Florentiner in diesem Kriege zu unterliegen anfingen, so hoffte der Mohr, von ihrer Schwäche leichter erlangen zu können, was ihm das mächtige Venedig ohne Zweifel nicht zugestanden haben würde, und änderte plötzlich sein politisches System. Der Groll, den die Republik darüber empfand, konnte nur im völligen Untergange des Treulosen seine Befriedigung finden; dazu reichten aber die eigenen Kräfte nicht aus, und so beging die Republik dasselbe Verbrechen, das noch kurz zuvor ganz Italien dem Mohr zum schwersten Vorwurf gemacht hatte — sie forderte von Frankreich Hilfe, indem sie einem französischen Heere, das auf dieser Seite der Alpen erscheinen werde, jede Unterstützung zusagte.

Die Venetianer waren nicht der einzige Staat Italiens, der bei dem neuen französischen König Ludwig XII. unterhandelte; auch Alexander VI. that annähernde Schritte. Seinem Sohn Cäsar Borgia gefiel der Cardinalhut nicht länger; er wünschte ein weltliches Fürstenthum zu erwerben und eine vornehme Heirath zu machen. In der erstern Beziehung half König Ludwig sogleich aus: Cäsar erhielt das Herzogthum Valence im Dauphiné, von dem er fortan den Titel eines Herzogs von Valentinois annahm. Ludwig XII. war darum so eilig, weil er den Papst brauchte, um von seiner Gemahlin geschieden zu werden und die Wittwe seines Vorgängers, die Erbin der Bretagne, heirathen zu können. Wie Alexander VI. zwischen Neapel und Frankreich zu schwanken anfing, gab der französische König auch die Frau für Cäsar Borgia, Charlotte d'Albret, eine Schwester des Königs von Navarra. Etwas früher schon hatte er seinen Vertrag mit den Venetianern geschlossen, die sich für ihre Beihilfe Cremona und die Ghiaradadda versprechen ließen. Es ist unbegreiflich, wie der kluge Senat Venedigs, dessen Politik man so oft mit jener des römischen Senats verglichen hat, um so geringfügiger Vortheile willen das Bündniß eines Königs annehmen konnte, der mit Erbansprüchen auf zwei der schönsten Länder nach Italien kam, Neapel als nächstberechtigter Verwandter des Hauses Anjou, Mailand als Herzog von Orleans und als Erbe Valentinens Visconti

forderte, also von vornherein erklärte, daß er in Ober= wie in Unteritalien eine gebietende Stellung einzunehmen gedenke.

Ludwig der Mohr, dem weder die Florentiner, noch Kaiser Maximilian eine Hilfe bieten konnten, war auf seine eigenen Kräfte verwiesen, aber in Mailand so verhaßt, daß der Stab der Volkshilfe gewiß brach, wenn er sich auf ihn stützen wollte. Man warf ihm vor, seinen Neffen, den rechtmäßigen Herzog, vergiftet zu haben; seine unmäßigen Steuern riefen tausend Verwünschungen auf ihn herab, und daß er jetzt sein Regierungssystem plötzlich änderte, machte ihn noch dazu als Schwächling verächtlich. Mit bangem Herzen vertheilte er sein Heer, den stärkeren Theil unter Galeazzo Sanseverino, um Alessandria gegen die Franzosen zu schützen, den andern Theil unter dem Grafen Cajazzo, einem Bruder des Ebengenannten, an die venetianische Grenze. Zu seinem Unglück änderte er auf die Nachricht von dem Anrücken eines französischen Heeres diese Anordnung und schickte auch den Grafen nach Alessandria, wo er der Zweite im Befehl sein sollte. Diese Unterordnung des einen Bruders unter den andern wird als die Ursache angegeben, daß das Heer, ohne noch einen Feind gesehen zu haben, nach allen Himmelsgegenden auseinander sprengte. Alessandria, Mortara, Pavia gingen verloren, der Pöbel von Mailand tobte in den Gassen, und der Mohr sah ein, daß die schleunigste Flucht der sicherste Entschluß sei. Wie er fast allein, weinend, von den Flüchen des Volks verfolgt, den Weg nach Deutschland einschlug, begegnete er nahe am Thore dem Grafen Cajazzo, der ihm zurief: „einem flüchtigen Fürsten sei Niemand Treue schuldig,“ in Mailand einritt und unmittelbar nachher die französische Fahne aufziehen ließ. (6. September 1499.) Trivulzio, der die erste französische Heeresabtheilung befehligte, sah das ganze Herzogthum mit Einschluß von Genua zu seinen Füßen, und für die leichte Mühe, den Preis seines Marsches vom Boden aufzuheben, wurden ihm der französische Marschallsstab und die Stadt Vigevano zu Theil.

Der geflüchtete Herzog stellte inzwischen in der Schweiz Werbungen an und beschleunigte seinen Marsch um so mehr, als die Botschaften sich drängten, daß die Franzosen, wie wenige Jahre zuvor in Neapel so jetzt in Mailand, durch ihr Benehmen alles gegen sich aufgebracht

hätten. War auch das Heer von 8000 Schweizern und 500 Burgundern, das er in seinem Gefolge hatte, den Franzosen kaum gewachsen, so hatte doch Trivulzio die Volksstimmung durch einen Volksaufstand so genau kennen gelernt, daß er die Hauptstadt räumte und in Mortara auf Verstärkungen wartete. Im nächsten Monat schon (März 1500) konnte er zum Angriff übergehen und den mailändischen Herzog in Novara einschließen. Hier wurden die Schweizer des Letztern schwierig, weil der Sold ausgeblieben und die Plünderung der wieder eroberten Städte ihnen versagt worden war. Trivulzio knüpfte durch seine Schweizer Unterhandlungen an; seine Versprechungen mochten bereits gewirkt haben, als ein Befehl der Eidgenossenschaft eintraf, daß entweder die Schweizer in beiden Heeren den Dienst verlassen, oder auf eine Seite treten sollten. Die Schweizer bei den Franzosen standen unter ihren Cantonsfahnen; die Schweizer Ludwig's hatten sich einzeln anwerben lassen; dies begründete nach den soldatischen Begriffen der Zeit einen gewaltigen Unterschied, und verpflichtete die mailändischen Söldner zur Nachgiebigkeit. Nicht die Versprechungen, nicht die Thränen des Herzogs änderten etwas an ihrer Erklärung, die sie rund und fest gaben. Sie verließen die Stadt; Ludwig der Mohr durfte in schweizerischer Kleidung, die Pike in der Hand, in ihren Reihen mitziehen. Im feindlichen Lager, das man zwei Mann hoch durchschritt, verrieth ein Schweizer, Turmann mit Namen, durch den ausgesetzten Preis von fünfhundert Kronenthalern gelockt, den Herzog. Er wurde gefangen vor den Marschall geführt, und Trivulzio dachte niedrig genug, den Unglücklichen mit Schmähungen zu überhäufen. Zehn Jahre später starb der Mohr in dem Kerker des Schlosses Loches, lange nach seinem Verräther, den die Eidgenossenschaft für seine Schandthat hinrichten ließ.

Die Vorbereitungen zu dem weitern Zuge der Franzosen bildeten die Unternehmungen Cäsar Borgia's im Kirchenstaat, wobei der französische König ihn mit 300 Lanzen und 4000 Schweizern unterstützte. Der Zweck Cäsar's war, durch Unterwerfung der Barone, die meistens auch Condottieri waren, sich ein Fürstenthum zu bilden, das zu größeren Plänen die Mittel gegeben haben würde. Riario, dem Forli und Imola gehörten, wurde zuerst vertrieben; dann besetzte Borgia Faenza, Pesaro

und Rimini, deren Gebieter geringen Widerstand leisteten. Sein Vater verkaufte inzwischen zwölf Cardinalshüte und erlangte von dem so verstärkten Collegium ohne Mühe, daß Cäsar mit dem Herzogthum Romagna, das der Kirche gehörige Cesena eingeschlossen, belehnt wurde. Seinem neuen Fürstenthum gab Borgia in der Person Ramiro's von Orco einen Statthalter, der mit rücksichtslosester Strenge reine Bahn machte, das zahlreiche Gesindel dutzendweise hinrichten ließ. Bei solchen ins Große getriebenen Maßregeln kommen stets Ungerechtigkeiten vor, für die Cäsar den Haß des Volks nicht tragen mochte. Eines Morgens sahen die Bewohner von Cesena auf ihrem öffentlichen Platze ein Blutgerüst aufgerichtet, das in der verflossenen Nacht der Schauplatz einer fürchterlichen Hinrichtung gewesen war, wie der in zwei Stücke gehauene Körper Ramiro's von Orco bewies. Das Gerüst, das blutige Beil, der gespaltene Leichnam blieben noch lange ausgestellt; eine weitere Erklärung wurde nicht gegeben. Murrten auch im Anfange Einige, so wurden sie doch bald versöhnt, sowie die Maßregeln des Herzogs für Ruhe und Ordnung ihre Früchte zu tragen anfingen. Die Sicherheit der Straßen, der zugleich ruhige und feste Gang der Justiz unter Cäsar Borgia, waren frohe, selten erlebte Erscheinungen; der Bürger und Bauer fühlten sich sehr wohl bei dieser Regierung, und es erklärt sich daraus die unglaublich scheinende Thatsache, daß Cäsar Borgia, dem man gewöhnlich den Beinamen des Ungeheuers giebt, ein sehr volksbeliebter Fürst war. Venedig schrieb um diese Zeit seinen Namen in sein Adelsbuch ein; Florenz (dieses nicht freiwillig) nahm ihn als Feldhauptmann zu einem Solde von 36.000 Ducaten an.

Der französische Feldzug gegen Neapel nahm nicht früher als im Jahre 1501 seinen Anfang; so viel Zeit hatten Unterhandlungen beansprucht, die namentlich zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen im Gange waren. Im September 1500 war der Vertrag fertig: Ludwig und Ferdinand theilten sich in das Königreich, und zwar so, daß Ludwig die Abruzzen, Terra di Lavoro und die Hauptstadt mit dem Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem, Ferdinand den Rest mit dem Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien nahm. Die Ansprüche des französischen Königs kennen wir; der spanische Monarch

begründete die seinigen mit einer eigenen Logik. Da Alfons I., sagte er, Neapel mit spanischen Streitkräften erobert habe, so müsse das Königreich an Spanien zurückfallen. König Friedrich von Neapel hatte von diesem Bündniß so wenig eine Ahnung, daß er dem spanischen Feldherrn, Gonsalvo von Cordova, die festen Plätze Calabriens öffnete. Mit dieser Hilfe, mit den Colonnas und einem Heere von 700 Lanzen, 600 leichten Reitern und 6000 Mann zu Fuß hoffte er den Franzosen Widerstand leisten zu können. Das Consistorium, in dem Alexander VI. die beiden Könige mit Neapel belehnte, machte den schändlichen Vertrag offenkundig. Im freien Felde zu schwach, suchte Friedrich wenigstens die Festungen zu halten. Er selbst warf sich nach Aversa, das er indessen bald aufgeben mußte; Prosper Colonna vertheidigte Neapel, Fabrizio Colonna und Ranuccio von Marciano Capua. Von der letztern Stadt hing das Wohl und Wehe des Reichs ab, und die Besatzung war zur entschlossensten Vertheidigung bereit, womit aber die Bürger nicht einverstanden waren. Ihre fortgesetzten Tumulte, ihre geheimen Einverständnisse mit dem Feinde, machten Fabrizio Colonna so besorgt, daß er Unterhandlungen eröffnete. Am 24. Juli 1501 erschien der Graf von Cajazzo, von ihm eingeladen, in der Bastion der Festung; man stellte Bedingungen und Gegenbedingungen; inzwischen glaubte die Besatzung sich die so lange entbehrte Ruhe gönnen zu dürfen. Die belagernden Soldaten benutzten die Zeit, um die Festungswerke näher anzusehen. Ein Bürger öffnete ihnen ein Thor; sie drangen ein; das ganze Lager stürzte sich gegen die Stadt, der enge Eingang vermochte die Menge nicht zu fassen, der größte Theil stieg auf Leitern über die Mauern. An diesem Tage wurden die Capuaner für ihre vielen Verräthereien in ein furchtbares Strafgericht genommen; siebentausend Einwohner fielen in den Straßen; sehr viele Frauen und Mädchen stürzten sich in Brunnen, um der Schändung zu entgehen; die plündernde Hand schonte nichts, selbst die Kirchhöfe nicht. Als alles vorüber war, fand man in einem Thurme eine große Anzahl der edelsten Frauen, die sich hieher geflüchtet hatten. Cäsar Borgia ließ sie sich alle vorführen, suchte vierzig der schönsten aus und ließ diese nach Rom in seinen Palast bringen; in seinen Harem, würden Orientalen sagen. Ranuccio von Marciano wurde verwundet gefangen genommen

und starb wenige Tage darauf; wie im Heere die Sage ging, hatte Vitellozzo Vitelli, sein Todfeind, den Befehl gegeben, daß die Wunde mit vergifteten Pflastern behandelt werde.

Der Fall von Capua entschied das Schicksal des Königreichs; Gaeta und Neapel öffneten ihre Thore; Friedrich selbst übergab das neue Schloß seiner Hauptstadt. Er reservirte sich den Besitz von Ischia, wo er indessen seinen Aufenthalt nicht lange nahm, sondern die Gastfreundschaft Ludwig's **XII.** beanspruchte. Auf französischem Boden, in der Stadt Anjou, erfolgte am 9. September 1504 sein Tod. Hätte er seinen übereilten Entschluß nicht ausgeführt, im Gegentheil die spanische Tugend des Zuwartens geübt, so würde sich ihm bald die Aussicht eröffnet haben, sein Königreich wiederzuerlangen; denn unmittelbar nach dem Siege geriethen die beiden verbündeten Könige über die Theilung der Beute in Streit. Der Eine wie der Andere wollte die Capitanata haben, die in den Vertrag nicht ausdrücklich aufgenommen worden war, deren Besitz aber große Wichtigkeit hatte, da sich daran die Frage knüpfte, welcher Theil den Zoll von dem Vieh zu erhalten habe, das seine Sommerweiden in den Abruzzen, seine Winterweiden in der Capitanata hatte. Im ersten Augenblicke waren die Franzosen im Vortheil, sodaß Gonsalvo sich nach Barletta zurückziehen mußte, um dort Verstärkungen aus den anderen Reichen Ferdinand's abzuwarten. Die kleinen Kämpfe, die in der Nähe der Stadt geliefert wurden, zeigen uns noch einmal das Ritterthum in seinem alten Glanz. Hier wie dort stand der junge Adel in den Heeren, und in diesen tapfern Herzen glühte die Begier, dem Gegner im geordneten Turniergefecht zu beweisen, welchem Volke der Vorzug des kriegerischen Ruhmes gebührte. Diese Turniere waren sehr häufig; die Venetianer, die in Trani eine Besatzung hatten und eine strenge Neutralität beobachteten, wählten den Platz aus und ernannten die Kampfrichter. Eines Tages maßen sich elf französische und elf spanische Ritter. Man hatte festgestellt, daß der Kampf bis zum Sonnenuntergang dauern, und daß der Ritter, der vom Pferde geworfen, oder aus den Schranken getrieben werde, zum Gefecht nicht zurückkehren dürfe. Im ersten Rennen wurden sieben Franzosen aus dem Sattel gehoben, und es blieben noch vier; Bayard, der Ritter

ohne Furcht und Tadel, Franz von Urfé, Torcy und Montdragon. Diese Vier schlossen sich hinter den gestürzten Pferden ihrer Waffengenossen wie hinter einem Wall ein, und vertheidigten sich sechs Stunden lang, bis die Sonne unterging, worauf die Richter den Kampf für einen unentschiedenen erklärten und abzubrechen befahlen. Bald darauf hörte Bayard, Don Alonso von Sotomayor habe behauptet, daß er als Gefangener Bayard's von diesem nicht ritterlich gehalten worden sei. Die Thatsache war richtig; aber Bayard war zu seinem Verfahren berechtigt gewesen, da Sotomayor trotz seines gegebenen Wortes einen Fluchtversuch gemacht hatte. Er forderte einen Zweikampf; Sotomayor stellte sich und wurde erschlagen. Die Spanier freuten sich selbst über diesen Ausgang, da sie Bayard so hochachteten, daß es ihnen unlieb gewesen wäre, einen Flecken an seinem Charakter zu finden. Diesen Flecken hatte jetzt der Zweikampf weggewaschen, dessen Ausgang wie ein Gottesurtheil betrachtet wurde. Die Italiener nahmen an diesen Kämpfen ebenfalls Antheil, wenn schon nicht so häufig, wie die beiden andern Nationen. Eines Tages war Karl de la Mothe, ein ausgezeichneter französischer Officier, bei einem Ausfall, den Diego von Mendoza und Prosper Colonna gemeinschaftlich machten, in Gefangenschaft gerathen. Von Mendoza zur Tafel gezogen, erging sich de la Mothe in Prahlereien über die Italiener, die stets besiegt würden, und in keiner Waffengattung, in keiner Art des Kampfes den Franzosen gleichkämen. Prosper Colonna erließ eine Herausforderung; der Franzose nahm sie an, und es wurde bestimmt, daß dreizehn Ritter jeder Nation in die Schranken reiten sollten. Zum Kampfplatze wählte man ein ebenes Feld zwischen Barletta, Guadrata und Andria, in gleicher Entfernung von jedem dieser drei Orte; statt der Schranken diente eine mit dem Pflug gezogene Furche. Wer sich über diese hinausdrängen ließ, galt für besiegt und durfte nicht wieder kämpfen; der Besiegte wurde Gefangener der siegreichen Partei, und mußte sich mit hundert Goldthalern lösen. Die Kämpfer sollten in voller Rüstung erscheinen; die Waffen mochte Jeder nach seiner Ansicht wählen; sie wurden auch nicht gleichgemacht, und dies war ein Vortheil für die Italiener, deren Lanzen um einen Fuß länger waren, als die französischen. Die Franzosen waren ihrer Sache

zu gewiß, um große Vorkehrungen zu treffen; die Italiener, denen nach den Niederlagen der letzten Kriege kaum noch die Ehre geblieben war, ergriffen jede Vorsichtsmaßregel, namentlich die, innerhalb der Schranken Lanzen in die Erde zu stecken, zum Gebrauch für die Ritter, deren Waffen zersplittern würden. Die beiden Oberbefehlshaber der feindlichen Heere hielten hüben und drüben an den Schranken, hinter ihnen ihre Armeen. Der Kampf fand am 13. Februar 1503 statt. Die Franzosen sprengten in vollem Rosseslauf heran; die Italiener hielten ruhig auf ihrer Stelle, damit sich die Gegner hinsichtlich der Entfernung täuschen möchten. In der That schossen ein paar französische Ritter mit ihren Pferden über die Furche hinaus und waren nun vom Kampfe ausgeschlossen. Mehrere andere Franzosen wurden durch die längern Lanzen der Italiener aus dem Sattel gehoben, ohne ihrerseits die Gegner zu berühren; zwei Italiener, deren Waffen zersplittert waren, griffen zu den in die Erde gesteckten Lanzen, und kehrten sofort in den Kampf zurück. Das Resultat war für die beleidigte Nation glänzend: ein Franzose wurde getödtet; die andern ergaben sich und mußten mit nach Barletta reiten, weil, in der ganz sichern Voraussicht des Sieges, Keiner sich mit den hundert Goldthalern Lösegeld versehen hatte.

Cäsar Borgia hatte mit diesen ritterlichen Kämpfen nichts zu schaffen; ihm war eine lange Belagerung zu wenig fruchtbringend, und er war daher nach Mittelitalien zurückgegangen, zur Fortsetzung seiner Unternehmungen, die ihm inzwischen noch Piombino und die Insel Elba überliefert hatten. Sein Vater kam ihm mit einem Urtheilsspruch zu Hilfe, der Julius Cäsar von Varano, Herrn von Camerino, wegen eines an seinem Bruder vollbrachten Mordes, sein Fürstenthum absprach, Cäsar Borgia aber mit der Vollstreckung beauftragte. Diesem fehlte es gerade an Geschütz; Guidobaldo von Montefeltro, Herzog von Urbino, hatte solches, das er bei der ersten Aufforderung zur Verfügung stellte, auch die Wege zum bessern Transport ebnen ließ. Borgia schickte zur Uebernahme einige Abtheilungen Truppen, dann kam er selbst zur Beaufsichtigung nach Cagli, wo die Beamten des Herzogs ihm alle Thore öffneten. Gleichzeitig war aber auch das ganze Herzogthum von seinen Truppen umstellt; während er selbst den bestürzten Einwohnern von Cagli

erklärte, daß sie ihm als ihrem Herrn zu gehorchen hätten, nahmen seine Feldhauptleute die Schlösser und Städte ein. Guidobaldo flüchtete, als Bauer verkleidet, nach dem neuen Schloß bei Meldola, wo ihn aber der venetianische Befehlshaber zurückwies, und fand erst in Ravenna Aufnahme und Schutz. Sein Beispiel warnte die andern Barone, die um diese Zeit aus dem neapolitanischen Kriege zurückkehrten, an dem sie als Condottieri Antheil genommen hatten. Sie vereinigten sich in einem Landhaus auf dem Gebiet von Perugia zu einer Besprechung; alle Orsinis, Vitellozzo, Baglioni, Guidobaldo, Mitglieder der Familien Bentivoglio von Bologna und Petrucci von Siena waren anwesend. Unter diesen Männern waren einige, die sich, wie Borgia, mit Schandthaten befleckt, unter andern Oliverotto Freducci, der durch einen scheußlichen Mord, an seinem Oheim begangen, zum Herrn von Fermo geworden war. Die Versammelten schlossen einen Vertrag ab, 700 Lanzen und 9000 Fußgänger zusammenzubringen; Cäsar Borgia den Krieg zu erklären und vor allen Dingen das Herzogthum Urbino zurückzuerobern. Dieser letzte Zweck wurde wirklich erreicht, Cäsar Borgia war überrascht worden, die Bewohner machten einen Aufstand, und Guidobaldo sah sich nach Verlauf von kurzer Zeit wieder im Besitz.

Cäsar Borgia suchte in Unterhandlungen seines Gleichen, und außerdem besaß er eine fast fabelhafte Gabe, Jeden zu gewinnen, der in seine Nähe kam. Von diesen Gaben machte er in seiner Verlegenheit Gebrauch, schmeichelte den einen Condottieris, drohte den andern, flößte ihnen Mistrauen gegen einander und Vertrauen zu sich ein; verfuhr aber bei dem allen mit solcher scheinbaren Aufrichtigkeit und so warmem Wohlwollen für den Einzelnen, mit dem er gerade zu thun hatte, daß er den Bund zur Auflösung brachte. Die verbündeten Bandenführer ließen den Herzog von Urbino im Stich; ein zweiter Hauptstreitpunkt, die Oberherrschaft von Bologna, wurde einem Schiedsgericht übertragen, in dem Cäsar Borgia selbst Sitz und Stimme erhielt. Auf das Versprechen hin, daß das Geschehene vergessen und vergeben sein sollte, nahmen die Condottieri wieder bei Borgia Dienste; doch bedungen sie sich aus, daß dieser nur ihre Leute zu sich fordern dürfe, nicht die Anführer, wenigstens nicht zusammen, sondern einzeln, den zweiten nicht

früher, als bis der erste gesund und wohl entlassen sei. Wie Guidobaldo von diesem Vertrage hörte, räumte er sein Herzogthum, nachdem er alle Festen geschleift hatte, damit er nicht langer Belagerungen bedürfe, falls sich die Zeiten ändern sollten.

Mit demselben blinden Vertrauen, das sie den Vertrag eingehen ließ, nahmen die Condottieri die ferneren Freundschaftsbezeigungen Borgia's entgegen. Er machte sie ganz sicher, als er seine französischen Hilfstruppen entließ und so ihrer eigenen Macht einen höhern Werth gab. Um ihn sich ganz geneigt zu machen, versprachen sie ihm Sinigaglia in die Hände zu spielen, dessen minderjähriger Herr, Franz Maria della Rovere, unter der Obhut von Andreas Doria stand. Doria entdeckte den Verrath, dessen schlimmste Folgen er wenigstens verhütete, indem er den Fürsten und dessen Mutter nach Venedig rettete, und sich dann selbst der Gefahr entzog. Cäsar Borgia kam in Person; die drei vornehmsten Condottieri, Paul Orsini, Franz Orsini, Herzog von Gravina, und Vitelozzo Vitelli ritten ihm entgegen; Oliverotto dagegen blieb in Sinigaglia, mit dem Herausputzen seiner Reiter beschäftigt. Die Betrogenen ahnten nicht, daß Borgia ein förmliches Heer, 2000 Reiter und 10,000 Mann zu Fuß, mit sich führte, und vier „Ehrenwachen" gebildet hatte, für jeden der Anführer eine. Auf eine höfliche Einladung kam auch noch der letzte, Oliverotto, nachdem er seine Leute entlassen hatte, und Borgia sah die Zahl seiner Schlachtopfer voll. Sie wurden verhaftet, Vitelli und Oliverotto in derselben Nacht erdrosselt, die beiden Orsini so lange aufgespart, bis von Rom die Nachricht eintraf, daß Alexander VI. der lange beabsichtigte Schlag gegen die Familie Orsini geglückt sei. (Januar 1503.) Der Bote, der dies meldete, überbrachte auch ein Witzwort des Papstes über die Bandenführer. „Mit ihnen ist nach Recht verfahren," hatte er gesagt. „Sie hatten gelobt, daß nur immer Einer auf einmal sich in Cäsar's Hände geben wolle, und nun sind sie alle Vier mit einander gekommen. Darum mußten sie als Wortbrüchige bestraft werden." Die Banden der Ermordeten nahmen größtentheils bei Borgia Dienste; mit ihnen setzte er seine Eroberungen fort, als der Tod seines Vaters plötzlich die Basis seiner Macht zertrümmerte. (18. August 1503.) Nach der von den

zuverlässigsten Zeitgenossen beglaubigten Erzählung starb Alexander VI. an einem Gift, das für den Cordinal von Corneto bestimmt war. Cäsar Borgia hatte vergifteten Wein zu einem Gastmahl geschickt, das sein Vater gab; der Mundschenk sollte die Flasche nur auf einen ausdrücklichen Befehl benutzen. Aber während einer momentanen Abwesenheit des Mundschenks benutzte dessen Stellvertreter die vergiftete Flasche, um dem Papst, dem Cardinal und Cäsar Borgia einzuschenken. Der Papst starb nach acht Tagen; sein Sohn und der Cardinal lagen lange krank. Der Letztere hat dem Geschichtschreiber Giovio (Paul Jovius) selbst erzählt, daß er kaum getrunken hatte, als er schon in seinen Eingeweiden einen brennenden Schmerz fühlte; seine Augen verdunkelten sich; bald verlor er den Gebrauch aller Sinne, und als er endlich zu genesen anfing, schälte sich auf seinem ganzen Körper die Haut ab.

In der Zeit von Borgia's Krankheit entlud sich das Gewitter gegen ihn. Citta di Castello, Perugia, Pesaro, Urbino, Sinigaglia, Camerino riefen ihre Herren zurück; Piombino machte sich frei; Faenza wurde von den Venetianern besetzt. Die eine Hoffnung hatte Borgia noch, daß die Factionen der Orsini und der Colonna, die sich bereits in den Straßen von Rom Gefechte lieferten, von ihm für seine Pläne benutzt werden könnten. Allein sobald er zu Kräften kam, vereinigten sich beide Parteien gegen ihn; Bartholomäus von Alviano vertrieb ihn aus Rom; auf dem Wege nach Bracciano zerstreute Baglioni seine letzten Truppen; als Flüchtling nahm ihn die Engelsburg auf, als Gefangenen hielt ihn dort Papst Julius II. Er wurde frei, nachdem er seine Festungen Cesena, Forli, Forlimpopoli und Bertinoro ausgeliefert hatte; in Neapel, wo er als Hilfesuchender erschien, ließ ihn Gonsalvo von Cordova in Ketten legen und nach Spanien führen. Auf demselben Schiffe befand sich Prosper Colonna, den er beraubt und auf den Tod verfolgt hatte; Beide sprachen auf der Ueberfahrt kein Wort mit einander. Es war ihm das Schloß von Medina del Campo zum Gefängniß angewiesen; in einer Nacht ließ er sich an einem Strick über die Mauer hinab, und entkam zu seinem Verwandten, dem König von Navarra. Bei diesem lebte er in niedrigen Verhältnissen, bis unter den Mauern des Schlosses von Viana ein Lanzenstoß seinem Leben ein Ende machte.

In die Niederlage Borgia's in Rom hatten bereits die Spanier eingegriffen, mit deren Noth es nur so lange dauerte, als Gonsalvo von Cordova in Barletta ohne Unterstützung blieb. Verstärkungen, die aus Sicilien, Spanien und Deutschland kamen, setzten ihn in den Stand, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, die Linie der Belagerer zu sprengen, ein französisches Heer bei Seminara zu schlagen und dem Hauptheer unter Nemours bei Cerignola die Entscheidungsschlacht anzubieten. Cerignola ist ein Schloß auf einem Hügel, dessen Abhänge mit Weingärten bedeckt sind, die von der Ebene durch einen Graben abgegrenzt sind. Gonsalvo setzte sich in diesen Gärten fest; Prosper und Fabrizio Colonna warfen hinter dem Graben eine Brustwehr auf und stellten die Geschütze in Batterie. Nemours, der ziemlich um dieselbe Zeit wie Gonsalvo die Stellung erreichte, wollte den Angriff verschieben, bis man Recognoscirungen vorgenommen habe. Die Meinungen des Kriegsraths waren getheilt; Ivo d'Allegri gab den Ausschlag für den Angriff durch die höhnische Frage: ob es Nemours an Tapferkeit, oder an Kriegskunst fehle? Das französische Heer zählte 500 Lanzen*), 1500 leichte Reiter und 4000 Mann zu Fuß; Gonsalvo von Cordova hatte 1800 schwere Reiter, 500 leichte Reiter, 2000 deutsche Landsknechte und 2000 spanische Fußsoldaten. Nemours wählte für sein Heer die schiefe Schlachtordnung; den zum Angriff bestimmten rechten Flügel führte er selbst; das etwas zurückbleibende Mitteltreffen befehligte Chandieu, bei dem die Schweizer waren; Ivo d'Allegri war der Feldherr auf dem linken Flügel, der am meisten versagt wurde. Es war noch etwa eine halbe Stunde vom Tage übrig, als die Franzosen in dieser Ordnung vorgingen. Gonsalvo schickte seine ganze leichte Reiterei entgegen; die Pferde regten einen furchtbaren Staub auf; dieser und der auf den Feldern wachsende Fenchel, der hier eine außerordentliche Höhe erreicht, entzogen den Franzosen den Anblick des feindlichen Lagers gänzlich;

*) Auf eine Lanze werden in dieser Zeit bald sechs, bald vier Pferde gerechnet, sodaß es mislich sein würde, die Stärke der Franzosen in dieser Truppengattung genauer angeben zu wollen. Mag man vier oder sechs annehmen, stärker waren die Franzosen an schweren Reitern, überhaupt an Reiterei, jedenfalls, während das Fußvolk sich die Wage hielt.

außerdem verdunkelten mit beginnendem Gefecht Dampfwolken die Luft. Bei einer der ersten Salven flog das spanische Pulvermagazin in die Luft; aber der Schrecken konnte nicht um sich greifen, denn Gonsalvo rief mit heiterm Ton: „Das ist ein glückliches Vorzeichen! Gott will uns den Sieg schenken, wir brauchen kein Pulver mehr.“ Der rechte Flügel der Franzosen sah den Graben vor der feindlichen Stellung nicht früher, als bis die Pferde davor standen. Indem Nemours einen Uebergang suchte, wurde er durch eine Kugel todt vom Pferde geworfen; in demselben Augenblicke langte Chandieu mit den Schweizern an. Die deutschen Landsknechte vertheidigten die Brustwehr; ihre Lanzen und die Kugeln der spanischen Büchsenschützen räumten furchtbar auf; auch Chandieu, durch seinen weißen Federbusch weithin kenntlich, fiel im Suchen nach einem Uebergangspunkt; Ivo d'Allegri, der Hilfe hätte bringen sollen, zog vor, zu fliehen. In einer halben Stunde war Alles beendet, waren fast 4000 Franzosen todt, verwundet oder gefangen. (28. April 1503.) In rascher Verfolgung seines Siegs verhinderte Gonsalvo die auf zwei Wegen fliehenden Franzosen, sich zu vereinigen oder irgendwo zu setzen; keine Stadt öffnete ihnen die Thore; eine Abtheilung nach der andern ergab sich; selbst die Besatzungen überlieferten ihre Städte, bis auf Gaeta, Venosa und St. Severino.

Intriguen, die mit der neuen Papstwahl in Verbindung standen, verzögerten den Anmarsch des französischen Heeres, das Ludwig XII. in Bereitschaft gesetzt und Franz Gonzaga, Markgrafen von Mantua, anvertraut hatte, bis zum Spätherbst des Jahres. Gonsalvo suchte den Garigliano zu decken, und dies gelang ihm auch an den obern Päffen, nicht aber weiter nach der Mündung zu, wo das auf der Seite der Franzosen höhere Ufer das Schlagen einer Brücke erleichterte. Dieser Uebergang half dem Markgrafen indessen nichts, da Gonsalvo eine Stunde weiter hin vortreffliche Verschanzungen angelegt, und vor diesen einen tiefen Graben gezogen hatte, der sich rasch mit Wasser füllte. Ein Sturm war zu bedenklich, daher gingen die Franzosen hinter den Garigliano zurück, wo sie sich in einem wohlhabenden, mit vielen Dörfern besetzten Lande leidlich wohl befanden, während Gonsalvo an Lebensmitteln Mangel litt und in den Sümpfen von Minturnä lagerte, die Marius

durch seine Flucht berühmt gemacht hat. Trotz ihrer vergleichsweise bessern Lage fühlten die Franzosen die Unannehmlichkeiten eines Unwetters, das mit Schnee und Regen sieben Wochen ununterbrochen anhielt, viel empfindlicher, als die Deutschen und Spanier des andern Lagers; sie wollten eine Schlacht, und da der Markgraf diese verweigerte, sah er sich so vielen Beleidigungen ausgesetzt, daß er den Oberbefehl niederlegte und in seine Staaten zurückkehrte. Nach seinem Abgange wurde die Mannszucht noch schlechter; die französischen Ritter zerstreuten sich zum Theil weit im Lande; Gonsalvo hielt seine Leute eng zusammen. Als er Verstärkungen erhalten hatte, eine Brücke über den Garigliano schlug und angriff, machte die Zerstreutheit des französischen Heeres die Vertheidigung des Lagers unmöglich. Die größten Geschütze, fast alles Gepäck, eine unglaubliche Anzahl von Kranken blieben darin; der noch marschfertige Heerestheil zog sich auf der Straße zurück, die am Strande des Meeres nach Gaeta führt. Jetzt hielten die unbotmäßigen Soldaten gute Ordnung; das Geschütz hatte die Spitze, das Fußvolk die Mitte; die Reiterei deckte den Rückzug. An jeder Brücke, an jedem Engpaß bot diese ausgezeichnete Truppe den Feinden die Stirn; aber an der Brücke von Molo di Gaeta vergaß sie ihren Ruhm. Ein Seitenangriff ließ sie zurückweichen, Unordnung riß ein, und als man dahin kam, wo die nach Itri und Gaeta führenden Wege sich theilen, wurde die Flucht eine regellose. Das Heer war vernichtet. Gaeta selbst ergab sich am ersten Tage des Jahres 1504, und als auch Ludwig von Ars Neapel geräumt hatte, war das Königreich von den Feinden befreit. Die Truppen, die er zurückführte, waren noch tauglich; die wenigen Leute von dem am Garigliano gewesenen Heer, welche ihr Vaterland wiedersahen, konnten keine Dienste mehr leisten. In demselben Jahre noch (31. März 1504) schlossen Frankreich und Spanien einen dreijährigen Waffenstillstand, der auch für Italien gelten sollte.

Neben den größern Kriegen um Mailand und Neapel läuft fast ununterbrochen, siebenzehn Jahre lang fortgesetzt und über jene noch hinausgehend, ein kleinerer Kampf der Florentiner gegen Pisa. Rühmlich war dieser Kampf nur für Pisa, nicht für Florenz, und namentlich der Ausgang bedeckte die Stadt der Mediceer mit Schmach. Das Ge-

schütz hatte zuletzt eine solche Bresche geöffnet, daß 136 Armlängen Mauer am Boden lagen, und der Hauptsturm mit Ehren nicht länger hinausgeschoben werden konnte. Man ließ den Zufall entscheiden; ein Oberst zog das Unglücksloos. Den baten und beschworen die andern Obersten bei seiner Ehre, bei dem Ruhm von Florenz und Italien, gegen die Mauerlücke zu marschiren, doch er blieb wie angenagelt stehen. Da sich kein anderer Oberst berufen fühlte, an seine Stelle einzutreten, so unterblieb der Sturm; die Belagerung verwandelte sich, wie schon oft vorher, in eine Einschließung, und dieser erlag Pisa, vom Hunger bezwungen.

Während des Kriegs mit Pisa machten die Florentiner einen Versuch zur Wiederherstellung einer Volkswehr. Was sich davon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert noch erhalten hatte, bestand in den Wachposten und Streifwachen der großen Landbesitzungen. In kleineren Besitzungen waren diese nicht üblich; dort hatte man in jedem Schloß vier bis fünf Knechte, die das Herannahen von Feinden anzeigen konnten. Jeder Bauer wurde aber im Kriege zu Arbeiten herbeigezogen, mußte schanzen, fahren, wobei man ihm bald schlechte Waffen gab, bald gar keine. Als mit dem Gebrauch der Feuerwaffen die Bedeutung des Fußvolks stieg, suchte man diesen Troß zum Gefecht tauglich zu machen, woraus die Miliz der Befohlenen entstand. Zeigte sich eine Gefahr, so befahl die Behörde einen Mann von jedem Hause an den bedrohten Ort; kam der Feind näher, so verstärkte man dieses Aufgebot mit Soldtruppen. Der geringe Nutzen der Befohlenen ließ auf Verbesserungen sinnen. Orvieto und Florenz errichteten Land- und Armbrustschützen (1350), Venedig etwa achtzig Jahre später die sogenannten Ausschüsse, eine Art Landwehr des flachen Landes, die monatlich zweimal zusammentrat und während des Kriegs besoldet wurde. Als die Nützlichkeit der Feuerwaffen außer Frage gekommen war, ließ der Senat aus der Ferne Büchsenmeister kommen und vertheilte sie in die Ortschaften. In jedem Dorfe mußten mindestens zwei junge Leute schießen lernen, wofür sie von allen Abgaben befreit wurden. Jedes Jahr einmal war im Hauptorte des Bezirks Scheibenschießen; das

Dorf, dessen Schütze den besten Schuß gethan hatte, bezahlte das nächste Jahr keine Abgaben.

Die Errichtung einer Volkswehr in Florenz betrieben hauptsächlich zwei Männer, Anton Giacomini und Macchiavelli, der zuerst wieder darauf aufmerksam machte, daß der Waffendienst nicht blos ein Handwerk, sondern eine Volkssache sei, und stehende Heere forderte. „Der Herzog von Ferrara und die Venetianer," sagt er in seinem Buch über die Kriegskunst, „machten einen Anfang damit, ließen die Sache aber fallen, was die Schuld von ihnen, nicht von ihren Leuten war. Ich behaupte, daß, welcher Staat von den jetzigen in Italien zuerst diesen Weg betritt, dieser in seinem Kreise der Herr werden wird." Am 6. December 1506 faßte der größere Rath den Beschluß, den die genannten beiden Männer erwünschten. Neun Beamte wurden beauftragt, im Gebiet 10,000 Mann aufzuzeichnen, die in ebensoviele Fähnlein getheilt werden sollten, als es Bezirke gab. Allen war der Löwe der Republik gemeinschaftlich; die Farbe der Felder unterschied ein Fähnlein von dem andern. Jeder Compagnie von dreihundert Mann bestimmte man einen Hauptmann, der mit zwölf Ducaten monatlich zu besolden sei. Dieser hatte einen Trommler anzuwerben, „der die Schlegel nach Art der Ultramontanen zu führen verstände," an jedem Festtage ferner mit Beihilfe von dreißig Corporalen Uebung zu halten, „nach der Kriegsart und Ordnung der Deutschen." Zweimal des Jahres, im Februar und September, sollten die Mannschaften, mindestens sechs Compagnien, zu größeren gemeinschaftlichen Uebungen zusammentreten. Die Besorgniß, aus dieser Miliz kein Söldnerwesen entstehen zu lassen, zeigt sich in den Bestimmungen, daß der Hauptmann nicht aus demselben Kreise, dem die Mannschaft angehöre, sein und nicht länger als ein Jahr dieselbe Compagnie befehligen dürfe.

Im November wurden die Listen der Mannschaft auf folgende Art aufgestellt: Die Richter und Schöppen jedes Orts entwarfen ein Verzeichniß der waffenfähigen Mannschaft von 15 — 50 Jahren, die Bevollmächtigten der Republik suchten darunter die geeigneten Leute aus. Diese bewaffnete man so, daß von je hundert, siebenzig Lanzen, zehn Büchsen, die übrigen verschiedene Waffen bekamen. Sechs Jahre

später richtete man noch eine berittene Miliz ein, aber nur 500 leichte Reiter. Mit diesen Neuerungen hoffte Florenz sich wieder befestigen zu können, aber noch waren sie nicht ganz zu Stande gebracht, so brach das Unglück über die Republik herein.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Liga von Cambray. — Pitigliano und Bartholomäus von Alviano. — Alviano geschlagen und gefangen. — Maximilian I. belagert Pavia. — Schlacht von Ravenna, Gaston von Foix fällt. — Die Schweizer siegen bei Novara. — Prosper Colonna siegt über Alviano. — Franz I. — Trivulzio führt das französische Heer auf ungebahnten Wegen über die Alpen. — Riesenschlacht von Marignano. — Tod Alviano's und Trivulzio's. — Die schwarzen Banden. — Johann von Medici. — Er fällt im Kampfe gegen Frundsberg. — Florenz unterliegt gegen die Mediceer. — Die Verbannten. — Peter Strozzi.

Die letzten Kriege waren von Venedig dazu benutzt worden, auf Kosten der kriegführenden Theile hier und dort Erwerbungen zu machen, „das heilige römische Reich und das Haus Oesterreich, die Herzöge von Mailand, die Könige von Neapel und andere Fürsten zu beeinträchtigen und zu schädigen, tyrannischer Weise deren Güter an sich zu reißen, deren Städte und Schlösser zu erobern und zum Unheil Aller zu wirken." (Manifest Maximilian's I.) Die beschädigt waren, oder beschäftigt sein wollten, schlossen zu Cambray einen Bund, dessen Mitglieder der deutsche Kaiser, Ludwig XII. von Frankreich, Papst Julius II., Ferdinand der Katholische, Karl von Savoyen, Alfons von Este, Herzog von Ferrara, und Franz Gonzaga waren. Man bestimmte zum voraus, was die Republik zurückgeben solle: an den Papst Ravenna, Cervia, Faenza, Rimini, Imola und Cesena; an das deutsche Reich Padua, Vicenza und Verona; an das Haus Oesterreich Friaul, Roveredo und Treviso; an Ludwig XII. als Herzog von Mailand Brescia, Bergamo, Crema, Cremona, die Ghiaradadda und Alles, was sonst zu

Mailand gehört habe; an den König von Neapel Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli, Mola und Pulignano; an die Häuser Este und Gonzaga alle denselben entrissenen Besitzungen; an den Herzog von Savoyen Cypern.

Der Vertrag hatte nicht so geheim gehalten werden können, daß die Venetianer nicht erfahren hätten, was gegen sie gekocht würde. Da Julius II. den Orsinen Renzo und Julius, welche sie zuerst angeworben hatten, den Eintritt in venetianische Dienste untersagte, so nahm der Senat den Grafen von Pitigliano (Nikolaus Orsini) und Bartholomäus von Alviano in seinen Sold und vollendete seine Rüstungen mit Eifer. Ehe die Feindseligkeiten begannen, stand ein Heer im Felde von 2000 Lanzen, 1500 leichten italienischen Reitern, 1800 Stradioten, 18,000 Mann des besten italienischen Fußvolks und 15,000 Fußgängern des venetianischen Aufgebots. Unter den Feldherren war Streit, wie dieses Heer zu verwenden sei. Pitigliano, der ältere und bedächtigere Mann, wollte, mit Aufgebung der Ghiaradadda, zwischen Oglio und Serio ein festes Lager beziehen, in dem er den Haupttheil des venetianischen Festlandes schützen und die Franzosen ermüden konnte, was nach den neuesten Erfahrungen gar nicht so schwer war. Alviano hatte einen kühneren und den neueren strategischen Ideen nahe verwandten Plan, nämlich die Verbündeten einzeln zu schlagen, zuerst rasch über die Adda zu dringen und, von den höchst unzufriedenen Mailändern unterstützt, die Franzosen zurückzuwerfen, dann aber ebensoschnell zurückzugehen und die Deutschen anzugreifen. Für welchen dieser beiden Pläne der Senat entschied, der Erfolg war gleich wahrscheinlich; aber diese Behörde hatte den unglücklichen Gedanken, die Vorschläge ihrer Feldherren mit einander zu vereinigen, und zu entscheiden: das Heer geht an die Adda vor, vermeidet aber, wenn irgend möglich, jede Schlacht.

Gegen die dringendsten Vorstellungen Alviano's, daß dem Feinde entgegengehen und doch keine Schlacht liefern ein Widersinn sei, erfolgte der Vormarsch der Venetianer gegen die Adda. Sie hatten eben Treviglio eingenommen, als Ludwig XII. bei Cassano auf drei Brücken über die Adda ging. Dies war die Entscheidung; Trivulzio meldete sie dem König mit den Worten: „Sire, jetzt haben wir die Feinde besiegt."

Von Cassano zog Trivulzio auf Pandino und Vaila, um die Venetianer von ihren Magazinen abzuschneiden, sodaß diese ihre Stellung bei Treviglio verlassen mußten. Zwei Wege führten nach Vaila; die Franzosen wählten den weiteren und bequemeren; die Venetianer marschirten auf der Sehne des Bogens, den jene beschrieben. Pitigliano eröffnete den Zug, Alviano mit achthundert Lanzen und dem besten Fußvolk bildete die Nachhut. Der Erste war über den Punkt schon hinaus, wo die beiden Wege sich kreuzten; als Alviano dort ankam, zeigten sich eben auf dem andern Wege die ersten Franzosen. Die Bodenbildung war für die Venetianer äußerst günstig: ein hoher Damm, zur Schranke eines jetzt trockenen Gebirgsbachs bestimmt, diente Alviano zur Aufstellung seines Geschützes; weiterhin war der Boden durchbrochen, sodaß die Reiterei, die beste Truppe der Franzosen, keine freie Entwickelung hatte. Es wird behauptet, daß Alviano, als er den Kampf begann, nur das Zurückwerfen der feindlichen Vorhut, einen Handstreich, beabsichtigt habe; da er aber an Pitigliano Botschaft schickte, zu seiner Unterstützung zurückzukehren, so muß er wohl von Anfang an eine eigentliche Schlacht im Sinn gehabt haben. Pitigliano beachtete die Aufforderung nicht. Alviano hatte mehrmals den Versuch gemacht, ihn in ein Treffen zu verwickeln, und so setzte der ältere General seinen Marsch fort, indem er dem andern sagen ließ: er möge sich in guter Ordnung zurückziehen; er wisse ja, daß der Senat keine Schlacht wolle. Dieser hatte inzwischen den Angriff begonnen, die französische Reiterei geworfen und in die Ebene hinaus verfolgt. Dort traf nach und nach das ganze französische Heer ein, und Alviano hatte sich nun zu tief eingelassen, um an einen Rückzug denken zu können. Die Ehre dieses Tages gehörte dem Fußvolk aus der Romagna, das von Nardo und Vincenz Brisighella seine Bildung empfangen hatte. Drei Stunden schlugen sich diese Tapfern gegen das ganze französische Heer; nicht das Geschütz, nicht die Gensdarmerie vermochte sie zu erschüttern; sechstausend blieben todt auf dem Platze. Alviano, im Gesicht verwundet, wurde gefangen; seine Reiterei floh; von den Franzosen waren dreitausend gefallen. (14. Mai 1509.)

Ludwig XII. verfolgte seinen Sieg mit einer Geschwindigkeit, welche die Venetianer förmlich betäubte; vierzehn Tage nach dem Siege von Vaila war er bereits in Besitz des ganzen Gebiets, das der Vertrag von Cambray ihm anwies. Er ließ die Befehlshaber der Plätze, welche Widerstand leisteten, hängen, und diese Schändlichkeit hatte den bezweckten Erfolg, daß die Furcht im venetianischen Heer vorherrschend wurde und dasselbe, durch Ausreißereien stark geschwächt, bis Mestre an den Rand der Lagunen zurücktrieb. Da aber Ludwig XII., nachdem er seinen Antheil von der Beute genommen hatte, lässiger wurde, und Maximilian I. noch immer nicht ankam, so faßten die Venetianer wieder Muth und besetzten aufs Neue Treviso und Padua. In die letztere Stadt warf man alle Truppen, die nur zusammenzuraffen waren, 12,000 Mann des besten italienischen Fußvolks, 10,000 slavonische, griechische und albanesische Söldner zu Fuß, 600 Lanzen, 1500 leichte italienische Reiter und ebensoviele Stradioten. Der Doge Loredano erweckte in dem Adel eine solche Begeisterung, daß 174 Nobili mit bewaffnetem Gefolge nach Padua gingen. Mit demselben Eifer wurden die Festungswerke ausgebessert, dreifache Schanzenreihen erbaut, und überall Minen gelegt, um ein Werk, sobald es der Feind erobere, in die Luft sprengen zu können. Diese Vorkehrungen waren nicht überflüssig; Maximilian war mit einem Heer und einer Rüstung angekommen, wie man beide in Italien seit langer Zeit nicht gesehen hatte. 1900 Lanzen, Italiener und Franzosen, machten seine Reiterei aus, 18,000 deutsche Landsknechte, 6000 Spanier, 6000 geworbene Leute und 2000 Ferraresen sein Fußvolk; das Belagerungsgeschütz bestand aus 200 Stücken, von denen 106 aus Deutschland herbeigeführt worden waren.

Der Kaiser ging bei der Belagerung von Pavia mit ebensoviel Kraft als Einsicht zu Werke; nicht minder gut war die Vertheidigung. Daß schon am vierten Tage Bresche geschossen war, konnte Pitigliano nicht hindern; als aber nun gestürmt werden sollte, hatte er neue Werke aufgeführt, und der Angriff mußte verschoben werden. Einige Tage später stürmten Spanier und Deutsche, wetteifernd, wer dem andern zuvorkomme, die Bastei am Thore von Codalunga; doch kaum hatte ihr Freudengeschrei den glücklichen Erfolg verkündet, so sprang eine Mine und

zerschmetterte die Sieger. Der „letzte Ritter" ist dafür bekannt, bei keiner Sache Ausdauer gezeigt zu haben. Daß es mit dem Angriff nicht vorwärts wollte, daß Deutsche und Franzosen, Reiter und Fußgänger in ewigem Hader mit einander lebten, daß die Stradioten die Lebensmittel abfingen, machte ihn so verstimmt, daß er nach vierzig Tagen die Belagerung aufhob. (3. October 1509.) Damit verlor der Krieg sein Interesse; auch in den beiden nächsten Jahren waren es meistens unbedeutende Gefechte, die zwischen den Heeren vorfielen, und die Erfolge dieser Zeit sind das Verdienst der Politik Julius' II., der, nachdem er seine Rache an Venedig genommen hatte, ganz entschieden die Richtung verfolgte, Italien von den Fremden zu befreien. Zu diesem Zweck schloß er selbst mit Venedig Frieden und verschaffte der Republik auch den Beistand Neapels.

In die Franzosen kam von diesem Augenblick an mehr Thätigkeit. Gaston von Foix bekam Gensdarmen, Geld zur Anwerbung von Fußvolk, und hielt durch seine Kriegsführung, deren Ungestüm dem französischen Volkscharakter vortrefflich entsprach, den Gegenbund vollständig im Schach. In den ersten Tagen des Aprils 1512 belagerte er Ravenna und hatte die Besatzung bereits so weit gebracht, daß sie unterhandelte, als Raimund von Cardona, der spanische Vicekönig von Neapel, mit dem Bundesheer zum Entsatz erschien. Foix lagerte zwischen den beiden Flüssen Ronco und Montone, welche Ravenna einschließen, oberhalb der Stadt; Cardona nahm Stellung am rechten Ufer des Ronco bei Molinaccio, anderthalb Stunden von Ravenna entfernt. Gaston mußte entweder eine Schlacht annehmen, bei der er im Nachtheil war, oder die Belagerung aufheben, was er für einen Schimpf gehalten haben würde. Er entschied, gegen die anfängliche Meinung seines Kriegsraths, für das erste, ging über den Fluß und stellte sein Heer dem befestigten Lager gegenüber in Schlachtordnung. Auf dem rechten Flügel, hart am Flusse, stand der Herzog von Ferrara mit 700 Lanzen, mit Geschütz und deutschen Landsknechten; nach der Mitte zu schloß sich an ihn Gaston von Foix mit 8000 Gascognern und Picarden und 5000 Italienern; 3000 leichte Reiter, mit Schützen untermischt, bildeten die Verbindung mit den 600 Lanzen des äußersten linken Flügels

unter la Palice; eine Reserve von 400 Lanzen unter Ivo d'Allegri stand hinter dem rechten Flügel am Flusse. Diese Schlachtordnung war nach einwärts gebogen und hatte den Fehler, zu ausgedehnt und folglich zu schwach zu sein. Umgekehrt beging der Vicekönig den Fehler, seine Leute auf einem engen Raum zu sehr anzuhäufen, drei große Treffen zu bilden und alle in dem innern Raum zwischen den Schanzen zu behalten. Im ersten Treffen waren 800 Lanzen und 6000 Mann zu Fuß unter Fabrizio Colonna; das zweite Treffen, bei dem sich der Vicekönig befand, bildeten 600 Lanzen und 4000 spanische Fußsoldaten, das dritte 400 spanische Reiter und 4000 Mann zu Fuß; hinter diesem standen die leichten Reiter, die Alfons d'Avalos von Pescara befehligte, und Peter Navarro's spanische Kerntruppen, 500 Mann zu Fuß. Das Geschütz war vor dem ersten Treffen aufgepflanzt, das schwere vor der Reiterei, das leichtere vor dem Fußvolk. Die Franzosen drangen in guter Ordnung vor; ein furchtbares Geschützfeuer empfing sie, das in kurzer Zeit zweitausend Mann tödtete, und als sie stürmten, fielen wieder zwölfhundert. Sie zogen sich zurück, und der Herzog von Ferrara führte nun das französische Geschütz vom rechten auf den linken Flügel, auf einen Punkt, von dem aus es das ganze feindliche Lager bestrich. Die Verheerung war eine entsetzliche; in wenigen Augenblicken war das Lager mit Todten wie besäet. Fabrizio Colonna, der diesem unnützen Gemetzel ein Ende machen wollte, verlangte, daß ein Ausfall gemacht werde; der Vicekönig verweigerte seine Erlaubniß. Seine spanischen Fußsoldaten litten wenig, da sie auf der Erde lagen; der Tod wüthete hauptsächlich unter den italienischen Reitern, welche keine Deckung hatten. Einige italienische Schriftsteller beschuldigen daher Cardona, daß er die Leute ihres Volks habe opfern wollen; mit mehr Wahrscheinlichkeit wird angeführt, daß er die Schlacht nicht durch einen Reiterangriff, sondern durch sein Fußvolk habe entscheiden wollen. Colonna nahm sich endlich die verweigerte Erlaubniß selbst; wie er aus dem Lager fiel, mußte das Fußvolk nachfolgen. Seine Reiter waren im Nu geworfen und zerstreut, er selbst gefangen; der Vicekönig ergriff die Flucht; Pescara fiel verwundet in die Hände der Feinde; die ganze verbündete Reiterei verschwand vom Schlachtfelde, die französische Reiterei größtentheils, da sie den Fliehenden nachsetzte. Das Fußvolk setzte den Kampf mit äußer-

ster Erbitterung fort, hier die deutschen Landsknechte, dort die Spanier. Eine längere Zeit waren die Deutschen mit ihren langen Piken im Vortheil; als aber die Spanier die Reihen einmal durchbrochen hatten, konnten sie mit ihren Degen und Dolchen ihre Gegner reihenweise niederstoßen. Es gelang der herbeieilenden französischen Reiterei, ihr Fußvolk zu retten; aber ihre Reihen ließen sich die Spanier nicht brechen, ihren Rückzug nicht in Unordnung bringen. Wüthend darüber, stellte sich Gaston von Foix an die Spitze der Gensdarmen; doch wie er auf die Spanier eindrang, stürzte sein Pferd, von einem Dolchstoß getroffen, und ihn selbst durchbohrten die feindlichen Schwerter mit vierzehn Wunden. (10. April 1512.) Das Zeitalter bewunderte an der Schlacht von Ravenna die Thatsache, daß Fußvolk, von seiner Reiterei verlassen und ohne Geschütz, durch ein siegreiches Heer sich durchschlagen könne; für die Kriegsgeschichte hat diese Schlacht dadurch große Bedeutung gewonnen, daß sie die erste war, in der das Geschütz auf beiden Seiten entscheidend wirkte.

Das französische Heer war nach seinem Siege in einem schlimmeren Zustande als vorher: der Tod Gaston's, der starke Menschenverlust, endlich Streitigkeiten der Unterfeldherren über den Oberbefehl lähmten seine Kräfte. Die noch während dieses Feldzugs angeknüpften Unterhandlungen, deren Abschluß für den Kirchenstaat der neue Papst Leo X. bewerkstelligte, riefen abermals eine veränderte Constellation hervor. Auf der einen Seite standen Kaiser Maximilian, der Papst und die Schweizer, auf der andern Frankreich und Venedig. Die erste genannte Gruppe wollte Maximilian Sforza zum Herrn der Lombardei machen und bediente sich dazu der Schweizer. Diese standen nach mehreren Wechselfällen des Krieges in Novara, wo la Tremouille sie belagerte. Der Uebermuth der Schweizer kannte in dieser Periode kaum noch Grenzen. Als Bresche geschossen war, ließen sie den französischen Feldherrn fragen: weshalb er sein Pulver verschießen wolle? Habe er die Absicht, zu stürmen, so wollten sie ihm das nächste Thor weit öffnen, oder auch die Bresche noch breiter machen, je nach seiner Entscheidung. La Tremouille gab keine Antwort; aber die Schweizer hielten sich durch ihr Wort gebunden: das Thor blieb von diesem Augenblicke an weit ge-

öffnet; vor die Bresche wurden blos Betttücher gespannt. Es war ein Entsatz unterwegs; la Tremouille gab deshalb die Belagerung auf und zog sich in einige Entfernung zurück, um den Schweizern durch seine Reiter die Lebensmittel abschneiden zu lassen. An diesem Abend hielten die Schweizer Rath, und Jakob Matti aus Livinen stellte den Hauptleuten so eindringlich vor, wie schimpflich es sein würde, das heranziehende zweite Heer abzuwarten, daß der Angriff einstimmig beschlossen wurde. Der Schweizer waren 9000, die ohne Reiterei und Geschütz aufbrachen; im französischen Lager standen 1200 französische Gensdarmen, 800 leichte Reiter und 16,000 zu Fuß unter Robert von der Mark, dem Eber der Ardennen, dazu ein zahlreiches Geschütz. Vor dem Anbruch des nächsten Tages waren die Schweizer vor dem französischen Lager und brachten ihren Plan zur Ausführung. Siebentausend von ihnen warfen sich auf das Fußvolk bei den Geschützen; die zweitausend andern drängten die Reiterei zurück. Ihr Anmarsch geschah in tiefen, dichten Heersäulen, sodaß die französischen Kugeln ihre größte Wirkung äußern konnten, doch stockte der Angriff darum keinen Augenblick, und als die Schweizer erst unter dem feindlichen Fußvolk waren, nahmen sie ihre Rache doppelt und dreifach. Die eroberten Geschütze wurden auf die Franzosen gerichtet; diese flohen mit einem Verlust von 10,000 Todten; von den Schweizern waren 1500 gefallen. (6. Juni 1513.)

Auf die Nachricht von der Niederlage seiner Bundesgenossen zog sich Bartholomäus von Alviano nach Padua zurück. Die Verbündeten folgten; das ganze Gebiet des venetianischen Festlandes wurde von ihnen überschwemmt; eine Abtheilung drang sogar bis an den Lagunenrand vor. Allein Padua widerstand allen Angriffen; in dem sumpfigen Lande erzeugten sich Fieber; das gesammte Landvolk der Umgegend befand sich im Aufstande, und Alviano konnte nun den Plan entwerfen, dem feindlichen Heere den Rückweg zu versperren. Vicenza, Montecchio, Barberano erhielten Besatzungen; Alviano verschanzte sich bei Olmo auf der nach Verona führenden Straße; die Gebirgspässe wurden mit Leuten des Aufgebots besetzt, die Straßen mit Gräben und Verhauen gesperrt. Prosper Colonna, an mehreren Durchgangspunkten zurück-

gewiesen, verbrannte sein Gepäck und schlug die Straße von Bassano ein. Gering war seine Hoffnung, zu entkommen; die Bauern schossen seine Soldaten aus sichern Verstecken nieder, die Stradioten beunruhigten den Marsch unaufhörlich, Alviano war überall bei der Hand, wo die Gelegenheit günstig war. Seine kluge Taktik, mit Vermeidung einer Schlacht das feindliche Heer aufzureiben, würde sicher zum Ziele geführt haben, wenn nicht der venetianische Proveditore Loredano auf einen glänzenden Sieg begierig gewesen wäre. Lange wich Alviano seinem Drängen aus; endlich rief er verzweifelt: „Das Schicksal Carmagnola's will ich nicht haben!" und warf sich blindlings auf die spanische Nachhut. Dieser eine Tag raubte ihm alle Früchte dieses Feldzugs. Das deutsche und spanische Fußvolk bewährte seine Tüchtigkeit aufs glänzendste; Colonna ging rasch von der Vertheidigung zum Angriff über, und der sinkende Tag sah eine regellose Flucht der Italiener, in die Alviano mit hineingerissen wurde. Um Loredano, der sich nicht retten konnte, stritten mehrere Soldatenhaufen, da der reiche Anzug des Gefangenen ein gutes Lösegeld erwarten ließ; da kam ein neuer Schwarm hinzu, und einer aus diesem erschlug den edlen Venetianer, damit der Streit ein Ende nehme. (7. October 1513.) Dies war das letzte bedeutende Ereigniß des Feldzugs. Die Unterhandlungen und Verträge des nächsten Jahres hatten keinen bleibenden Einfluß, da Ludwig XII. am 1. Januar 1515 starb, und in seinem Nachfolger Franz von Angouleme ein Mann den französischen Thron bestieg, der keine Verbindlichkeiten anerkannte, die ihn abgehalten haben würden, sein höchstes Ziel: die Wiedereroberung Italiens, zu verfolgen. Nach kurzem Verlauf standen die alten Bünde gegeneinander, hier Mailand, Neapel, der Papst, die Schweizer, der Kaiser, dort Frankreich und Venedig, durch Genua verstärkt, das seine neuerrungene Freiheit durch ein Bündniß mit Franz I. schlecht genug sicherte.

Im Dauphiné sammelten sich die Truppen Frankreichs, dreitausend Gensdarmen, fünfzehnhundert leichte Reiter, sechs Fähnlein italieischer Reiter, unter einem Sanseverino, sechstausend Basken und Gascogner mit Armbrüsten und Büchsen, zehntausend Franzosen geworbenes Volk, sechsundzwanzigtausend niederdeutsche Landsknechte unter Karl

von Egmont. Unter den Letztern befand sich eine Kerntruppe, lauter Mannschaften, die sich aus mehreren Feldzügen kannten, schwarze Waffen und Fahnen trugen und sich deshalb den Namen der schwarzen Banden gaben. Die Schweizer hielten an allen Alpenpässen Wache; aber der vierundsiebenzigjährige Trivulzio wußte Rath. Er kannte einen Weg, der für so ungangbar galt, daß die Schweizer dort keine Wache nöthig hielten. Dieser Weg führte längs den Ufern der Durance über Col d'Argentiere ins Sturathal und nach Coni, und war in der That so von steilen Felsen, Schluchten und Abgründen durchschnitten, daß alle anderen Heerführer abriethen. Franz I. entschied für Trivulzio's Vorschlag, und in fünf Tagen war der Uebergang über die Alpen vollzogen. Den Schweizern waren Nachrichten zugekommen; aber sie glaubten nicht an die Möglichkeit eines solchen Unternehmens, und erst die Gefangennehmung Prosper Colonna's bei Villafranca überzeugte sie, daß die Franzosen wirklich in ihrem Rücken ständen. Nun setzten sie sich in Bewegung, in Uneinigkeit und Hader, da ein Theil die Friedenserbietungen des Königs annehmen wollte, ein anderer Theil für schimpflich hielt, in einem Augenblicke, da es zum Schlagen komme, in einen Vertrag zu willigen, den man in ruhiger Zeit zurückgewiesen habe. Der Hader dauerte noch fort, als sie in die Nähe des französischen Lagers kamen, das Franz I. bei Marignano (Melignano) auf der von Mailand nach Cremona führenden Straße bezogen hatte. Der Cardinal von Sitten war der eifrigste Wortführer der Partei, die ohne Verzug eine Schlacht wollte, und allerdings einen kräftigen Grund für sich hatte, den nämlich, daß die Franzosen sich mit den Venetianern vereinigen würden, wenn man ihnen nicht zuvorkomme. Durch falsche Nachrichten, daß es bereits zum Schlagen gekommen sei, wurden die letzten Besonnenen mit fortgerissen, und im Sturmschritt ging es gegen das französische Lager.

Die Stellung des Königs wäre für andere Truppen unangreifbar gewesen. Der Zugang von der Seite der Schweizer war eine freie Dammstraße durch Wiesen, die von Wassergräben durchschnitten wurden. Wo diese Straße endete, dehnten sich die dreifachen, mit vierundsiebenzig schweren Geschützen besetzten Schanzen der Franzosen aus, zwischen denen ein hinreichender Raum für die Aufstellung des Heeres war.

Vor den Schanzen zog sich der Lagergraben hin, Seiten und Rücken des Lagers waren völlig gedeckt, und überdies stand Alviano so in der Nähe, daß er während des Kampfes herbeikommen konnte, wie auch wirklich geschah. Französische Gensdarmen und deutsche Landsknechte gingen den Schweizern entgegen; beide wurden geworfen, die letzteren fast aufgerieben. Der Lagergraben wurde überschritten, das erste französische Treffen ganz in die Flucht geschlagen, das zweite zurückgedrängt; selbst Bayard floh; der König zog sich auf sein Hintertreffen zurück. Eine Stunde vor Mitternacht endete das Gefecht; die Schweizer hatten zehn Fahnen und zwölf Geschütze gewonnen, aber so unverhältnißmäßig verloren, daß sogar der kriegerische Cardinal von Sitten, den man während der Schlacht stets in den vordersten Reihen gesehen hatte, zum Rückzuge nach Mailand rieth. Die Anführer stritten hin und her; am nächsten Tage erneuerten sie die Schlacht. Der erste Angriff galt den schwarzen Banden; während diese Boden verloren, ritt die französische Gensdarmerie auf die Schweizer ein; aber auch sie vermochte nichts. Schon erschienen die ersten leichten Reiter Alviano's; die Schweizer achteten kaum auf sie; alle ihre Anstrengungen galten dem französischen Mitteltreffen, das sich um den König gesammelt hatte. Um Mittag trat im Kampfe eine Pause ein, und jetzt zeigten sich die vollen Reihen des venetianischen Heeres. Viele der schweizerischen Hauptleute meinten, daß eine letzte Anstrengung einen um so glänzenderen Sieg geben werde; doch ehe sie mit ihrer Ansicht durchdringen konnten, ließ Trivulzio die Dämme des Lambro durchstechen, und das einströmende Wasser, das ihnen bereits bis zum Knie reichte, zwang die Schweizer zum Rückzuge. Ihre Verwundeten und ihre vier Feldschlangen trugen sie auf den Schultern mit sich fort; in ein Viereck geordnet zogen sie ab, noch furchtbar von dem feindlichen Geschütz gezehntet. (13. und 14. September 1515.) Ihr Verlust hatte zwischen sechstausend und siebentausend Todte betragen. Die Zeitgenossen nannten diesen Kampf die Riesenschlacht von Marignano; sein Andenken hat sich in Italien noch heute erhalten in dem Volkssprichwort: „Suche Gnade bei Marignano."

Bartholomäus von Alviano hatte sich durch die Anstrengung der Schlacht einen Bruch zugezogen, und starb am 7. October desselben

Jahres. Seine Soldaten führten die Leiche nach Venedig, ohne von der Besatzung von Verona den angebotenen Geleitsbrief anzunehmen, „weil ein General, der nie Furcht gekannt habe, als Todter noch viel weniger den Schein der Feigheit auf sich laden dürfe.“ Sie hatten im Lager den einbalsamirten Leichnam unabänderlich als lebend behandelt; dies vermindert das Sonderbare der Antwort. Das Aeußere Alviano's verkündete nicht den großen Mann; er war von häßlichen Zügen — blos die schwarzen Augen waren schön — von kleiner Gestalt und sprach mit schwerer Zunge. Als Feldherr blieb er gern bei dem ersten Entschluß, namentlich wenn dieser recht gefährlich war, führte das rasch Ergriffene kraftvoll zu Ende, verfolgte einen Sieg bis aufs Aeußerste, und ließ sich durch keine Niederlage entmuthigen. War er einmal geschlagen, so griff er gewöhnlich zuerst wieder an. Gütig, freimüthig, einfach und enthaltsam, war er ein Freund der Wissenschaften und Künste. Er umgab sich gern mit Gelehrten und Dichtern; in seiner Stadt Pordenone, die ihm die Republik geschenkt hatte, errichtete er eine kleine Akademie; in der französischen Gefangenschaft schrieb er mit einem Röhrchen und mit einer Dinte, die aus Ruß und Wein zusammengesetzt war, seine Denkwürdigkeiten. Sein Tod beraubte die Republik fast aller Vortheile, die sich aus einem Siege wie bei Marignano ziehen ließen.

Ueber Mailands Schicksal entschied die Riesenschlacht. Einen Monat später erschien Maximilian Sforza vor Franz I., trat sein Herzogthum ab und erhielt dafür einen Jahresgehalt von 30,000 Ducaten, den er in Frankreich verzehrte; ein Gefangener zwar, aber nach der Versicherung des Geschichtschreibers Guicciardini zufriedener, als da er noch Herzog und dem Hohne des Kaisers, den unverschämten Forderungen der Schweizer und der Treulosigkeit der Spanier ausgesetzt war. Den ganzen Krieg endete der Friede von Noyon (13. August 1516), dem auch Kaiser Maximilian beitrat, obgleich er am meisten dabei einbüßte. Die Venetianer verloren etwas von ihrem Gebiet, wofür sie Verona erhielten; aber der Krieg hatte ihren Staatsschatz um fünf Millionen Ducaten ärmer gemacht. Der Krieg in Italien hörte auf; aber neue Plagen kamen über das Land, da die von allen kriegführenden Mächten entlassenen Söldner wegen ihres weitern Fortkommens nicht in

Sorge bleiben wollten. Zu diesen kam Franz Maria della Rovere, den Leo X. aus seinem Herzogthum Urbino vertrieben hatte, und forderte sie auf, ihn zu unterstützen; an Beute, aus der sie sich bezahlt machen könnten, werde es nicht fehlen. Ein Ort im Mantuanischen war der Sammelplatz; eine zahlreiche Gesellschaft fand sich ein: an Fußsoldaten fünftausend Spanier und dreitausend Italiener, dazu achthundert leichte Reiter, Burgunder, Spanier und Albanesen. Glücklich eroberte er sein Herzogthum bis auf einige Festen, und sein Unternehmen nahm für den Papst eine sehr schlimme Wendung, da zwei Drittheile der Päpstlichen zu den Herzoglichen übergingen. Es waren Spanier und Gascogner, ebenfalls Ueberbleibsel aus den letzten Kriegen, und eine einfache Aufforderung genügte, sie auf die andere Seite zu ziehen. Da der Papst Geld hatte, woran es dem Herzog gänzlich fehlte, so ließ sich der Verlust ausgleichen. Lorenz Medici, der päpstliche Hauptmann, bot jedem Ueberläufer dreifaches Handgeld, zeigte sich als pünktlichen Zahler und erhielt fast das ganze Heer des Herzogs, der darauf seinen Frieden mit der Kirche machen mußte. Der Papst hätte von seinem starken Heere keinen bessern Gebrauch machen können, als wozu er dasselbe wirklich benutzte, nämlich die vielen kleinen Fürsten des Kirchenstaats zu unterwerfen. Einer nach dem andern mußte sich beugen; zuerst von allen Baglioni, Herr von Perugia, der letzte noch übrige von den Condottieri, die den Bund gegen Cäsar Borgia geschlossen hatten. Baglioni mußte sterben; gegen die meisten andern zeigte sich Leo X. milder, und ließ ihnen durchschnittlich ihre Besitzungen, mit verkleinertem Gebiet und geschmälerten Rechten. Es war ein ganzes Nest von Condottieri, das auf diese Weise aufgehoben wurde, und dies ist eine der Ursachen, weshalb das italienische Söldnerwesen nach und nach zu verschwinden anfängt. Soll unsere Geschichte der Condottieri von jetzt an nicht den Charakter einer Staaten- und Kriegsgeschichte Italiens annehmen, so muß sie an einzelne Persönlichkeiten anknüpfen.

Trivulzio der Große lebte, seit dem Abschluß des Friedens in Mailand, im Genusse eines Einkommmens und eines Ansehns, die ihn, nach dem Urtheil des französischen Statthalters Lautrec, hoch über den Rang eines Privatmannes erhoben. Lautrec benutzte einen Vertrag,

den Trivulzio mit den Cantonen zum Schutz seiner großen, an der Schweizergrenze gelegenen Besitzungen abgeschlossen hatte, um ihn am französischen Hofe zu verdächtigen, als suche er eine unabhängige Stellung. Trivulzio war untröstlich bei den ersten Zeichen von Ungnade, die er bemerkte, und ließ sich schon im Beginn der schlechten Jahreszeit in einer Sänfte über die Alpen tragen; trotz seines hohen Alters und obgleich die Astrologen, auf die er sonst alles gab, dringend abriethen. Der König besuchte eben die Bretagne; Trivulzio ließ sich ihm nachtragen; aber in Amiens wurde er bedeutet, daß er den König hier zu erwarten habe. Seine Zeit verging damit, Audienzen bei der Königin und deren Damen zu suchen, die regelmäßig verweigert wurden; als der König kam, eilte er aufs Schloß und warf sich ihm zu Füßen. „Ach Sire, ach Sire," rief der alte Mann, „nur für ein einziges Wort Gehör!" Der König that kaum, als ob er ihn sehe; nach dem Essen nahm er ihn in eine Fensterbrüstung und redete lange und heftig auf ihn ein. Dies war die Audienz, um die Trivulzio gebeten hatte; so beharrlich er dem Hofe von Ort zu Ort folgte, der König ließ ihn nicht mehr vor sich und die Höflinge verspotteten ihn. Der Kummer warf ihn in Chartres aufs Krankenbette; vier Aerzte, die ihm der König schickte, fanden ihn schon sterbend. In seinen letzten Stunden mußte er noch ein Codicill zu seinem Testament machen, in dem er seinen Vertrag mit den Schweizern widerrief. Das Abendmahl empfing er auf den bloßen Knieen liegend, von zwei Dienern unterstützt; in seiner Sterbestunde hielt er ein Crucifix fest in den Händen; neben ihm auf seinem Bette lag sein bloßer Degen. Er starb am 5. December 1518. Trivulzio war eine südliche Natur, stolz, jähzornig, parteiisch, mehr geeignet, Ansehn zu erwerben, als zu behaupten. Seine Soldaten bezahlte er oft mit seinem eigenen Gelde, wenn der Sold zu lange ausblieb, und verzieh sogar Meutereien, die aus der Noth hervorgegangen waren. Einem Menschen, der ihn hatte ermorden wollen, verzieh er; einen Verwandten der Königin von Frankreich, der eine Nonne geschändet hatte, ließ er zum Tode führen. Sein Grabmal in Mailand in der Kirche St. Nazzaro hat die von ihm selbst verfaßte Inschrift: „Hier ruht Johann Jakob Trivulzio, der nie im Leben Ruhe fand.

Störet ihn nicht!" Fünf Jahre nach ihm starb Prosper Colonna, ebenfalls aus Kummer: man hatte ihm den Spanier Lannoy im Oberbefehl vorgezogen. Man sagte von ihm, daß er besser verstehe, Niederlagen auszuweichen, als Siege zu erfechten; das wurde aber von Jedermann anerkannt, daß er die neue Methode des Festungskriegs am besten verstanden habe.

Der Feldherr, der nach Trivulzio und Colonna den größten Ruhm erwarb, war Johann Medici, geboren am 6. April 1498. Sein Vater stammte in gerader Linie von Lorenz ab, dem Bruder des großen Cosmus Medici; seine Mutter, Katharina Sforza, in erster Ehe an Girolamo Riario, Herrn von Forli, verheirathet, war eine merkwürdige Frau. Noch zu Lebzeiten ihres ersten Mannes wird sie in Forli belagert, und die Feinde drohen ihr, daß sie ihre Söhne, welche in ihren Händen sind, umbringen werden, wenn sie die Stadt nicht übergiebt. „Meinetwegen," antwortet sie; „mein Mann wird andere mit mir zeugen." Kurz nach der Geburt Johann's verlor Katharina ihren zweiten Gatten und ließ ihren kleinen Sohn in ein Kloster schaffen, weil sie fürchtete, daß Lorenzo Riario, ihr Sohn erster Ehe, dem Stiefbruder nachstellen werde. Dies geschah wirklich; Lorenzo raubte den Kleinen, aber die Mutter setzte ihm mit gerichtlichen Verfolgungen dergestalt zu, daß der fortgesetzte Aerger ihn ums Leben brachte.

Von früher Jugend an, zeigte Johann Medici großen Hang zu Gewaltthaten und Blutvergießen. Er schlug auf Lehrer und Wärterinnen, tödtete alle Hunde und Katzen in seinem Bereich, lieferte seinen Gespielen Gefechte und kam selten anders als mit zerrissenen Kleidern und blutend nach Hause. Als er mehr zu Jahren kam, wurden Leibesübungen seine tägliche Beschäftigung; im Fechten und Ringelstechen, im Bändigen wilder Pferde, im Tanzen, Ringen und Schwimmen war er Meister. Sein wilder Sinn verließ ihn nicht; Florenz verbannte ihn wegen seiner Gewaltthätigkeiten; als er die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten hatte, tödtete er einen Edelmann im Streit und streckte einen Diener, der ihm grob begegnet war, todt zu seinen Füßen nieder. Leo X. sein Verwandter, nahm ihn zu sich, um ihn in Schranken zu halten; aber er trieb es in Rom wie in Florenz und schlug sich fast jede Nacht

mit der Faction der Orsinis auf den Straßen herum. Im Kriege gegen den Herzog von Urbino nahm er zuerst Dienste, und bildete eine eigene Schaar, der er weiße Feldzeichen gab. Diese wurden nach dem Tode Leo's X. zum Zeichen der Trauer in schwarze verwandelt; daher kommt der Name „schwarze Banden", den man diesen Truppen gab. Wie ein echter Bandenführer focht Johann Medici bald hier, bald da, für den Papst, für Florenz, Mailand, Frankreich. Seine Thaten machten ihn berühmt; die tollsten Gesellen Italiens strömten ihm zu, und da er mit der Aufnahme sehr vorsichtig war, strebte Alles um so mehr danach, in die schwarzen Banden einzutreten. Wer sich meldete, wurde von Johann Medici selbst genau geprüft und untersucht, dann auch selbst von ihm in der Waffenführung und in den Evolutionen unterrichtet. Höhern Sold bekam nur, wer mit ihm selbst gefochten und in der Schlacht, zu Fuß oder zu Pferd, einen Feind erlegt hatte. Die Grade wurden nach dem Verdienst vertheilt, und nie kam es vor, daß Jemand, der eine tapfere That verrichtet hatte, nicht belohnt worden wäre. Die Faulen wurden aus dem Lager gejagt, die Feigen ehrlos gemacht, nach Umständen hingerichtet, wobei Medici nicht selten mit seinem Schwert das Todesurtheil vollstreckte. Die ganze Truppe hielt wie Ein Mann zusammen; wer Einen beleidigte, hatte die Rache Aller zu fürchten, namentlich des Anführers, der ebenso der Erste war, einen Soldaten aus Gefahr zu retten. Bei den Italiern waren die schwarzen Banden sehr beliebt, sie waren ja die einzige Truppe der Halbinsel, die noch selbstständig und national war. Wie die patriotische Jugend sich zu ihnen drängte, wie das Volk von ihnen große Dinge erwartete, so setzten auch gewiegte Staatsmänner ihre Hoffnungen auf sie. „Ich muß Euch etwas Närrisches erzählen," schreibt Machiavell im März 1526 an Franz Guiccardini, „Euch einen Plan vorlegen, den Ihr entweder verwegen oder lächerlich finden werdet; aber diese Zeiten erfordern kühne und ungewöhnliche Entschlüsse. Vor wenigen Tagen sprach man in Florenz davon, daß Herr Johann Medici eine Freitruppe errichte, um damit Krieg zu führen, wo es ihm gut dünke. Diese Reden gaben mir den Gedanken ein, das Volk spreche genau das aus, was geschehen sollte. Gewiß sagt sich Jeder, daß es unter den Italienern keinen Anführer gebe, dem unsere Leute

lieber folgten, den die Spanier mehr fürchteten. Auch weiß Jedermann, daß Herr Johann kühn, ungestüm, großer Entwürfe fähig, zu ungewöhnlichen Thaten berufen ist. Wenn er doch, seinen jetzigen Plan erweiternd, Truppen anwerben wollte, so viel Reiter und Fußgänger, als nur zu haben sind! — Geschähe das, so könnte er den Spaniern den Kopf zurechtsetzen und sie zwingen, daß sie ihre Entwürfe aufgeben, mit denen sie auf den Untergang Toscanas und der Kirche hinauswollen. Er könnte auch den König von Frankreich auf bessere Gedanken bringen ..... das wäre ein Mittel; ich weiß kein anderes."

Obgleich Johann Medici als gewöhnlicher Bandenführer begonnen hatte, scheint er doch politischen Plänen nicht fremd geblieben zu sein. In Fano, wo er Statthalter war und nach päpstlichem Versprechen Herr werden sollte, stellte er den alten Hafen wieder her und bildete ein Geschwader, indem er seine Truppen in unglaublich kurzer Zeit zu Matrosendiensten tauglich machte. Sein Hinüberwechseln von den Spaniern zu den Franzosen und umgekehrt erfolgte in der spätern Zeit seines Lebens nach der Berechnung, daß er sich gegen die übermächtige Partei wenden müsse, und so war er auch Generalcapitan des italienischen Bundes, den die Staaten der Halbinsel nach der Schlacht von Pavia schlossen, um nicht von Karl V. erdrückt zu werden. 1524 waren seine schwarzen Banden schon auf 300 Lanzen und 3000 Mann zu Fuß angewachsen; der Keim einer Macht war da. Zwei Jahre später zog Georg Frundsberg mit 14,000 Landsknechten gegen Rom; Johann Medici kämpfte mit ihnen vier Tage im Mantuanischen nahe am Po. Er war im Vortheil, da die Deutschen kein Geschütz hatten; aber in Borgoforte fand Frundsberg einige Stücke, die der Herzog von Ferrara ihm insgeheim zuschickte. Johann Medici war damit unbekannt und drängte die Deutschen auf einer von Wasser umgebenen Ebene zwischen Mantua und dem Po zur Schlacht. Diese feuerten ihre vier Feldschlangen ab; eine der Kugeln traf ihn ins rechte Bein oberhalb des Knies. Seine Soldaten trugen ihn nach Mantua zurück, in das Schloß seines Freundes Ludwig Gonzaga. Es war eine Amputation nöthig; ein jüdischer Arzt, Namens Abraham, wollte sie unternehmen, wenn der Verwundete von zehn Männern gehalten werde. „Nicht zwanzig würden mich hal-

ten, wenn ich nicht wollte," rief dieser aus, nahm einem Diener die Kerze ab und leuchtete selbst zur Operation. Während der Dauer derselben veränderte er seine Farbe nicht einmal; nur schrie er auf, als der Knochen durchsägt wurde. Die Diener mußten ihm das abgeschnittene Bein in einem silbernen Becken bringen; er seufzte bei dem Anblick laut, klagte, daß sein Leben jetzt keinen Ruhm mehr haben werde, seine Zukunft verloren sei. „Ach nein," unterbrach er sich schmerzlich lächelnd; „der Papst hat mir ja Fano geschenkt." Das Bein war nicht hoch genug abgelöst worden; die im Stumpf zurückgebliebenen Knochensplitter entzündeten das Fleisch, und der Brand trat ein. Achtundzwanzig Jahre alt, starb er am 30. November 1526.

Johann Medici war von mittlerem Wuchs, liebte aber große Soldaten, weil die Kleinen, wie er sagte, nichts taugten, Männer wie Nikolaus Piccinino wenige zu finden seien. Er führte bei seinen Truppen bequeme Kleidung ein; seiner blitzschnellen Kriegsführung angemessen, liebte er vorzüglich leichte Reiterei. Wenn er schnell marschiren wollte, ließ er seine Büchsenschützen auf Pferde steigen und in der Schlacht absitzen, woraus die Dragoner entstanden sind. Ein ganz neues Wort ist von ihm; er sagte seinen Soldaten: „Ihr werdet nie hören, daß ich sage: Geht vorwärts! ich sage nur: Folgt mir!" In der That kämpfte er stets in der vordersten Reihe. Duelle duldete er nicht. Als einst das Unwesen sehr allgemein geworden war, und wieder einmal zwei seiner Hauptleute, die besten der Truppe, sich schlugen, schloß er sie in ein Zimmer, nahm den Schlüssel zu sich und erklärte: er werde nur Einem öffnen, der Andere müsse todt sein. Die Beiden kämpften, bis sie halbtodt niederfielen; man hörte nichts mehr; aber Medici öffnete noch immer nicht, und nur die dringendsten Bitten bewogen ihn, zu verzeihen. Die Duelle hörten seitdem auf. Eine Eigenheit dieses tapferen Mannes bestand darin, daß es ihm geradezu unmöglich war, in einem Zimmer allein zu schlafen. Geistliche begegneten ihm nicht gern, und mit gutem Grund; wenn er einen Mönch auf einem guten Pferde sah, war es stehend bei ihm, daß er auf ihn zuritt, den schlechtesten Klepper seines Heeres vorführen ließ und mit höflichem Gruße sagte: „Vater, dieses Thier wird gut genug sein, Euch ins Kloster zu bringen; Euer Pferd eignet

sich mehr für den Krieg. Geht mit Gott." Von seinem raschen Entschluß und seiner Festigkeit zeugen tausend Anekdoten. Einen Kriegsrath beim König von Frankreich, der hin und her überlegte, ob ein Ort eingenommen werden könne oder nicht, unterbrach er mit den Worten: „Handeln ist besser als reden; ich will einmal nachsehen, Sire." Damit ging er, rief seine Leute zusammen und erstürmte diesen Ort. In einem Streit mit Prosper Colonna fuhr dieser auf, daß Medici in einem Walde nicht wagen würde, ihm solche Worte zu sagen. „Gewiß nicht," antwortete dieser; „befänden wir uns in einem Walde, so wäre Eure schwarze Mütze schon längst roth." Sein Ruf war weit über Italien hinaus verbreitet. Als kurz vor seinem Tode ein florentinischer Gesandter nach England ging, konnte sich der König nicht genug von Johann Medici erzählen lassen.

Die schwarzen Banden nahmen nach Medici's Tode die dunklen Abzeichen wieder an, die er einige Zeit zuvor hatte ablegen lassen, und behielten sie fortan. Sie baten die Wittwe des Gefallenen, Maria de' Salviati, ihnen den kleinen Sohn Johann's zum Anführer zu geben; aber Maria entschuldigte sich mit dem zarten Alter des Kindes. Ihr Feldherr wurde nun Horaz Baglioni, ein Sohn des hingerichteten Bandenführers von Perugia: kühn, habgierig und grausam wie der Vater. Mit diesem schlossen sie sich unter florentinischen Fahnen dem französischen Heere an, das unter Lautrec zur Eroberung von Neapel auszog, und eroberten Malfi. Sie stürmten, als die Bresche noch so eng war, daß höchstens drei Mann zugleich eindringen konnten, plünderten und mordeten dann aber mit einer Wuth, die sich in nichts von der Wildheit der alten Banden unterschied. Hunger, Pest und Ausreisserei zwangen Lautrec, von Neapel abzustehen; die schwarzen Banden waren noch die bestgeordnete Truppe, und ihnen wurde daher die Deckung des Rückzugs übertragen. Deutsche und Spanier drängten furchtbar nach; sie blieben in Ordnung; aber an einem Engpasse wurden sie von Reiterei überfallen, während sie mit dem Laden ihrer Büchsen beschäftigt waren, und gänzlich gesprengt. Zwei Dritttheile blieben auf dem Platze; die Ueberlebenden führte der Zahlmeister Franz Ferrucci nach Toscana zurück.

Kurz zuvor hatte Florenz die Medici verjagt; der Papst Clemens VII. und Kaiser Karl V. rüsteten gegen die Republik, und die schwarzen Banden hätten zu keiner gelegenern Zeit kommen können. Man benutzte sie, außer daß sie als Kerntruppe unter ihrem neuen Anführer Malatesta Baglioni, einem Bruder des bei Neapel gefallenen Horaz, beisammen blieben, zur Einrichtung der Volkswehr, der die Stadt ihre Vertheidigung hauptsächlich übertragen mußte. Das Gebiet stellte aus der waffenfähigen Mannschaft zwischen achtzehn und sechsunddreißig Jahren dreißig Truppenkörper, Schlachthaufen (battaglie, Bataillons) genannt; die Stadt theilte man in vier Quartiere, jedes wieder in vier Banner. Achtzig Hauptleute wurden ernannt, darunter viele von höchstem Adel; siebenzehn von ihnen hatten in den schwarzen Banden gedient. Es kam etwas von dem alten Geiste über die Florentiner. Die „nüchterne und keusche" Stadt erneuerte ihre außer Uebung gekommenen Gesetze gegen Liederlichkeit und Unfug; alle Stände schanzten an den Wällen, zu denen ein Buonarotti und ein Sangallo die Risse lieferten; selbst Damen karrten Erde, und als es nöthig wurde, die Umgegend auf eine halbe Stunde im Umkreise von den Gärten und Landhäusern zu säubern, waren die Eigenthümer am eifrigsten bei der Hand, ihre eigenen Bäume zu fällen, ihre eigenen Häuser niederzureißen und das Material zu den Wällen zu schleppen. Alle diese Anstrengungen machte aber der unglückliche Umstand zunichte, daß der Oberbefehl über die schwarzen Banden in den Händen Malatesta Baglioni's war, eines Menschen, der jede Rücksicht seinem persönlichen Vortheile opferte. Schon daß er den unter dem Fürsten von Nassau heranziehenden Deutschen nicht den Widerstand entgegensetzte, den er zu leisten vermochte, machte ihn verdächtig; aber noch glaubten zu Viele an keinen Verrath, und überdies hatte sich Baglioni bereits eine starke Partei gemacht, die so wenig als seine Truppe geduldet haben würde, daß man ihn auf unbestimmte Anschuldigungen hin verhafte.

In der Vertheidigungskunst war man in jener Zeit weiter vorgeschritten, als in der Kunst des Angriffs. Die Kaiserlichen hatten Florenz überfallen wollen; da dies nicht gelang, verwandelten sie die Belagerung in eine Einschließung. Man lebte in Florenz wie in Friedens-

zeiten; der Gottesdienst fand regelmäßig statt; die Richter sprachen Recht; alle Laden standen offen; Jedermann ging seinen Geschäften nach. Der einzige Unterschied war der, daß des Nachts die Glocken schwiegen, und daß von Zeit zu Zeit ein Schuß fiel. Da nur in längern Zwischenräumen gefeuert wurde, so lernten die Florentiner den Ton jedes Geschützes kennen, und selbst die Damen wußten zu sagen, welches Stück eben gefeuert habe. Die Jugend war über die Belagerung entzückt, die ihr bald auf den Wällen, bald bei einem Ausfalle zu thun gab; die älteren Bürger senkten den Kopf immer tiefer, da sie sahen, daß Baglioni jeden kräftigen Entschluß hintertrieb, sich größeren Ausfällen widersetzte, einmal aber, als er hatte nachgeben müssen, in dem Augenblick zum Rückzug blasen ließ, wo die Bürger im Begriff waren, den vollständigsten Sieg zu erfechten. Durch seine Verräthereien kam es dahin, daß eine Hungersnoth ausbrach, und den Bürgern nur noch die eine Hoffnung blieb, sich einen Weg nach Prato und Pistoja zu öffnen.

In Pisa befehligte Franz Ferrucci, der ehemalige Zahlmeister der schwarzen Banden, ein Mann, der das gewöhnliche Schicksal solcher Beamten hatte, so lange für schlechte Soldaten zu gelten, bis sie Gelegenheit finden, sich auszuzeichnen. In diesem Augenblicke kannte ihn Jedermann als einen ebenso tapfern als geschickten Anführer, da er seine Proben abgelegt hatte, und ihm wurde der Auftrag gegeben, die Verbindung zu eröffnen. Mit 400 Pferden und 5000 Mann zu Fuß brach er auf; die Florentiner wollten ihn durch einen großen Ausfall unterstützen. Er kam bis Gavinana; dort stellten sich ihm die Kaiserlichen entgegen. Drei Stunden dauerte der Kampf schon; die Florentiner ermatteten; die Feinde erhielten immerfort neue Truppen; zuletzt eilte der Fürst von Nassau selbst herbei, und doch gelang es Ferrucci, die Feinde aus dem Orte zu treiben und ihnen im freien Felde Boden abzugewinnen. Das war eben sein Unglück; in der Ebene konnte die Uebermacht sich entwickeln und die Florentiner erdrücken. Die meisten fielen; wenige wurden gefangen; Ferrucci lebte noch, als er vor einen feindlichen Obersten geführt wurde, der ihn mit dem Dolche niederstach. Auch der Fürst von Nassau war unter den Todten; in seinen Kleidern war noch der Brief, in dem Malatesta Baglioni ihm geschrieben hatte: er möge mit

dem ganzen Heer Ferrucci entgegengehen; sein Freund in Florenz sei ihm dafür Bürge, daß die Florentiner keinen Ausfall auf das feindliche Lager machen würden.

Die Absetzung Baglioni's, die nach solchen Vorgängen unvermeidlich war, entschied zugleich das Schicksal der Stadt. Die Partei des Verräthers unterstützte ihn; er öffnete den Feinden das Thor, das er bis jetzt besetzt gehalten hatte, richtete die Kanonen gegen die Stadt, und ließ seine schwarzen Banden aufmarschiren. Auf diese Weise wurde Florenz gezwungen, nach einer im Ganzen zehnmonatlichen Belagerung zu capituliren. (12. August 1530.)

Die verbannt gewesenen Anhänger der Mediceer kehrten in die Stadt zurück; die Republikaner wanderten aus, fortwährend verstärkt durch unzählige Florentiner, welche die Gewaltherrschaft ihnen nachschickte. Die Bewegungen haben ihren Kreislauf; dicht vor seinem Ende kehrte das Söldnerwesen zu seinem Ausgangspunkte zurück und rekrutirte sich unter den politisch Verfolgten. Das Haupt der Verbannten wurde Peter Strozzi, ursprünglich ein Anhänger und Freund des neuen Herrschers Alexander Medici, dann unter eine übrigens nicht ungerechte Anklage gestellt und so willkürlich behandelt, daß er floh und Rache suchte. Rom, Genua und Ferrara wiesen die Verbannten aus; Venedig gab ihnen ein Asyl, und von hier aus begannen sie ihre anfangs unbedeutenden Unternehmungen. Philipp Strozzi, der Vater Peter's, gab das Geld her, Peter und sein Bruder Leo Strozzi, ein Malteserritter, gewöhnlich der Prior von Capua genannt, machten die Anführer. Auf dem Gebiet des Grafen von Mirandola, der noch zu Frankreich hielt, während Alles ringsum im kaiserlichen Interesse war, warb man allerlei Volk an, 300 Reiter und 4000 zu Fuß. Cosmus Medici, der Sohn Johann's, der jetzt in Florenz regierte, ließ Alles geschehen, ja verlockte das Heer selbst nach Toscana, um die Häupter der Ausgewanderten in seine Gewalt zu bekommen. Durch falsche Nachrichten sicher gemacht, gingen die Strozzis mit ihren Reitern bis Montemurlo vor, während das Fußvolk langsam nachrückte. Peter Strozzi hatte seine Reiter überdies getheilt, und die vorgeschobenen Posten waren so unaufmerksam, daß sie durch die Truppen der Mediceer abgeschnitten

waren, ehe sie Nachricht geben konnten. Die angesehensten Ausgewanderten wurden gefangen; Peter Strozzi, der ebenfalls schon seinen Degen abgegeben hatte, entkam noch, weil man ihn nicht kannte. Sein Vater schnitt sich im Gefängnisse die Kehle ab; die andern Verbannten wurden fürchterlich gemartert und theils öffentlich hingerichtet, theils im Gefängniß umgebracht. Peter Strozzi entkam, suchte in Konstantinopel Hilfe für seine Pläne, und bemächtigte sich endlich des kleinen Hafens Marano in Istrien, der als Seeplatz für seinen Bruder von Werth war. Auch Venedig wies die Verbannten aus; Strozzi sammelte sie und führte sie dem König von Frankreich zu. „Der Herr Strozzi," erzählt Brantome im Leben des Marschalls, „kam zum König mit der schönsten Compagnie, die man sehen konnte: zweihundert Büchsenschützen zu Pferde, die aufs Beste beritten und überhaupt im trefflichsten Stande waren. Da war Keiner, der nicht zwei gute Pferde von kleinem Wuchs hatte, einen vergoldeten Helm und Aermel von Stahlringen, die man damals sehr viel trug, und die halb oder ganz vergoldet waren, wie auch die Büchsen und Panzer. Alle beinahe waren alte Officiere und Soldaten, die unter dem großen Hauptmann Johann Medici gedient hatten. Wenn sie vom Pferde stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, war es nicht erst nöthig, sie groß zu ordnen; denn Jeder war so erfahren, daß er seinen Platz sogleich fand. Als der König Franz diese schönen Leute sah, lobte er sie sehr, und sprach von ihnen so viel Gutes zur Dauphine, die eine Verwandte des Herrn Strozzi war, daß sie fast vor Freuden starb, zu hören, wie ihr Vetter eine so gute Musterung gehalten habe, und dem König dienen wolle, und ganz auf eigene Kosten. Wie ich von dem Hauptmann Michael von Candia, seinem alten Diener, hörte, kostete ihm die Compagnie 50,000 Kronenthaler, und obgleich er in Venedig unermeßliche Reichthümer besaß, verwendete er sie doch ganz im Dienste des Königs, so daß er von seinen 500,000 Kronenthalern seinem Sohn kaum 20,000 hinterließ. Belohnungen und Gnaden erhielt er dafür nicht (keine materiellen, meint Brantome); denn er war nicht zudringlich und verstand nicht zu fordern."

Von Verbannten machen fremde Staaten unabänderlich denselben Gebrauch: sie verwenden sie für ihre eigenen Zwecke, ihnen immer Hoff-

nung machend, es werde die Zeit kommen, wo sie ihrem Vaterlande nützlich werden könnten. Strozzi kämpfte in Burgund; ihm wurde die Vorbereitung einer Landung in England anvertraut; nach Italien kam er nicht anders, als wenn das französische Interesse es so wollte. Dieser Mann, der nur die beiden verwandten Zwecke kannte, die Mediceer aus Florenz und die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben, suchte sogar die deutschen Protestanten auf, um zu erforschen, ob sie für seinen Plan zu benutzen seien. Eine unrühmlichere Rolle spielte sein Bruder, der Prior von Capua, der anfangs gegen die Türken, späterhin gegen alle Welt Seeräuberei trieb, aber doch den Ruhm erlangte, der beste Seemann seiner Zeit zu sein. In allen Häfen des Mittelmeers war sein Name ein gefeierter; wer sagen konnte, daß er unter dem Prior gedient habe, fühlte sich ganz stolz. Er fiel 1553 unter den Mauern von Scarlino, von einem aufs Gerathewohl abgefeuerten Schuß getroffen. Das berühmteste Unternehmen Peter Strozzi's ist seine Vertheidigung von Siena (1554—1555), welche Stadt er funfzehn Monate hielt, von den Franzosen schmachvoll im Stich gelassen, und erst in dem Augenblicke verließ, als der letzte Bissen Brot gegessen war. Es versteht sich, daß er, der allein seine Schuldigkeit gethan hatte, allein in Ungnade fiel. Er gerieth in solche Dürftigkeit, daß er seinen Michaelsorden versetzen mußte, und doch wirkte er bald darauf bei der Eroberung von Calais entscheidend mit. Er fiel 1558 in den Laufgräben von Thionville; sein letztes Wort an den Marschall von Vieville war: „Sagt dem König, daß er einen guten und treuen Diener verloren hat."

Von den schwarzen Banden ist nach Strozzi's Tode wenig mehr die Rede; ein Theil kämpfte in venetianischen Diensten gegen die Türken; der größere Theil verlor sich in den französischen Bürgerkriegen. Strozzi's Sohn, Philipp, fand in einer Seeschlacht in der Nähe der Azoren seinen Tod; Sampiero von Bastelica, der tapferste aller Hauptleute der schwarzen Banden, wurde von einem bezahlten Meuchelmörder, seinem eigenen Diener, ermordet, als er seine heimathliche Insel Corsica zu befreien versuchte.

Sechzehntes Kapitel.

Das Söldnerwesen hört auf. — Die italienischen Staaten errichten Milizen. — Einrichtungen derselben, Waffen, Vorrechte. — Streitkräfte Italiens im siebenzehnten Jahrhundert. — Uebergang zu den stehenden Heeren. — Artillerie und Genie. — Die entlassenen Soldaten werden häufig Räuber. — Beispiele von Räuberbanden, die förmliche Heere waren. — Italiener im Auslande. — Einwirkung des Söldnerwesens auf seine Zeit.

Mit den schwarzen Banden endet das eigentliche Söldnerwesen. Das Lehnswesen war jetzt als politisches Element so ziemlich beseitigt; die Fürstengewalt begann ihre Hand über alle Theile des Staats auszustrecken. Der König, Herzog, oder unter welchem Namen sonst die höchste Macht auftrat, duldete keine Mittelstufen mehr, keine Träger von Interessen, die in einer freieren Stellung sich behaupteten; er selbst erwog, leitete und befahl. Da die Zeit eine kriegerische war, wurde die festere Ordnung im Heerwesen zuerst eingeführt, wie denn auch nichts näher liegen konnte, als vor allen Dingen ein Heer zu bekommen, das sich als zuverlässiges Werkzeug des fürstlichen Willens gebrauchen ließ. Das Heerwesen mußte aber auch auf eine breitere Basis gestellt werden; der zahlreiche Train, das schwere Geschütz erforderten viele Hände; noch mehr Mannschaften bedurfte man zum Angriff und zur Vertheidigung der nach der neuen Befestigungskunst veränderten Festungen. Die Deutschen, Franzosen und Spanier traten in Italien mit großen Heeren auf; die zahlreichen Schlösser und Burgen, Flecken und Städte des Landes waren von keinem Nutzen mehr; daher suchten die Fürsten nach einem System, das ihnen gestattete, eine gewisse Anzahl von waffengeübten Leuten stets in Bereitschaft zu halten. Sie fanden das Milizsystem bereits vor und strebten nun danach, dasselbe weiter auszubilden.

In Florenz erließ Alexander Medici neue Anordnungen, die sein Nachfolger Cosmus weiter ausbildete. Die ländliche Bevölkerung wurde zur Dienstpflicht herangezogen, später auch die der Städte, mit Ausnahme von Pistoja und Florenz, denen man kein Vertrauen schenkte.

Die Gemeinden stellten alljährlich eine Liste aller Männer von 18—25 Jahren auf, ein zweites Verzeichniß fertigten die Corporale an, jeder für seinen Bezirk. Die Bevollmächtigten und Hauptleute verglichen beide Listen und berichteten darüber an die höchste Behörde. Schließlich suchte ein Generalbevollmächtigter die stärksten und tüchtigsten jungen Leute aus und trug ihre Namen in die Dienstrollen ein. Im Frieden wurden die Ausgehobenen zum Austrocknen der Sümpfe, zum Straßenbau und zu andern Arbeiten verwendet; nahte ein Feind, so konnte dieses Heer in fünf Tagen schlagfertig gemacht werden. Cosmus führte auch eine stehende Reiterei ein, vier Geschwader von lauter Freiwilligen, für die er Rüstungen und Pferde aus Deutschland kommen ließ. Die Ausgehobenen erhielten im Frieden einen geringeren, im Kriege einen höheren Sold, und genossen manche Vorrechte. Sie waren, bestimmte Fälle ausgenommen, der Tortur nicht unterworfen, bezahlten keine Abgaben und leisteten keine Handdienste, hatten in gewöhnlichen Rechtssachen einen eigenen Gerichtsstand und durften Waffen tragen. Geistliche, Studenten, Doctoren, Notare und Aerzte waren befreit, Ehrlose ausgeschlossen.

Genua dehnte die Dienstpflicht vom 18. bis zum 60. Jahre aus und hielt vier Regimenter, die anfangs nur in bestimmten Gemeinden ausgehoben wurden. Jedes Regiment war in Compagnien von 150 Mann getheilt; der Hauptmann mußte von Adel und älter als fünfundzwanzig Jahre sein. Die Milizen waren mit Musketen und Piken bewaffnet, jeden Sonntag stellte der Junker, jeden Monat einmal der Hauptmann Uebungen mit ihnen an. Dem Hauptmann räumten die Gesetze ein beschränktes Strafrecht ein; er konnte seine Leute zu einigem Gefängniß, zwei Streichen mit dem Strick und 100 Lire Geldbuße bestrafen. Parma und Piacenza, Modena und Ferrara, Mantua und Montferrat hatten ähnliche Einrichtungen. Die Gonzagen gaben ihren Milizen die größten Vorrechte, die überhaupt in Italien vorkamen. Sie durften Waffen tragen und auf die Jagd gehen, waren befreit von persönlichen Lasten, von öffentlichen Aemtern, von Vormundschaften und der Pflicht, vor Gericht Zeugniß abzulegen; aus der väterlichen Gewalt traten sie ohne weiteres heraus; ihre Ansprüche und Rechte waren

unverjährbar; verkaufte Güter konnten sie noch nach fünf Jahren auslösen; sie hatten eigene Gerichtsbarkeit; Schuldhaft war gegen sie unzulässig. Wer einen Ausgehobenen beleidigte, verfiel doppelter Strafe; Beleidigungen, von Milizen ausgeübt, wurden auf die mildeste Weise geahndet. Von allen Gerichtskosten bezahlten sie nur die Hälfte; verließen sie nach fünfundzwanzig Jahren den Dienst, so behielten sie ihre Vorrechte bei.

Rom hatte im Jahre 1556 nur städtische Miliz, 3310 Mann. Etwas später dehnte Paul IV. die Milizen über den ganzen Kirchenstaat aus, sodaß man 80,000 Mann zu Fuß und 5500 zu Pferde zählte. Daß diese päpstlichen Milizen einem Feinde einen Schaden zugefügt hätten, davon ist nichts bekannt; in Italien bewährte sich durch sie das alte Sprichwort: „Die Waffen der Kirche sind stumpf." Venedig behielt sein älteres System bei, mit der Ausnahme jedoch, daß ein erstes und ein zweites Aufgebot eingeführt wurde. Das erste Aufgebot, 15,000 Mann stark, mußte auf jeden Wink bereit stehen; das zweite von 40,000 Mann diente als Reserve. Für Mailand projectirte der spanische Statthalter Don Ferrante Gonzaga 1546 ein Milizsystem, indem er der Regierung vorstellte, daß eine Miliz, die der Regierung Treue schwöre, sich als Dienerin der Macht betrachten lerne, soldatischem Gehorsam unterworfen werde und Sold erhalte, zu einer Stütze der spanischen Herrschaft werden müsse. Der spanische Argwohn ließ sich nicht überreden; Alles, was man dem Statthalter erlaubte, war, sechs berittene Compagnien von zusammen 300 Mann zu halten, in die aber wenige Italiener Aufnahme fanden. Spanien verließ sich in der Lombardei auf seine zahlreichen Festungen und deren spanische Besatzungen. Anders verfuhr die fremde Regierung in Neapel, wo das Volk nicht zu fürchten war, und die häufigen Landungen der Türken und Barbaresken eine Vorsorge nöthig machten. 1563 erließ der Herzog von Alcala ein Gesetz über die Bildung von Milizen, das sieben Jahre später ausgeführt wurde. Vierundsiebenzig Compagnien, jede 300 Mann stark, wurden aufgestellt; 1615 waren es zweiundachtzig Compagnien, jede von 230 Mann. Für je hundert Feuerheerde mußten fünf gesunde und kräftige Männer gestellt werden; jede Compagnie bekam einen Hauptmann, der sich Fähnrich, Sergeant und Corporal wählte. Die Dienstzeit war auf acht Jahre be-

schränkt; im Frieden hatte die Mannschaft die gewöhnlichen Befreiungen, im Kriege ihren Sold. Vom April bis zum September stellte der Hauptmann mit seinen Leuten Uebungen an. Die betreffenden Gemeinden lieferten die Waffen und bezahlten einen Theil des Soldes. Der Herzog von Medina verordnete 1643, daß alle Milizen in ihren Rechten dem Adel gleichgestellt würden, und verbot den Baronen, die Entlassenen zu gemeinen Diensten zu verwenden. Der Cardinal Granvella fügte eine berittene Miliz hinzu, die im Jahre 1580 etwa 1800 Mann zählte. 1630 verfügte der Graf Monrey, daß für hundert Feuerstellen ein Mann gestellt werde, was auf 400,000 Feuerstellen oder zwei Millionen Einwohner etwa 4000 Reiter gegeben haben würde. Die wirkliche Zahl blieb aber immer weit hinter dieser Annahme zurück.

Weit älteren Ursprungs waren die Milizen in Savoyen und Piemont, wo sie weit über die Zeit der großen französischen Kriege zurückreichten. Eine neue Ordnung gab Emanuel Philibert im Jahre 1560. In Piemont stellten die Gemeinden aus den Männern zwischen achtzehn und fünfzig Jahren 15,000 Mann, in Savoyen aus derselben Classe 8000; das Ganze machte mit den zahlreichen Freiwilligen etwa 36,000 Mann. Der Herzog lieferte die Waffen und zahlte einen kleinen Sold. Die Eintheilung wurde nach Regimentern (colonnelli) gemacht; jedes Regiment bestand aus sechs Compagnien, die Compagnie aus vier Centurien, die Centurie aus vier Rotten. Nach Köpfen war mithin die Eintheilung 2400, 400, 100, 25. Die Rotte trat jeden Sonntag nach der Messe vor dem Hause des Anführers zu Uebungen an; die Centurie versammelte sich alle vierzehn Tage, die Compagnie einmal monatlich, das Regiment vierteljährlich, die ganze Miliz zweimal jährlich, zu Pfingsten und am Tage St. Matthäi. In den gewöhnlichen Compagnien hatten 120 Pikenträger als Schutzwaffe Brustharnische, 30 Brustharnische und Pickelhauben, 10 außerdem noch Schilde, und 10 waren Hellebardirer; die übrigen trugen Büchsen und Pickelhauben. Die eigenen Compagnien der Obersten, die es bei jedem Regiment gab, bestanden aus 350 Schützen und 40 Hellebardirern, von welchen letzteren 16 Corporale und die übrigen zur Fahnen-

wacht bestimmt waren. Die Trommler wurden stets aus den besten Leuten ausgewählt, da man auf die Trommel dasselbe Gewicht legte, wie auf die Fahne; die Officiere trugen Degen, die Centurionen Schild und Sponton. Auf den Oberst folgte der Oberstwachtmeister (sergente maggiore); jede Compagnie hatte einen Hauptmann, einen Fähndrich, zwei Sergeanten, vier Centurionen und sechzehn Corporale. Die Reiterei Emanuel Philibert's bestand aus vier Fähnlein, jedes zweihundert Pferde stark, eines von berittenen Schützen, zwei von Gewappneten, eines von leichten Reitern gebildet. In der Reiterei diente der Adel; in dem Fußvolk eine Stelle anzunehmen, weigerte sich dieser Stand lange Zeit.

Ercole Ricotti, der in diesem Kapitel unser alleiniger Führer ist, schlägt die Mittel an Menschen und Bewaffneten, über die Italien im siebenzehnten Jahrhundert verfügte, wie folgt an:

Waffenfähige Männer . . .	1,972,000.	
Fußvolk, in die Miliz eingereiht	369,500.	401,700
Reiterei	32,200.	
In jedem Augenblick verfügbare Reserven der Miliz:		
Fußvolk	149,500.	166,400
Reiterei	16,900.	
	Summe:	568,100

Diese bewaffneten Massen waren wohl gut, im Frieden die Ruhe zu erhalten; im Kriege erwiesen sie sich mit sehr seltenen Ausnahmen nutzlos. Die größte Wirkung des Milizwesens, das übrigens in einigen Staaten, z. B. in Genua, sehr lange beibehalten wurde, besteht darin, das schnellere Aufhören des Söldnerwesens bewirkt zu haben. Nachdem man die letzten Bandenführer mit kleinen Ruhegehalten in gewisse Städte verwiesen hatte, nachdem in Ober- und Mittelitalien dem kriegerischen Landadel und den kleinen Städteherren das Handwerk gelegt war, wobei ganz besonders die Päpste große Energie entwickelten, verbot man allen Unterthanen das Waffentragen bei strengen Strafen. Eine weitere Folge, die das Milizwesen hätte haben können, den Waf-

fendienst zu einer Ehrensache zu erheben, die Heere zu Bildungsschulen für strenge Zucht und Sitte zu machen, blieb leider aus, da man versäumte, Miliz und stehendes Heer, sowie jetzt mit Landwehr und Linie geschieht, einander näherzubringen. Die geworbenen Heere, denen man aus militärischen Rücksichten den Vorzug vor den Milizen gab und geben mußte, waren in vielen Beziehungen wieder den alten Söldnerbanden ähnlich. Der Oberst war das Haupt seines Regiments; der Hauptmann verfügte über seine Compagnie. War ein Krieg in Aussicht, so überschickte der Fürst einem alten Officier, oder irgend einem Tapferen vom Adel ein Patent, das ihn ermächtigte, tausend, zweitausend Mann zu werben. Wie diese Werbungen erfolgten, ist allgemein bekannt. Der Oberst ernannte den Oberstlieutenant, den Major, den Fahnenträger, den Tambourmajor, den Feldpater, den Arzt, den Feldscherer, den Auditeur und vertheilte so viele Hauptmannspatente, als er Compagnien stellen sollte. Der Hauptmann ernannte seinerseits einen Lieutenant, einen Fähndrich, einen Sergeant, drei Corporale, einen Schreiber, einen Feldscherer, einen Fourier, die Trommler und sechs Gefreite. Die Soldaten kannten, wie die alten Söldner, nichts als ihren persönlichen Vortheil; sie plünderten gleich jenen; ihre Disciplin war nicht zu loben; sie hingen von dem Hauptmann, der ihnen ihren Sold bezahlte, sie nach Gefallen annahm und entließ, fast eben so ab, wie der frühere Söldner von seinem Bandenführer. Bedeutender waren freilich die Unterschiede, die zwischen den geworbenen Soldaten und den ehemaligen Banden stattfanden. Die letzteren wurden gleich im Ganzen, gewöhnlich in großen Massen, angeworben; jede Bande bildete im Heere einen eigenen Körper, sodaß ein kräftiges Zusammenwirken selten zu erzielen war; der Fürst hatte nur mit dem Bandenführer zu thun; außer diesem gab es keine Autorität in der Genossenschaft. In den neuen Heeren dagegen waren die Compagnien sehr klein, an Zahl und Form einander gleich und griffen als untergeordnete Theile eines größeren Ganzen ein. Der Hauptmann empfing sein Patent zwar vom Obersten, war aber ein Diener des Fürsten und diesem verantwortlich. Da alle Theile eines Heeres einander nebengeordnet waren, so konnte der Feldherr seinen Befehlen Nachdruck verschaffen. Der Bandenführer

unterhandelte mit dem Landesherrn auf gleichem Fuße; der Oberst und der Hauptmann nahmen ihr Patent an und gehorchten.

Regenten, welche Ursache hatten, ihre Unterthanen zu fürchten, pflegten ihre Miethsoldaten möglichst aus anderen Staaten zu ziehen. Eine Truppe, die Artillerie, bestand häufig aus deutschen Zeugmeistern, Feuerwerkern und Kanonieren, die, mit Zeugnissen ihrer Tüchtigkeit versehen, ihre Dienste im Auslande anboten. Sie erhielten größeren Sold, sechzehn Gulden monatlich, außerdem für jedes Feldgeschütz zehn Gulden; man hielt ihnen ein Pferd und einen Burschen. Umgekehrt waren die Genieofficiere fremder Heere sehr häufig Italiener, die in ihrer Wissenschaft ebenso einen europäischen Ruf hatten, wie die Deutschen im Geschützwesen. Viele noch jetzt gebräuchliche Bezeichnungen: Bastion, Citadelle, Casematte u. s. w. bezeugen diese Ueberlegenheit der Italiener. Keine Wissenschaft war so hochgeachtet; Staatsmänner und Künstler ersten Ranges übten sie praktisch aus: Macchiavelli, Franz Giorgio, der Schüler Fiesole's, Leonardo da Vinci, Franz Paciotto von Urbino, einer der Baumeister der Peterskirche, u. A. m.

In den besseren Regimentern sah man darauf, daß die geworbenen Leute gute Zeugnisse mitbrachten; aber nur zu oft las man das schlechteste Gesindel von den Straßen auf und stellte es ein. Natürlich entstand dadurch eine tiefe Verachtung gegen den Soldatenstand, der völlig isolirt wurde und sich in dieser Abgeschiedenheit gründlichst verschlimmerte. Den schlechtesten Theil der Heere bildeten gemeinhin die Freicompagnien, Freiwillige, die sich unter einem Anführer zusammenrotteten, mehr der Beute als dem Kampfe zu lieb. Nicht zu verwechseln sind damit die sogenannten Glückssoldaten, gewöhnlich junge Adelige, die, um den Krieg zu erlernen, sich einem berühmten Anführer anschlossen. Wenn sie zahlreich waren, bildeten sie unter eigenen Anführern eine besondere Truppe, deren Zelte oft neben dem Zelt des Oberanführers aufgeschlagen waren, und die zu den gefährlichsten Unternehmungen verwendet zu werden fordern durfte.

Wurde ein größerer Theil des Heeres auf einmal entlassen, so litt das Land in ähnlicher Weise, wie früher durch die Söldnerbanden. Zu Anfang der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts bildete

ein Piccolomini aus entlassenen Soldaten und dem Abhub Italiens eine große Räuberbande, die durch ihre Erfolge solchen Zulauf erhielt, daß ihr Anführer gleich einem Souverän auftreten konnte. Die von Gregor XIII. unterdrückten Barone, ja selbst die benachbarten Regierungen ließen ihm insgeheim Unterstützung zukommen, und seine Macht wuchs dadurch in dem Grade, daß der Papst, nachdem er ihn erfolglos bekämpft hatte, mit ihm zu unterhandeln gezwungen ward. Es wurde ein Vertrag aufgesetzt; Piccolomini fügte ein Verzeichniß der Verbrechen bei, für die er Verzeihung forderte. Als der Papst die unabsehbare Reihe von Schandthaten las, schleuderte er das Papier mit Entsetzen von sich; aber Piccolomini war der Stärkere und erhielt, was er forderte. In Oberitalien trat etwas früher ein gewisser Tolosano auf, der seine Räuber unter dem Parteinamen der „Welfen" arbeiten ließ; am meisten hatte aber Neapel von solchen Kerlen zu leiden. 1559 nahm ein gewisser Marcone den Titel eines Königs beider Calabrien an, und schlug ein spanisches Heer. Seine Gefangenen gab er den Barbaresken, die ihm eine gleiche Anzahl von Christensclaven lieferten, womit er sein Heer vollzählig erhielt. Der Vicekönig mußte in Person gegen ihn ausziehen. 1589 verwüsteten zwei Räuber, Marco Sciarra und Benedict Mangone ganze Provinzen; ein geistlicher Herr, der sich in dieser Gesellschaft sehr wohl befunden zu haben scheint, der Abbate Cäsar, blokirte sogar die Hauptstadt. Der Haß gegen die Spanier machte diese Räuber zu Volkshelden; Naturdichter brachten ihre Thaten in Reime; diese Gesänge kennt der Neapolitaner noch jetzt. Es ist dies erklärlich, wenn man die spanische Misregierung kennt. Die italienischen Besitzungen waren für Spanien ein zweites Amerika, nur gut dazu, der Regierung Geld zu liefern und das Gesindel zu ernähren, das in Spanien kein Unterkommen fand. In Neapel trieben die Vicekönige einen Aemterhandel und duldeten natürlich, daß die Käufer an den armen Untergebenen sich schadlos hielten. Der ärmste Bauer hatte acht Ducaten Steuer zu tragen; von der Seide forderte die Regierung einen Karlin für das Pfund. Am traurigsten war der Zustand in Mailand, dessen Einwohnerzahl in etwa fünfzig Jahren von 300,000 auf 100,000 Menschen herabsank.

Die strebende Jugend mied ein Vaterland, wo man Ausländer sein mußte, um zu Würden und Ehren gelangen zu können. Die Türkenkriege waren die gewöhnlichste Zuflucht für diese Auswanderer; aber man sah sie außerdem auch an allen Höfen und in allen Heeren. Das abenteuernde Wesen der alten Söldnerbanden setzte sich in einzelnen Persönlichkeiten fort; die Religionskriege in Frankreich und Deutschland, namentlich aber der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande, boten Tummelplätze dar für Kräfte, die sich in ihrer Heimath ohne Nutzen verzehrt haben würden. Die Montecuccoli, Piccolomini, Spinola würden zur Zeit der Condottieri berühmte Bandenführer gewesen sein, vielleicht Throne errichtet haben; den Gegensatz zu ihnen bildet Occhiali, ein Renegat aus Calabrien, Dey von Algier und Capudan Pascha, der türkische Held der Seeschlacht von Lepanto.

Eine Einrichtung, die sich, wie das italienische Söldnerwesen, durch mehrere Jahrhunderte hindurchzieht, kann nicht ohne sehr bedeutenden Einfluß auf Sitten und Verhältnisse geblieben sein. Wir werden über dieses Thema indessen kurz sein, da es mehr als mislich ist, aus den tausend ineinandergreifenden Zuständen einer Zeit irgend eine Erscheinung gewaltsam herausreißen und nun nachweisen zu wollen, wie gerade dieses und jenes durch sie hervorgerufen worden, wie sie hier erhebend, dort erniedrigend gewirkt habe, in dieser Beziehung handelnd, in jener leidend aufgetreten sei. Wie leicht durch eine solche Betrachtungsweise schiefe Urtheile entstehen können, davon möge uns ein Beispiel anzuführen erlaubt sein. Mehrere gute Schriftsteller, z. B. Ercole Ricotti, wollen das Söldnerwesen für jene ränkevolle Politik verantwortlich machen, die an den italienischen Höfen vorzugsweise heimisch war. Nun war aber dieselbe Politik auch an nicht italienischen Höfen gebräuchlich, wie denn überhaupt Tücke und Treulosigkeit im Mittelalter sehr häufig vorkommen, weil, wo rohe Kraft herrscht, List als die Waffe der Schwächeren anerkannt wird. Die Gleichgewichtspolitik hat die italienischen Ränke mehr gefördert, als das Söldnerwesen, das allerdings seinen Theil beigetragen hat.

Die Söldnerbanden sind das äußere Symptom der Krankheit, der das schöne Italien erlegen ist. Dieses Volk, das von seiner Freiheit

keinen Gebrauch zu machen und sie deshalb nicht zu wahren verstand, diese Republiken, die in Unterdrückungen mit Tyranneien wetteiferten, diese Fürsten, die kein Band der Liebe knüpften, mußten dem Söldnerwesen anheimfallen. Einmal angenommen, verewigten die Banden die Schwäche, die ihr Entstehen begünstigt hatte, entnervten das Volk, verrückten den Schwerpunkt des Staats, wodurch zuletzt die fremde Herrschaft in Italien möglich gemacht wurde. Die Vaterlandsliebe, die öffentliche Moral waren stark im Abnehmen, als die ersten Condottieri ihr Banner in die Erde stießen; beide verloren sich während der Dauer der Herrschaft der Banden immer mehr, aber nicht durch deren Schuld allein. Die Selbstsucht beherrschte Alles; man kümmerte sich nicht mehr um das Gemeinwohl; man suchte das Glück mit allen Mitteln und man konnte sicher sein, daß der Erfolg den Tadel verstummen lassen werde. Die Chronisten bezeugen, daß die Sitten in den damals noch freien Gemeinden mit dem ersten Auftreten der Banden sich verschlimmerten, und das böse Beispiel, das diese Menschen gaben, dauerte zwei Jahrhunderte fort! Ihnen war Alles erlaubt! In Mailand raubte ein Reisiger Sanseverino's einen schönen Jüngling aus einer edlen Familie und behielt ihn zu seinen Lüsten in Haft, ohne daß die Verwandten dagegen etwas auszurichten vermocht hätten. Franz Maria della Rovere tödtete den Cardinal von Pavia, nächst dem Papst den ersten Mann im Kirchenstaate, und blieb unangefochten im päpstlichen Dienste. Baglioni ermordete kalten Blutes zwei Verwandte, die sich ihm ergeben hatten, und kam mit einem Verweise davon. Die materiellen Verluste, die Italien durch die Condottieri zugefügt wurden, waren ungeheuer. Jeder Krieg hat Verwüstungen in seinem Gefolge, hier war aber die Verwüstung der Zweck; nicht um der eigenen Ehre, oder des Vortheils ihres Herrn willen führten die Banden Krieg, sondern um Beute zu machen.

In der Behandlung der Kriegsgefangenen führten die Banden mildere Sitten ein. In den Kriegen der Gemeinden, die Bürgerkriege waren, tödtete man die Gefangenen, hieb ihnen Hände und Füße ab, blendete sie. In den Kriegen der Banden wurden die gewöhnlichen Gefangenen regelmäßig entlassen, die Anführer wenigstens häufig „auf den Weg des Engels geführt,“ wie der militärische Ausdruck war. Die

Behandlung der bürgerlichen Gefangenen blieb sich gleich. In jedem Kriege schleppten die Soldaten Männer, Frauen und Kinder mit sich fort, die den grausamsten Martern unterworfen wurden, damit sie sich schneller auslösten. Das Kriegsrecht, mit Sturm genommene Städte zu plündern, erhielt die weiteste Auslegung. Einige hielten jede Stadt der Plünderung verfallen, die sich nicht auf die erste Aufforderung ergeben habe; nach andern soldatischen Rechtsgelehrten erlangte der Soldat sein Recht, sowie der erste Armbrust- oder Büchsenschuß gefallen war.

In der Zeit der Söldnerbanden entwickelte sich in Italien die hohe Cultur, deren Einfluß auf alle Länder ein so segensreicher war. Unstreitig waren es viele Ursachen, welche diese Blüthe hervorriefen, in welcher Beziehung wir nur darauf hinweisen, daß Italien der alte Sitz der römischen Bildung, der Mittelpunkt der Christenheit war und die glücklichste geographische Lage hatte. Eine mitwirkende Ursache war das Söldnerwesen, dieser Gebrauch, den Krieg mit Gold zu führen und die Kräfte der Bürger auf die Geschäfte des Friedens zu verweisen. Diese Blüthe hat Italien mit seiner Unabhängigkeit bezahlt; seine Söldnerbanden, das Product verkommener Zustände, haben es in der Stunde der Gefahr verlassen.

Schnellpressendruck von Friedrich Ries in Leipzig.

Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.

Moderne Geschichtschreiber.

Eine Bibliothek
ausgewählter historischer Werke
der neueren Zeit.

Unter Redaction von Prof. Dr. Fr. Bülau.

Prospectus.

Die von uns herausgegebene Historische Hausbibliothek, von welcher bereits 25 Bände erschienen sind, hat, wie wir dankbar anerkennen, eine Aufnahme und Verbreitung gefunden, welche uns den Beweis liefern, daß wir uns bei der inneren und äußeren Einrichtung derselben nicht vergriffen haben, und es uns zugleich zur Pflicht machen, bei der kräftig zu fördernden Durchführung jenes Unternehmens den Plan desselben, im Ganzen wie im Einzelnen, unverbrüchlich festzuhalten. Gleichwohl haben wir bei der Fortführung der Historischen Hausbibliothek öfters zu beklagen gehabt, daß wir an sich ganz trefflich für sie passende Werke unberücksichtigt lassen mußten, weil sie den für die einzelnen Bestandtheile der Hausbibliothek streng begrenzten Umfang überstiegen. Zahlreich sind uns auch Erbietungen zu vielversprechenden Originalwerken zugegangen, die wir ablehnen mußten, weil die Verfasser sich nicht in die engen Grenzen eines Bandes beschränken lassen wollten, es um der Sache willen nicht konnten.

Wir haben uns nun entschlossen, neben der Historischen Hausbibliothek, deren rasche und consequente Durchführung

dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werden soll, eine zweite Sammlung, unter dem Titel:

Moderne Geschichtschreiber

zu eröffnen, welche zunächst umfangreichere Erscheinungen der geschichtlichen Literatur des Auslandes, die auf allgemeinere Theilnahme Anspruch haben, in sorgfältig bearbeiteten Uebersetzungen bringen soll. Wenn wir auch hierbei zunächst nur die neuesten Werke ins Auge fassen, so wollen wir uns doch, zur Vervollständigung und zur Herstellung einer wahren Bibliothek der Geschichte für das gebildete Publicum, vorbehalten, später auch ältere Werke von wahrhaft classischem Werthe neu bearbeiten zu lassen. Wir werden ferner auch Originalwerke bringen, wenn wir sie dem übrigen Inhalte der Sammlung entsprechend halten dürfen. Wenn die „Historische Hausbibliothek" wesentlich auf das Bedürfniß des größeren Publicums berechnet ist, so wird die neue Sammlung auch die wissenschaftlichen Interessen engerer Kreise berücksichtigen können. Sie wird zu einer Ergänzung der Historischen Hausbibliothek dienen; nicht daß sie Partien der Geschichte behandelte, welche dort gänzlich unberücksichtigt blieben, sondern indem sie ausführlich schildert, was dort nur in kurzen Grundzügen dargestellt werden konnte. So hoffen wir, sollen beide Unternehmungen rüstig nebeneinander fortschreiten, sich gegenseitig unterstützen und der neuen Sammlung dieselbe Theilnahme zur Seite stehen, die der älteren in so reichem Maaße gewährt worden ist.

Der erste Band der „Modernen Geschichtschreiber" enthält:

Georg Bancroft,

Geschichte der Amerikanischen Revolution.

Erster Band.

Der Preis eines Bandes von 20—30 Bogen, in der Ausstattung wie die „Historische Hausbibliothek", ist nur 1 Thlr.

Es findet durchaus kein Abnahmezwang statt und ist jedes Werk einzeln zu haben, auch mit besonderem Titel versehen.

Die Bände sind auch in gleichförmigem, englischem Einband vorräthig zu dem Preise von 10 Ngr. für den Band.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.

Historische Hausbibliothek.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Friedrich Bülau.

Subscriptionsbedingungen.

Jeder Band von circa 25 enggedruckten Bogen mit einem Stahlstich bildet ein abgeschlossenes Werk und ist **einzeln** zu haben für den Preis von nur 1 Thlr.

Es findet durchaus **kein Abnahmezwang** statt, sodaß sich Jeder nach seinem Bedürfnisse oder seiner Neigung eine gewählte Bibliothek zusammenstellen kann, weshalb auch jeder Band mit einem Doppeltitel versehen ist.

Alle Bände sind auch in **gleichförmigen** geschmackvollen englischen Einbänden vorräthig, sodaß diese, selbst zu verschiedenen Zeiten bestellt, doch genau an einander passen; sie dürften sich so ganz besonders zu Geschenken und Prämienbüchern eignen. Preis des Einbandes ist 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände.

Band.

1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Fr. Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.
3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geschichte Kaiser Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelson und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Graviere. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Ed. Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Costniz.** Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geschichte der französischen Revolution. 1789—1813.** Von F. A. Mignet. Mit d. Portr. Mirabeau's nach Raffet.

Band.

10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach E. Williards. Mit dem Portr. Washington's von Longhi.

11. **Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit.** Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Christian's IV. Nach Karl von Mandern.

12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.

13. **Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.

14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Mit dem Portrait Karl's I.

15. **Geschichte der Wiener Revolution.** Von F. A. Nordstein. Mit dem Portrait des Erzherzogs Johann.

16. **Das Leben Mohammed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohammed's.

17. **Geschichte Karl's des Großen.** Nach Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portrait Karl's des Großen nach A. Dürer.

18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.

19. **Der Hansabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Milde.

20. **Geschichte Spaniens.** Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.

21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zucchari.

22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andreas Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk.

23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.

24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.

25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Mérimée. Mit dem Portrait Peter's nach A. Carnicero.

In ähnlichem Format, Preis und Ausstattung erschien:

Leben des Kaisers Taokuang. Memoiren des Hofes zu Peking und Beiträge zu der Geschichte China's während der letzten fünfzig Jahre. Von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen von Seybt.

Attila. Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts von Amédée Thierry, Mitglied des Instituts von Frankreich. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

Geschichte Franz Sforza's

von

Friedrich Steger.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1853.



Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Sforza

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm,

Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri Mit dem Portr. Franz Sforza's

Leipzig 1853